

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Titelbild

<https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/newspaper/item/YDYOLE3NFAZIQLJ-DNSFR3ZRSRYBRXQT?query=völkerschau+paderborn&hit=&issuepage=4>

Impressum

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 37 (PHM), 2024

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn
Dr. Michael Wittig

Redaktion: Paul Duschner
Carolina Niss, Pauline Wichmann
Dr. Michael Wittig
Lea Zacharias

E-Mail-Adresse: vfg@die-sprachwerkstatt.de
ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

Layout und Druck: Druckerei Egeling GmbH, Bad Driburg

Inhalt

AUFSÄTZE

- Christin Fleige, „Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges“. Völkerschauen und die Schaulust am Fremden in Westfalen-Lippe 4
- Paul Duschner, Shunga-Zeichnung nach einer Buchillustration von Nishikawa Sukenobu 17
- Carolina Niss, Kolonialdenkmäler: Relevanz und Möglichkeiten einer postkolonial reflexiven Geschichts- und Erinnerungskultur in Deutschland. 28
- Alexandra Krebs, «Diese Geschichte mit allen Frauen». De-Konstruktion historischer TikTok-NarrativeApp in die Geschichte 57
- Wolfgang Stüken, „Walk on eggshells“. Haus Grünebaum: Der lange und beschwerliche Weg zu einer historisch angemessenen Paderborner Erinnerungstafel. 70
- Hans Gerd Dormagen, Überlegungen zu drei gravierten Messinggrabplatten des 14. Jahrhunderts im Paderborner Dom 95
- Maria Anna Weiland, War Johann Bernhard Fischer von Erlach ein autonomer Architekt? Zur These von Hans Sedlmayr in seinem Aufsatz. „Die Schauseite der Karlskirche in Wien“ 109

REZENSIONEN 120

STEFAN PÄTZOLD/WILFRIED REININGHAUS (Hgg.): Quellenkunde zur westfälischen Geschichte vor 1800. Zwanzig Beiträge zu Auswertungsmöglichkeiten und Erkenntnispotentialen vormoderner Überlieferungen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge, Bd. 72), Münster: Aschendorff 2023, 443 S., Festeinband, Abb. (C. Schreckenberg)

SEBASTIAN HAUMANN / EVA-MARIA ROELEVINK / NORA THORADE / CHRISTIAN ZUMBRÄGEL (Hgg.): Perspektiven auf Stoffgeschichte. Materialität, Praktiken, Wissen (Histoire, Bd. 212), Bielefeld: Transcript 2023, 260 S. inklusive 5 schwarz-weißer Abbildungen. (D. Kramps)

SCHRECKENBERG, CAROLIN: Die junge Käthe Kollwitz in ihrer künstlerischen Findungsphase. Mit einem Vorwort von Jutta Ströter-Bender. Baden-Baden 2023 (Tectum Verlag, Reihe: Kontext. Kunst – Vermittlung – Kulturelle Bildung, Bd. 39). (P. Duschner, P. Wichmann)

MICHAEL LICHTWARCK-ASCHOFF: Der Perückenmacher von Königsberg. Eine schwierige Freundschaft mit Immanuel Kant, Stuttgart 2024 (Hirzel), 200 S. mit einem Zuvor, einem Auszug aus Kants Vorlesung über die Physische Geographie, einem Personenverzeichnis und einem Verzeichnis der Quellen und Belege. (M. Wittig)

SEBASTIAN VOGT: Der Judenhass. Eine Geschichte ohne Ende?, Stuttgart 2024 (Hirzel), 232 S. mit einem Vorwort des Lipper Politikwissenschaftlers Peter Steinbach, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin. Nachwort zum Überfall der Hamas auf Israel am 07. Oktober 2023 und Literaturverzeichnis. (M. Wittig)

YVONNE SHERWOOD, Blasphemie. Geschichte und Gegenwart des Frevels, München 2023 (Claudius Verlag). Aus dem Englischen übersetzt von Carla Hegerl, 196 S. mit Abbildungsverzeichnis sowie Quellenangaben und weiterführender Literatur. (M. Wittig)

JULIANE STÜCKRAD, Die Unmutigen, die Mutigen. Feldforschung in der Mitte Deutschlands, Berlin 2022 (Kanon Verlag), 286 S. inklusive Verzeichnis ausgewählter Literatur. (M. Wittig)

AUTORENVERZEICHNIS 162

VERÖFFENTLICHUNGEN 164

„Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges“. Völkerschauen und die Schaulust am Fremden in Westfalen-Lippe

Christin Fleige

Die öffentliche Zurschaustellung als fremd und „exotisch“ wahrgenommener Menschen entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Europa zu einer populären Unterhaltungspraktik.¹ Die sogenannten Völkerschauen erreichten in der Hochphase des europäischen Kolonialismus breite Bevölkerungskreise – auch in Westfalen-Lippe – und machten koloniale Strukturen, Denkmuster und Bildwelten im Alltag präsent. Dieser Beitrag geht anhand von regionalhistorischen Beispielen einigen Strategien der Inszenierung und Bewerbung nach und fragt, welche Rolle Vorstellungen von Fremdheit dabei spielten.

Die Anfänge und frühen Vorformen exotischer Zurschaustellungen gehen bis in die Frühe Neuzeit zurück, als außereuropäische Menschen an Fürstenhöfen einem exklusiven Publikum präsentiert wurden. Öffentliche Schauen für breitere Bevölkerungskreise boten ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Jahrmärkte, Volksfeste und Zirkusse.² Im engeren Sinn sind mit dem Begriff „Völkerschau“ insbesondere die Zurschaustellungen nach Hagenbeck'schem Vorbild gemeint. Der Hamburger Zoodirektor und Tierhändler Carl Hagenbeck begann in den 1870er Jahren mit der kommerziell motivierten Vorführung indigener Menschen, die in „anthropologischen Ausstellungen“ ihre angebliche Kultur präsentieren sollten.³ Hagenbeck hatte maßgeblichen Anteil an der Etablierung dieser nun zunehmend professionalisierten und kapitalistisch organisierten Veranstaltungen in Europa. An seinem Geschäftsmodell orientierten sich bald zahlreiche private, international tätige Unternehmer, für die die Völkerschauen in erster Linie ein Unterhaltungsgeschäft waren. Die von ihnen zusammengestellten Ensembles reisten meist über einen längeren Zeitraum hinweg durch verschiedene Länder in Europa und teils auch in den USA. Als Veranstaltungsorte dienten hauptsächlich öffentliche Plätze und Parks, Gaststätten, Theater, Zoos, Welt- und Gewerbeausstellungen sowie Jahrmärkte und Zirkusse.

Die Vorführungen bestanden typischerweise aus Elementen wie Kampfszenen, Tänzen, musikalischen oder akrobatischen Darbietungen und vermeintlich lokaltypischen Tätigkeiten. Dabei gab es unterschiedliche Schwerpunktsetzungen: Für die zeitgenössisch auch als „Karawanen“ bezeichneten Gruppen nach Hagenbeck'schem Vorbild wurden manchmal

1 Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag im Rahmen der 30. Jahrestagung des Historischen Instituts an der Universität Paderborn zum Thema „Fremd(e) – Faszination, Ablehnung, Anverwandlung“ am 04.11.2023.

2 BRÄNDLE, Rea: „Wilde, die sich hier sehen lassen“. Jahrmärkte, frühe Völkerschauen und Schaustellerei, Zürich 2023.

3 THODE-ARORA, Hilke: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeck'schen Völkerschauen, Frankfurt am Main 1989; vgl. auch DREESBACH, Anne: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940, Frankfurt am Main 2005.

ganze „Dörfer“ als Kulissen aufgebaut, die das Alltagsleben der zur Schau gestellten Menschen erfahrbar machen sollten (Abb. 1); in anderen Fällen lag der Fokus eher auf dramaturgisch genau durchgeplanten Schauspielen oder artistischen Darbietungen. Vor allem die Zurschaustellungen auf Jahrmärkten und in Zirkussen waren meist stärker um Unterhaltung als um Authentizität und Wissenschaftlichkeit bemüht. Oft verliefen die Grenzen jedoch fließend. In jedem Fall entsprachen die Vorführungen ganz den exotistischen Projektionen der europäischen Organisatoren und waren von authentischen Darstellungen weit entfernt.



Abb. 1: Illustration der im Leipziger Zoo auftretenden Samojeden (aus: Die Gartenlaube 1883, S. 97, [https://de.wikisource.org/wiki/Die_Samojeden#/media/Datei:Die_Gartenlaube_\(1883\)_b_097.jpg](https://de.wikisource.org/wiki/Die_Samojeden#/media/Datei:Die_Gartenlaube_(1883)_b_097.jpg))

Das Vorgehen der Veranstalter bei der Anwerbung und Organisation gestaltete sich je nach Zurschaustellung sehr unterschiedlich, und ebenso vielfältig waren die Motivationen und Herkünfte der zur Schau gestellten Menschen. Sie stammten aus allen Teilen der Welt, von Afrika über Asien und Australien bis hin zu entlegenen Regionen Nordeuropas. In der Regel traten diese Menschen die Reise nach Europa freiwillig an, doch es sind auch Fälle von gewaltsamer Entführung und Verschleppung überliefert. Manchmal gab es Verträge, in denen z. B. die Dauer des Aufenthaltes, die Arbeitszeiten und das Gehalt festgelegt wurden. Dennoch ist fraglich, inwiefern die Menschen tatsächlich wussten, was sie erwartete. Die meisten kamen wohl weitgehend unvorbereitet nach Europa und waren dort mit unbekanntem Klimaverhältnissen, Ernährungsgewohnheiten und Krankheiten konfrontiert. Daher war es keine Seltenheit, dass Mitglieder der Ensembles verstarben. Einige Mitwirkende, die die Schauen überlebten, kehrten in ihre Heimat zurück, andere blieben in Europa, um sich dort ein neues Leben aufzubauen. Manche machten sich als Schausteller selbstständig und organisierten selbst Völkerschauen.⁴

Zeitlich korrespondierend mit der Hochphase des europäischen Kolonialismus im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert entwickelten sich die Zurschaustellungen zu

⁴ Beispielhaft sei hier die Schaustellertätigkeit des aus Togo stammenden Nayo Bruce genannt. Ausführlich dazu vgl. BRÄNDLE, Rea: Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa, Zürich 2007.

einem wahren Massenphänomen. Da die Eintrittspreise im Pfennigbereich lagen, war der Besuch für breite Bevölkerungskreise erschwinglich. Zum Publikum gehörten sowohl westfälische Landwirte als auch staatliche Eliten wie der deutsche Kaiser Wilhelm II. (Abb. 2a). In Herford besuchte im Jahr 1910 Fürst Leopold IV. zur Lippe ein „Lappländerdorf“, welches Teil der dort stattfindenden Gewerbe- und Industrieausstellung war (Abb. 2b).⁵



*Abb. 2a:
Kaiser Wilhelm II.
1909 beim Besuch
einer Völkerschau
von Carl Hagenbeck
in Hamburg
(Bundesarchiv, Bild
183-R52035 /
CC-BY-SA 3.0)*



*Abb. 2b:
Die „Lappländer-
Truppe“ auf der
Herforder
Gewerbe- und
Industrie-
ausstellung 1910
(Herforder
Kreisblatt,
03.09.1910)*

⁵ HERFORDER KREISBLATT, 31.08. und 03.09.1910.

In Deutschland und den meisten anderen europäischen Ländern blieben Völkerschauen bis weit in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts populär, wenngleich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs einen zeitweiligen Rückgang zur Folge hatte. Ein Ende begann sich abzuzeichnen, als sich die Menschen an dieser Art von Zurschaustellungen sattgesehen hatten und die Sehnsucht nach Exotik und Abenteuer zunehmend durch Medien wie Film und Rundfunk sowie durch den zunehmenden Ferntourismus gestillt wurde. In den meisten deutschen Städten fanden in den 1930er Jahren die letzten Veranstaltungen dieser Art statt.

Verbreitung in Westfalen-Lippe

Ein regionalhistorischer Blick auf das Phänomen verdeutlicht das Ausmaß der Verbreitung: Nicht nur in Großstädten und Kolonialmetropolen wie Hamburg, Berlin oder Köln, sondern auch in kleineren Städten und sogar im ländlichen Raum fanden Völkerschauen statt. Für das Ruhrgebiet und Westfalen-Lippe konnte Detlev Brum über 700 Gastspiele von etwa 225 schaustellenden Gruppen und Einzelpersonen zwischen dem Anfang des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts nachweisen, wozu neben Völkerschauen auch „exotische“ Schaustellungen im weiteren Sinne, darunter Varietédarbietungen, Konzerte und Theatervorstellungen von People of Color, zählen.⁶ Für die Region ist damit eine besonders hohe Dichte an Völkerschauen feststellbar. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, wie unterschiedlich die Zurschaustellungen aussehen konnten. So gab es in Minden 1914 ein „Somali-Dorf“ im Rahmen einer Gewerbeausstellung,⁷ in Lüdenscheid fanden zwei Völkerschauen im Kontext von Schützenfesten statt,⁸ und auch für Paderborn sind mehr als ein Dutzend exotische Schaustellungen nachweisbar, die zwischen 1831 und 1938 z. B. auf dem Liborifest, im Rahmen von Zirkussen oder auf der Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung von 1913 auftraten.⁹ Auch die „Deutsche Afrika-Schau“, die im Sinne der nationalsozialistischen Kolonialpropaganda vereinnahmt wurde, trat 1938 in Paderborn auf.¹⁰

Eine besondere Bedeutung kommt innerhalb Westfalens der damaligen Provinzialhauptstadt Münster zu, denn dort gab es mit dem Zoo einen Veranstaltungsort, der in anderen Städten der Region nicht zur Verfügung stand. Zoologische Gärten waren als Spielorte besonders beliebt, da sie die Völkerschauen regelmäßig und über längere Zeiträume für

6 BRUM, Detlev: Völkerschauen, exotisierte Unterhaltung und schaustellende People of Color im Ruhrgebiet und in Westfalen (1809–1943), online unter: <http://www.dortmund-postkolonial.de/?p=5621> [24.06.2024].

7 LWL-PREUSSEN-MUSEUM MINDEN: Hier in Minden. Die Gewerbeausstellung 1914 (GEWA). In: Schwarz weiß. Preußen und Kolonialismus. Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung im LWL-Preußenmuseum Minden, 04.11.2022–10.09.2023.

8 BRÄNDLE, „Wilde, die sich hier sehen lassen“, S. 213.

9 EBERHARDT, Jonas: „Schwarze Menschen“ aus Afrika in Paderborn in der Zeit des Kolonialismus, in: Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter 195 (2022), S. 5–9; GAIDT, Andreas: Die Liborikirmes, in: GAIDT, Andreas/ GRABE, Wilhelm/ RADE, Hans-Jürgen (Hg.): 500 Jahre Libori, Paderborn 2023, S. 154–209; FEDERICI, Denis: Die dunkle Seite des Liborifests: Völkerschauen in Paderborn, in: Blog Paderborn Postkolonial, 09.10.2023, <https://paderborn-postkolonial.de/beitraege/voelkerschauen/> [20.05.2024]; BRUM, Völkerschauen, S. 44f.

10 BRUM, Völkerschauen, S. 45; weiterführend zur Deutschen Afrika-Schau vgl. LEWERENZ, Susann: Die Deutsche Afrika-Schau (1935–1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzungen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt am Main 2006.

ein Massenpublikum zugänglich machen konnten. Als Orte der Vergnügung und Unterhaltung, die zugleich als Bildungsinstitutionen anerkannt waren, boten sie den idealen Rahmen, um ihnen einen wissenschaftlich-didaktischen Anstrich zu verleihen und sie entsprechend zu vermarkten. Der Westfälische Zoologische Garten in Münster wurde 1875 eröffnet und war der erste und bis in die 1930er Jahre einzige Tierpark in Westfalen.¹¹ Die Anbindung an den Zoo ermöglichte einen gewissen Grad der Institutionalisierung, sodass allein dort zwischen 1879 und 1928 mindestens 21 Völkerschauen stattfanden.¹² Weitere Gruppen traten auf dem heutigen Schlossplatz, in Gaststätten oder als Teil von Schaustellerunternehmen in Zirkussen und auf Jahrmärkten wie dem Send auf. Zahlenmäßig ist in der Region daneben für Dortmund ein noch größerer Umfang an Völkerschauen dokumentiert; dort gehörten der Fredenbaumpark sowie diverse Gaststätten, Fest-, Theater- und Konzertsäle zu bevorzugten Spielorten.¹³

Mediale Inszenierung

Wie die unterschiedlichen Veranstaltungen inszeniert wurden, belegen zeitgenössische Quellen wie Zeitungsberichte, Postkarten, Plakate, Fotos, Programmhefte und Fachpublikationen. Diese Quellenüberlieferung gibt die *weiße*, europäische Perspektive wieder, während nur selten Zeugnisse überliefert sind, die die Sicht von Darsteller*innen spiegeln. Dennoch sind diese Quellen hilfreich, um nachzuvollziehen, welche Vorstellungen des Fremden und „Exotischen“ mit den Völkerschauen verknüpft waren und in der Öffentlichkeit verbreitet wurden. Denn nicht nur die Vorführungen selbst vermittelten Stereotype, sondern auch ihre mediale Inszenierung in Bild- und Printmedien. Dadurch wurden die Völkerschauen ebenso für Menschen präsent, die die Veranstaltungen nicht selbst besuchen konnten oder wollten. Die mediale Präsenz war daher ein wichtiger Aspekt der Werbestrategie der Organisatoren. Diese ließen Fotos der Gruppen als Postkarten und Souvenirs verkaufen und Plakate gestalten, die Klischees bedienten und die Schaulust ansprechen sollten (Abb. 3). Außerdem stellten sie Pressematerialien zur Verfügung, die viele Lokalzeitungen in ihrer Berichterstattung aufgriffen und so die entsprechenden Narrative reproduzierten.

Erhöhte Beachtung fanden in der Presse immer wieder besondere Vorkommnisse oder gar Skandale wie Krankheits- und Todesfälle unter den Mitwirkenden oder Liebesbeziehungen sowie Konflikte zwischen zur Schau gestellten Menschen und Besucher*innen. Solche Vorfälle ereigneten sich mitunter auch in westfälischen Städten: In Altena verstarb

11 Vgl. ZOO-VEREIN MÜNSTER (Hg.): Von Landois zum Allwetterzoo. 125 Jahre Zoo in Münster, Münster 2000; BURHENNE, Verena: Tiere anschauen. Zur Entwicklungsgeschichte zoologischer Gärten am Beispiel des Zoos in Münster, in: Westfälische Forschungen 62 (2012), S. 81–109.

12 Ausführlich dazu vgl. FLEIGE, Christin: Die Völkerschauen im Westfälischen Zoologischen Garten Münster. Zur Inszenierung und Rezeption des „Fremden“ (1879–1928) (Kleine Schriften aus dem Stadtarchiv Münster 17), Münster 2023.

13 BRUM, Völkerschauen, S. 10–20; BRÄNDLE, „Wilde, die sich hier sehen lassen“, S. 165f.; WINTER, Klaus: Vergnügen ohne Ende. Eine lückenhafte Chronik des „Fredenbaum“, in: Heimat Dortmund. Stadtgeschichte in Bildern und Berichten 2/2015: Fredenbaum. Park-Geschichte des Dortmunder Nordens, S. 27–34.

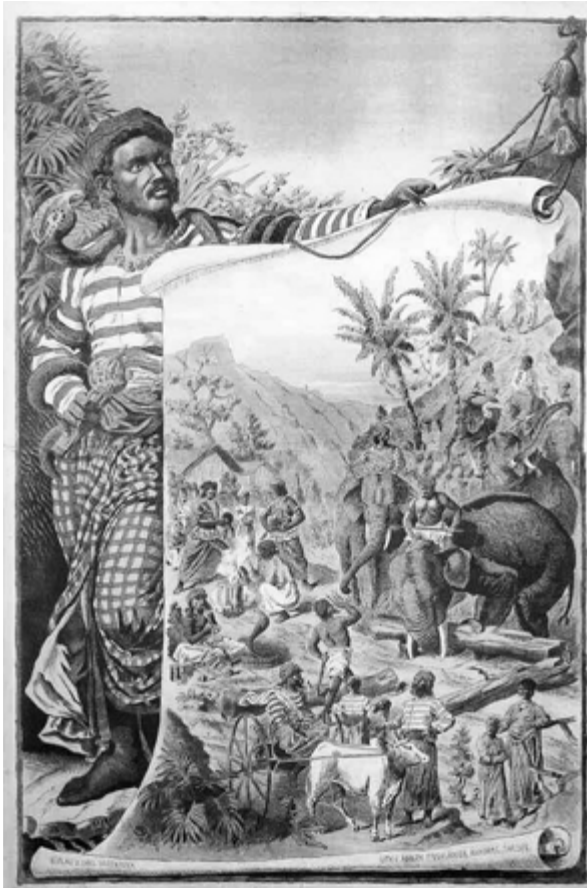


Abb. 3: Das von Adolph Friedländer gestaltete Plakat bewarb eine Singhalesen-Völkerschau (https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Human_zoos?uselang=de#/media/File:Friedl%C3%A4nder.plakat.8.jpg)

1889 ein Darsteller an einer Lungenentzündung und wurde vor Ort beigesetzt.¹⁴ In Münster berichteten die Tageszeitungen ausführlich über eine Trauerfeier für ein Ensemblemitglied, das während des vorherigen Aufenthaltes in Düsseldorf gewaltsam zu Tode gekommen war.¹⁵ In Paderborn erregte 1907 die Geburt eines Schwarzen Kindes, bei dessen Eltern es sich um ein Schaustellerehepaar handelte, mediale Aufmerksamkeit,¹⁶ ebenso wie 1912 und 1928 in Dortmund, wo zu diesen Anlässen öffentliche Tauffeiern stattfanden.¹⁷ Für Soest, Dortmund und Bocholt sind zudem gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen zur Schau gestellten und schaulustigen Personen überliefert.¹⁸

Zwischen Unterhaltung und Belehrung

Während einige dieser Geschehnisse nicht unbedingt ein positives Licht auf die Veranstaltungen warfen, war eine wichtige Werbestrategie die Inszenierung als „Sehenswürdigkeiten ersten Ranges“, die sowohl Belehrung als auch Unterhaltung versprachen.¹⁹ Gerade

14 ALTENAER KREISBLATT, 02.03.1889.

15 MÜNSTERISCHER ANZEIGER, 10.07. und 14.07.1898; WESTFÄLISCHER MERKUR, 11.07. und 14.07.1898.

16 EBERHARDT, „Schwarze Menschen“, S. 7.

17 BRUM, Völkerschauen, S. 18, 20.

18 BRUM, Völkerschauen, S. 19, 47; BORKEN-BOCHOLTER ANZEIGER, 23.04.1929.

19 Entsprechend beworben wurden z. B. in Münster eine „Samoa-Karawane“ 1896 und eine „Wild-West-Schau“ 1926, vgl. MÜNSTERISCHER ANZEIGER, 14.06.1896 und 15.05.1926.

in der Anfangszeit der Völkerschauen nach Hagenbeck'schem Prinzip in den 1870er Jahren wurde ihr authentischer und edukativer Charakter betont. Sie wurden als „anthropologische Ausstellungen“ beworben, die „völkerkundliches“ Wissen vermittelten. Wie in vielen anderen Bereichen der Vergnügungskultur des 19. Jahrhunderts sollte diese Form der Unterhaltung zugleich der Bildung dienen. Um diesen Anspruch zu untermauern, wurde die angebliche ethnologische Expertise der Veranstalter besonders hervorgehoben, es wurden Programmhefte und Broschüren mit Hintergrundinformationen verkauft und in Werbeanzeigen wurden gezielt Schulen angesprochen.

Ein beliebtes Argument war in diesem Zusammenhang auch das Narrativ der „aussterbenden Völker“. In Hagen, Dortmund, Gelsenkirchen, Unna und Kamen bewarb man zwischen 1900 und 1914 die „letzten noch lebenden Azteken“,²⁰ und der Anführer einer 1905 in Dortmund präsentierten „Original-Indianer-Truppe“ sei „der letzte vom Stamme der Mohawks“.²¹ Da die zur Schau gestellten Menschen die letzten Angehörigen einer bestimmten ethnischen Gruppe seien bzw. ihre Kultur zunehmend verloren gehe, sei ein Besuch unbedingt empfehlenswert. Die eigene Verantwortung für die starken Veränderungen, mit denen viele indigene Gesellschaften infolge des europäischen Expansionismus konfrontiert waren, wurde dabei völlig ausgeblendet. Die Legende der „aussterbenden Völker“ wurde in akademischen Kontexten gerne angeführt, um das eigene Handeln zu legitimieren, z. B. wenn es um den Aufbau ethnologischer Sammlungen ging.

Auch im Fall der Völkerschauen verwies man auf die angebliche wissenschaftliche Relevanz und belehrende Funktion, um diese zu rechtfertigen und kritische Stimmen, die hin und wieder laut wurden, zu relativieren. Dabei handelte es sich nicht nur um eine vorge-schobene Behauptung, sondern es war tatsächlich üblich, dass die Ensembles europäischen Wissenschaftlern zu Forschungszwecken zugänglich gemacht wurden. Sie mussten pseudo-wissenschaftliche, z. B. medizinische und anthropometrische Untersuchungen über sich ergehen lassen, um zeitgenössische Rassentheorien vermeintlich zu bestätigen. Davon profitierten Wissenschaftler und Veranstalter gleichermaßen, denn letztere setzten diese Forschungen wiederum als Werbeargument ein. Erst als die mangelnde Authentizität der Völkerschauen zunehmend offensichtlich wurde, nahm etwa ab der Jahrhundertwende das wissenschaftliche Interesse daran ab.

Zu den bekanntesten Beispielen für Wissenschaftsakteure, die die Völkerschauen zu Forschungszwecken nutzten, gehören der Mediziner und Anthropologe Rudolf Virchow in Berlin, die Gesellschaft für Anthropologie in Paris oder der Mediziner Theodor von Bischoff in München.²² Doch nicht nur in den Kolonialmetropolen und an großen Universitäten war ein solches Interesse vorhanden, sondern z. B. auch in Münster. Dort sind zwar nach bisherigen Erkenntnissen keine systematischen, beispielsweise medizinisch-anthropologi-

20 Vgl. BRUM, Völkerschauen.

21 BRUM, Völkerschauen, S. 17.

22 Vgl. BRÄNDLE, Rea: Wildfremd, hautnah. Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835–1964 (erweiterte Neuausgabe), Zürich 2013, S. 18–25; DREESBACH, Anne: Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des „Fremden“, in: EGO – Europäische Geschichte Online, <https://www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-und-die-welt/europaeische-begegnungen/kolonialausstellungen-voelkerschauen-und-die-zurschaustellung-des-fremden-kolonialausstellungen-und-voelkerschauen-be-freigabe> [24.06.2024].

schen Untersuchungen durchgeführt worden, doch gab es Bemühungen von Hermann Landois, die Bedeutung der Völkerschauen populärwissenschaftlich zu vermitteln. Landois war als langjähriger Direktor des Westfälischen Zoologischen Gartens maßgeblich an dessen Etablierung als regelmäßigem Veranstaltungsort von Völkerschauen beteiligt. Zudem war er in Münster als Zoologieprofessor an der Königlichen Akademie und als Direktor der Zoologischen Sektion des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst sowie des Provinzialmuseums für Naturkunde tätig.²³ Mit kurzen Artikeln und Vorträgen zu „ethnografischen“ Beobachtungen, die er im Kontext einiger Völkerschauen angestellt hatte, versuchte er sicherlich nicht nur ein interessiertes Fachpublikum, sondern eine breite Öffentlichkeit und damit potenzielle Besucher*innen zu erreichen.²⁴

Rassifizierung und Stereotypisierung

Eine besondere Aufmerksamkeit widmeten sowohl die Impresarios bei der Anwerbung als auch die Wissenschaftler bei ihren Forschungstätigkeiten dem äußeren Erscheinungsbild der ausgestellten Menschen. Die möglichst auffällige physische Andersartigkeit war ein wichtiger Faktor, um die Schaulust der europäischen Betrachtenden anzusprechen. Im damaligen Verständnis war das Aussehen eng mit der Kategorie „Rasse“ verknüpft. Man glaubte, die angebliche „Rassenzugehörigkeit“ an bestimmten äußerlichen Merkmalen festmachen zu können, z. B. an der Hautfarbe, den Körpermaßen oder der Schädelform. Die unterschiedlichen „Menschenrassen“ befänden sich auf verschiedenen Evolutionsstufen, wobei die Europäer als am höchsten entwickelt galten. So wurde die eigene vermeintliche Überlegenheit evolutionistisch begründet und als natürlich gegeben dargestellt.

Diese Rassentheorien und -zuschreibungen korrespondieren mit der Inszenierung unterschiedlicher Gruppen von Völkerschauen. Anne Dreesbach hat sieben grundlegende, jeweils mit bestimmten Stereotypen behaftete Typen ausgemacht.²⁵ Neben den angeblich besonders primitiven und rückständigen „Urmenschen“ wurden afrikanische Gruppen meist sehr abwertend als kriegerische „Wilde“ präsentiert. Im Gegensatz dazu galten die Mitglieder von Samoa- oder „Südsee“-Völkerschauen als unschuldige, von der Zivilisation unberührte Naturwesen; ihnen schrieb man eine schöne und anmutige Erscheinung und mitunter eine erotische Ausstrahlung zu (Abb. 4). Zugleich wurden sie als „große Kinder“ dargestellt, die unwissend und schutzbedürftig seien. Solche paternalistischen Inszenierungen trugen dazu bei, den europäischen Kolonialismus zu rechtfertigen und die Idee einer Zivilisierungsverpflichtung zu vermitteln.

Eine ebenfalls eher positiv konnotierte, wenngleich nicht weniger rassistische Präsentationsweise prägte die Völkerschauen mit geografischer Verortung in Südasien, z. B. Indien. Die Menschen wurden als bescheiden, sympathisch und geschickt sowie als „kultivierte

23 Vgl. JAKOBI, Franz-Josef/ STERNBERG, Thomas (Hg.): Hermann Landois (1835–1905). Naturwissenschaftler, Theologe, Stadtbürger, Schriftsteller, Münster 2005.

24 Vgl. FLEIGE, Völkerschauen, S. 62–67.

25 Vgl. DREESBACH, Gezähmte Wilde, S. 131–146.



Abb. 4: Illustration von Tanzszenen einer Samoa-Völkerschau (aus: *Die Gartenlaube* 1895, S. 781, [https://de.wikisource.org/wiki/T%C3%A4nze_der_S%C3%BCdseeinsulaner#/media/Datei:Die_Gartenlaube_\(1895\)_b_781.jpg](https://de.wikisource.org/wiki/T%C3%A4nze_der_S%C3%BCdseeinsulaner#/media/Datei:Die_Gartenlaube_(1895)_b_781.jpg))

Exoten“ charakterisiert; ihre kunsthandwerklichen und akrobatischen Leistungen rückten in den Mittelpunkt. So entstand das Bild einer zwar fremden und geheimnisvollen, aber durchaus „zivilisierten“ Kultur voller Magie und Mystik. Auch Gruppen von „Arabern“, Menschen aus dem „hohen Norden“ oder „Indianern“ wurden jeweils mit entsprechenden Klischees beworben.

Die unterschiedlichen Darstellungen verschiedener Ensembles passen zu den damals gängigen, oftmals kolonial geprägten Vorstellungen von bestimmten Regionen, die auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen bereits präsent waren, nicht nur in der kolonialen Propaganda, sondern z. B. auch in der Kunst, Literatur oder Produktwerbung. Afrika wurde vor allem mit der kolonialen und häufig

gewaltvollen Unterwerfung der indigenen Bevölkerung sowie deren teils kriegerischem Widerstand gegen die Kolonialherrschaft verbunden. Samoa hingegen galt als „Perle der Südsee“ und war für die Deutschen vor allem ein koloniales Prestigeobjekt.²⁶ Indien wiederum eignete sich aus deutscher Sicht gerade nach dem „Verlust“ der Kolonien nach dem Ersten Weltkrieg zur Projektion exotistischer Vorstellungen, denn dort hatte man selbst keine kolonialen Ambitionen verfolgt.

Durch den bewussten, werbewirksamen Rückgriff auf zeitgenössische Stereotype, Zerrbilder und Klischees trugen die Veranstalter dazu bei, koloniale und rassistische Vorstellungen des Fremden weiter zu reproduzieren und gesellschaftlich zu verankern. Ein Beispiel für ein solches Klischee, das pauschal vielen außereuropäischen Kulturen zugeschrieben

26 Vgl. HEMPENSTALL, Peter: Deutschlands Perle im Pazifik, in: THODE-ARORA, Hilke (Hg.): *From Samoa with Love? Samoa-Völkerschauen im Deutschen Kaiserreich. Eine Spurensuche*, München 2014, S. 27–45.

wurde, ist die Praktik des Kannibalismus. Wissenschaftler und Reisende verbreiteten dieses Narrativ in Europa, und auch im Rahmen der christlichen Mission nützte es der Legitimierung des eigenen Tuns.²⁷ Im Kontext der Völkerschauen diente diese Bestialisierung dazu, die Sensationsgier des Publikums anzusprechen, und wurde auch von der Presse gerne aufgegriffen.²⁸ In Westfalen traten 1885 vermeintlich „menschenfressende“ australische Indigene auf; 1892 präsentierte der Impresario Albert Urbach eine angeblich aus Ostafrika stammende „Kannibalen-N*-Krieger-Karawane“,²⁹ die wenige Jahre zuvor noch unter dem Titel „Wakamba-N*-Karawane“ – ohne expliziten Kannibalismus-Verweis – aufgetreten war. Teil des Zirkus Sarrasani, der 1914 in mehreren westfälischen Städten Station machte, waren „Äthiopische N*, die Kanibalen [sic] des Sudan“.³⁰ Über den Auftritt einer „Schuli“-Gruppe 1892 in Oelde schrieb eine lokale Tageszeitung: „Da zufällig kein Mensch disponibel war, der verspeist werden konnte, mußten die Schwarzen mit einem lebenden Kaninchen vorlieb nehmen. Es war kein schöner Anblick.“³¹ Dabei lassen die folgenden Zeilen anklingen, dass einige Zuschauer*innen durchaus ein Bewusstsein für die zweifelhafte Authentizität und die fragwürdigen Rahmenbedingungen solcher Inszenierungen hatten: „In Afrika ist natürlich kein N* so unvernünftig, lebende Tiere zu verschlingen und überhaupt solche Dummheiten zu treiben, wie sie hier auf Kommando getrieben wurden. Ob nicht mit solchen armen, zur Schau gestellten N* etwas Sklaverei getrieben wird?“³²

Während das Kannibalismus-Klischee sehr offensiv auf die klare Abgrenzung zu einer fremden Kultur abzielte, boten auch andere, weniger extreme Elemente der Darstellungen Anknüpfungspunkte an die eigene Lebenswelt der Zuschauer*innen, z. B. hinsichtlich Geschlechterrollen, Ernährungsgewohnheiten oder Körperpraktiken. Sie ermöglichten es dem Publikum, das Bekannte mit dem Fremden zu vergleichen, wobei letztlich auch hier das Ziel die Betonung der Andersartigkeit und Minderwertigkeit gegenüber den europäischen Betrachtenden war. Dass der beurteilende Blick dabei in beide Richtungen funktionierte, scheint manchen Besucher*innen bewusst gewesen zu sein: „Man kann sich [...] oft des unheimlichen Gedankens nicht erwehren, daß die schwarzen Gesellen sich über das weiße Volk eigentlich recht herzlich lustig machen.“³³

27 Vgl. JOCH, Markus: Völkerkunde in Neuguinea. Herbst 1888: Otto Finsch rettet die Ehre der Menschenfresser, in: HONOLD, Alexander/ SCHERPE, Klaus R. (Hg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit, Stuttgart 2004, S. 127–135, hier S. 134.

28 Vgl. THODE-ARORA, Hilke: „Blutrünstige Kannibalen“ und „wilde Weiber“. Extrembeispiele für Klischees in der Völkerschau-Werbung, in: FANSA, Mamoun (Hg.): Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen, Oldenburg 2001, S. 90–95; BRÄNDLE, Wildfremd, hautnah, S. 28f.

29 Um die Reproduktion des rassistischen Begriffes zu vermeiden, wird er in diesem Beitrag abgekürzt.

30 Vgl. BRUM, Völkerschauen.

31 Zitiert nach BRUM, Völkerschauen, S. 50.

32 Zitiert nach BRUM, Völkerschauen, S. 50.

33 Zitiert nach BRUM, Völkerschauen, S. 13.

Konstruktion kolonialer Bezüge

Ein weiterer Faktor, der die Sensationslust des Publikums ansprach, war der Reiz des Kolonialen, weshalb häufig Bezüge zu aktuellen kolonialpolitischen Ereignissen erfunden wurden. Dies versprach eine größere Aufmerksamkeit, selbst wenn widersprüchliche geografische Verortungen die Folge waren. Indirekt wurden durch solche Verweise die kolonialen Machtansprüche verfestigt.

Ein Beispiel für eine Zurschaustellung, die nachweislich einen erfundenen Bezug zu einem aktuellen kolonialpolitischen Thema herstellte, sind die „Krieger des Mahdi“, die 1898/99 unter anderem in Münster, Dortmund und Bochum auftraten (Abb. 5). Ursprünglich war die Gruppe unter der Bezeichnung „Schuli-Krieger“ angekündigt worden, doch aus werbestrategischen Gründen änderte man kurzfristig den Titel: „Die Schulis sind doch schon ein bischen [sic] zu sehr abgedroschen, darum Krieger des Mahdi, das klingt schon pompöser, und wird auch mehr ziehen.“³⁴ Die Bezeichnung rekurriert auf den sogenannten Mahdi-Aufstand, eine von 1881 bis 1899 andauernde Rebellion gegen die ägyptisch-britische Kolonialherrschaft im Sudan. Der Aufstand fand in Europa große öffentliche Aufmerksamkeit, nicht nur durch die politische Berichterstattung, sondern auch auf populärkultureller Ebene, z. B. durch Veröffentlichungen Karl Mays in den 1890er Jahren.³⁵ Die Bezugnahme auf ein solches aktuelles Thema versprach daher auch für die Völkerschau-Organisatoren kommerziellen Erfolg.



Zoologischer Garten.
 Vom 5. Juli bis 17. Juli 1898 täglich Vormittags 12 Uhr, Nachmittags 4, 5 $\frac{1}{2}$, und 7 Uhr Vorstellungen
der Krieger des Mahdi,
 Eingeborene des Ägyptischen Sudan,
 31 Personen, Männer, Frauen, Kinder.

Eintrittspreise:
 Nichtmitglieder 50 Pfg., deren Kinder unter 14 Jahren 25 Pfg.; Mitglieder 30 Pfg., deren Kinder unter 14 Jahren 10 Pfg.
 Unübertragbare Dauerortan für Mitglieder 50 Pfg.

Der Vorstand.

Abb. 5:
 Werbeanzeige für die
 „Krieger des Mahdi“
 im Zoo Münster
 (Münsterischer
 Anzeiger,
 10.07.1898)

Im Kontext des Mahdi-Aufstandes erlangte der deutsche Afrikaforscher Emin Pascha alias Eduard Schnitzer Bekanntheit in der europäischen Öffentlichkeit. Als er im Sudan als

34 Brief des Impresarios Maklitz an den Basler Zoodirektor Hagmann vom 28.03.1898, zitiert nach STAEHELIN, Balthasar: Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, 1879–1935 (Beiträge zur Afrikakunde 11), Basel 1993, S. 72.

35 Vgl. ZEILINGER, Johannes: Aufruhr am Nil. Karl May, Emin Pascha und der sudanesishe Mahdi, in: BENEKE, Sabine/ ZEILINGER, Johannes (Hg.): Karl May. Imaginäre Reisen. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin vom 31. August 2007 bis 6. Januar 2008, Berlin 2007, S. 137–154.

verschollen galt, wurde er zum Ziel mehrerer internationaler Rettungsexpeditionen.³⁶ Impresarios wie Carl Lauschke und Albert Urbach instrumentalisierten seinen Namen, selbst noch nach seinem Tod im Jahr 1892, zu Werbezwecken. Einige Gruppen trugen diesen bereits im Titel, andere wurden in Zeitungsannoncen als „die gefährlichsten Feinde der Afrikareisenden Stanley, Dr. Peters und Emin Pascha“ charakterisiert.³⁷ Sowohl der britisch-amerikanische Afrikaforschende und Kolonialist Henry Morton Stanley als auch der deutsche Kolonialist Carl Peters hatten jeweils eine Expedition zur Auffindung Emin Paschas geleitet. Entsprechend beworbene Gruppen traten z. B. in Paderborn, Bocholt, Münster, Herford, Oelde, Altena und Lüdenscheid auf.³⁸

Besondere Aufmerksamkeit versprachen Verweise auf Kolonialgebiete, in denen das Deutsche Reich selbst aktiv war. Gruppen aus Samoa, Kamerun, Togo und Ostafrika verhiessen eine Gelegenheit, die „Sitten und Gebräuche“ der „neuen Landsleute“ kennenlernen zu können.³⁹ Bei einem Auftritt von „Original Hereros und Bondelzwarts“ 1907 dürfte den Dortmunder Zuschauer*innen der aktuelle kolonialpolitische Hintergrund sicherlich bekannt gewesen sein. In der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ hatte 1904 der Herero-Aufstand begonnen, der in den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts mündete. Zum Programm der Völkerschau gehörten auch eine „Farmer-Kapelle aus Keetmanshoop“ und eine „Schutztruppen-Kapelle“.⁴⁰ Bei den Zurschaustellungen von Menschen aus deutschen Kolonien stellt sich die Frage nach der Authentizität insbesondere deshalb, weil ab 1901 die Anwerbung von Menschen aus deutschen Kolonialgebieten verboten war, um zu verhindern, dass diese langfristig nach Deutschland kamen.⁴¹

Die erfundenen Bezüge, die fast theaterhaften Inszenierungen und die mangelnde Glaubwürdigkeit wurden mit der Zeit auch für das Publikum immer offensichtlicher. Viele Darsteller*innen traten mit unterschiedlichen Gruppen unter verschiedenen Bezeichnungen auf, und immer wieder wurden Ensembles öffentlich als „bunt zusammengewürfelte Gesellschaft[en]“⁴² enttarnt. Der Beliebtheit der Völkerschauen schaden solche Enthüllungen allerdings kaum – dem Publikum kam es offenbar weniger auf die Authentizität als auf die Unterhaltung und Befriedigung der Schaulust an.

36 Zur Person Emin Paschas vgl. KIRCHEN, Christian: Emin Pascha, in: ZIMMERER, Jürgen (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Bonn 2013, S. 355–364.

37 BRUM, Völkerschauen, S. 36, 41, 48, 51, 52.

38 EBERHARDT, „Schwarze Menschen“, S. 8; BOCHOLTER VOLKSBLATT, 05.04.1892; WESTFÄLISCHER MERKUR, 24.05.1892; BRUM, Völkerschauen, S. 41, 45, 49, 51, 52.

39 BRUM, Völkerschauen, S. 27, 44, 49.

40 BRUM, Völkerschauen, S. 17.

41 SIPPEL, Harald: Rassismus, Protektionismus oder Humanität? Die gesetzlichen Verbote der Anwerbung von „Eingeborenen“ zu Schaustellungszwecken in den deutschen Kolonien, in: DEBUSMANN, Robert/ RIESZ, János (Hg.): Kolonialausstellungen – Begegnungen mit Afrika?, Frankfurt am Main 1995, S. 43–64.

42 MÜNSTERISCHER ANZEIGER, 02.06.1892.

Resümee

Das Phänomen der Völkerschauen veranschaulicht, wie Fremdheit konstruiert, wahrgenommen und vereinnahmt wurde. Die allgemeine Faszination für das Fremde war die Grundlage, ohne die sich die Zurschaustellungen nicht zu einem solchen Massenphänomen hätten entwickeln können. Vor allem die Möglichkeit der Abgrenzung trug zu dieser Faszination bei, denn die Inszenierung der zur Schau gestellten Menschen als „minderwertig“ ermöglichte die Vergewisserung über die eigene vermeintliche Überlegenheit. Es handelte sich letztlich um eine Art der Vereinnahmung des Fremden für eigene Zwecke – für die Veranstalter ging es um den wirtschaftlichen Profit, für Wissenschaftler um die akademische Profilierung und für Besucher*innen um die Bestätigung des eigenen Weltbildes. Dass das Fremde ein Konstrukt war, das eigentlich auf den eigenen, europäischen Vorstellungen beruhte, war dabei nebensächlich.

Shunga-Zeichnung nach einer Buchillustration von Nishikawa Sukenobu

Paul Duschner

Die auf einem 13,5 x 20 cm großen Papier angefertigte Tuschezeichnung eines Liebespaares auf einem Futon (Abb. 1) verfügt über keine Signatur. Sie gehört zu den heute unter der Bezeichnung Shunga, Japanisch für „Frühlingsbilder“, zusammengefassten Abbildungen erotisch-sexuellen Inhalts,¹ die im fernöstlichen Inselreich zwischen 1600 und 1900 in großen Stückzahlen produziert und vertrieben wurden, im ‚modernen‘ Japan der Zensur anheimfielen und erst seit dem ausgehenden 20. Jh. als ein künstlerisches und kulturelles Erbe erneute Anerkennung gefunden haben. Shunga begegnen als monochrome, handkolorierte und seit den 1760er Jahren als polychrome Holzdrucke sowie als Zeichnungen und Malereien auf Seide und Papier, als Buchillustrationen und als Einzelblätter. Hinzu kommen entsprechende Darstellungen in der Porzellanmalerei oder als erotische Netsuke.²

Abb. 1: Shunga-Zeichnung nach einer Buchillustration von Nishikawa Sukenobu, undatiert, anonym, Tusche auf Reispapier, 13,5 x 20 cm, sehr gute Erhaltung; ehemals: Kunstantiquariat Monika Schmidt. Galerie Japankunst, München; heute: Paderborner Privatsammlung. © Paderborner Bildarchiv, gemeinfrei.



- 1 So definiert Rosina Buckland Shunga als „a genre of erotic imagery, often explicit and usually beautifully produced, exploring endless variations of love-making, both male-female and same-sex, and extending to scenarios from the realms of fantasy. Images may also depict scenes of flirtation, arousal, foreplay and post-coital relaxation (or exhaustion). The subjects of shunga are by and large the ordinary men and women of urban Japan, shown in everyday situations. The settings are as varied as the characters, many encounters take place in homes (often watched by other people in the house), as well as working environments and out of doors.“ BUCKLAND, Rosina: Shunga. Erotic Art in Japan, London 2010, S. 9.
- 2 BUCKLAND, Shunga, 24 f.

Wer die vorliegende Tuschezeichnung angefertigt hat, lässt sich nicht mehr ermitteln. Doch muss sie nach 1711 entstanden sein. Ihre Vorlage bildete eine Buchillustration des Künstlers Nishikawa Sukenobu (1671–1750) für ein in diesem Jahr gedrucktes Erotik-Büchlein mit dem Titel *Fūryū iro kaiawase* (風流色貝合),³ was sich als „Das anregende Muschel-Spiel“ übersetzen lässt – eine Anspielung sowohl auf ein japanisches Gesellschaftsspiel wie auf den Geschlechtsakt.⁴ (Abb. 2) Aufgrund der Berühmtheit Sukenobus, der zwischen 1710 und 1721 für rund 50 derartige, als *shunpon* bezeichnete Büchlein die Illustrationen entwarf, etablierte sich in der ersten Hälfte des 18. Jh. die Bezeichnung *Nishikawa-e* oder „Bilder des Nishikawa“ für entsprechende Darstellungen.⁵ Diese Vorlage wusste der Zeichner mit großer Akkuratess zu reproduzieren. Abweichungen bzw. Vereinfachungen finden sich lediglich im Detail, zum Beispiel bei der Darstellung des Wandschirmdekors, des Fußbodens und des Haarkamms der Frau. Weggelassen wurde ferner die im Buch vorhandene Umrandung des Bildes.



Abb. 2: Damen beim Muschelspiel, monochromer Druck, gelbe Flächen per Hand koloriert, abgebildet im Erotik-Büchlein mit dem Titel *Fūryū iro kaiawase* (風流色貝合) Siehe FN 3.

3 Ein Digitalisat findet sich unter: <https://ehon.dh-jac.net/books/arc/arcBKE2-0015> (zuletzt eingesehen 14.05.2024).

4 BUGNO, Maria Lucia: *Shunpon: Intertextuality, Humour and Sexual Education in Early-modern Japan*, Cambridge 2018, S. 208 f.

5 BUCKLAND, Shunga, S. 75.; PRESTON, Jennifer: *Allegories of Love*, in: *Japan Review* 26 (2013), S. 117 – 135, hier S. 118.

Zur Rezeption von Shunga nach 1900

Während der japanischen Edo-Zeit (1603–1868) bildeten Shunga einen festen Bestandteil des Oeuvres japanischer Künstler. Eine gewisse Bekanntheit in hiesigen Breiten genießt zum Beispiel der Farbholzschnitt *Der Traum der Fischersfrau* von Hokusai Katsushika (1760–1849). Erst in Folge des Imports westlicher Sexualmoral im Zuge der sogenannten Öffnung des Landes nach 1854, vor allem aber ab dem frühen 20. Jh., wurden Shunga zum Gegenstand persönlicher Scham und einer nachhaltigen staatlichen Repression.⁶ Aufgrund von Anti-Pornographie-Gesetzen wurde die unzensurierte Reproduktion, selbst zu wissenschaftlichen Zwecken, in Japan erst ab den 1990er Jahren wieder möglich.⁷ Eine erste Ausstellung in einem japanischen Museum konnte im September 2015 im *Eisei Bunko Museum* in Tokio eröffnet werden, nachdem zuvor mehr als zehn andere Häuser abgelehnt hatten, diese zu beherbergen.⁸ Auch im Westen fristeten Shunga ein Dasein im Verborgenen.⁹ Zwar fanden sie ab Mitte des 19. Jh., ebenso wie japanische Keramiken, Fächer, Kimonos, Malereien und Farbholzschnitte mit anderen Sujets, ihren Weg in die Hände westlicher Japan-Enthusiasten. Zwar hatten sie mit dem Pariser Japan- und Kunstkenner Edmond de Goncourt (1822–1896) einen bedeutenden Fürsprecher, der in seinen 1891 und 1896 erschienenen Biographien über Kitagawa Utamaro (1753–1806) und Hokusai Katsushika, die künstlerische Qualität in geradezu überschwänglichen Tönen lobte und zum Studium von Shunga aufforderte.¹⁰ Doch erfolgte dies, von einigen Ausnahmen im Gefolge der sexuellen Revolution um 1968 abgesehen,¹¹ erst ab dem späten 20. Jh.

-
- 6 Ausführlich hierzu ISHIGAMI, Aki: The Reception of Shunga in the Modern Era: From Meiji to the Pre-WWII Years, in: *Japan Review* 26 (2013), S. 37 – 55.
- 7 SCREECH, Timon: *Sex and the Floating World. Erotic Images in Japan 1700 – 1820*, London 1999, S. 14 f; BERRY, Paul: Rethinking Shunga: The Interpretation of Sexual Imagery of the Edo Period, in: *Archives of Asian Art* 54 (2004), S. 7 – 22, hier S. 7; GERSTLE, C. Andreas/ CLARK, Timothy: Introduction, in: *Japan Review* 26 (2013), S. 3 – 14, hier S. 4.
- 8 TIME OUT TOKYO EDITORS: Shaking up the shunga taboo, 24.09.2015, <https://www.timeout.com/tokyo/art/shaking-up-the-shunga-taboo> (zuletzt eingesehen 11.05.2024).
- 9 So beklagte Paul Gordon Schalow noch im Jahre 2000: „A recent major exhibition at the National Gallery in Washington, Edo: Art in Japan 1615-1868“ (November 15, 1998-February 15, 1999) contained not a single erotic print or painting, despite the fact that erotica was a major genre in the Edo period. Japanese and American curators must of course respect public opinion against the display of sexually explicit artwork in exhibitions intended for general audiences, but there are ways the exhibit’s curators could have included erotica had they wished to.“ SCHALOW, Paul Gordon: Sex and the Floating World: Erotic Images in Japan 1700 – 1820 by Timon Screech, in: *The Journal of Japanese Studies* 26.2 (2000), S. 419 – 422, hier S. 419.
- 10 „Tout peintre japonais a une oeuvre érotique, a ses *shungwa* (ses peintures de printemps). [...] Mais vraiment la peinture érotique de ce peuple est à étudier pour les fantatiques du dessin, par la fougue, la furie de ces copulations, comme encolérées; par le culbutis de ces ruts renversant les paravents d’une chambre; par les emmèlements des corps fondus ensemble; par les nervosités jouisseuses de bras à la fois, attirant et repoussant le coït; par l’épilepsie de ces pieds aux doigts tordus, battant l’air; par ces baisers bouche à bouche dévorateurs; par ces pamoisons de femme, la tête renversée à terre, avec la *petit mort* sur leur visage, aux yeux clos, sous leurs paupières fardées, – enfin, par cette force, cette puissance de la linéature, qui fait du dessin d’une verge, un dessin égal à la main du Musée du Louvre, attribuée à Michel-Ange.“ GONCOURT, Edmond de: *Utamaro: le peintre des maisons vertes*, Paris 1891, S. 134 f; GONCOURT, Edmond de: *Hokousai*, Paris 1896, S. 174.
- 11 Z.B. GROSBOS, Charles: *Shunga. Frühlingsbilder. Studie über die erotischen Darstellungen in der japanischen Kunst*. Deutsche Bearbeitung von Werner Speiser, Kassel 1968; LANE, Richard: *The Shunga in Japanese art*, in: RAWSON, Philip (Hg.): *Erotic Art of the East: The Sexual Theme in Oriental Painting and Sculpture*, London 1968, S. 283 – 377.

Ein frühes, bis heute kontrovers diskutiertes Standardwerk¹² ist die 1999 erschienene Monographie *Sex and the Floating World* von Timon Screech, in der Shunga als fernöstliche Beispiele für Pornographie erörtert wurden.¹³ Eine in der Folge erschienene Fülle an Untersuchungen widmete sich den Herstellungs-, Vertriebs- und Rezeptionskontexten von Shunga im Edo-zeitlichen Japan sowie ihren Bedeutungen¹⁴ jenseits der zweifelsohne vorhandenen pornographischen Dimension.¹⁵ So ist heute von „vielen historischen Funktionen der Shunga-Bilder“ die Rede, die dem „ästhetischen Vergnügen, als Geschenke, Literatur, Talismane, und Spielzeug dienten“ und die „als glückverheißend angesehen wurden, da sie ein harmonisches Eheleben und die Zeugung von Nachkommen fördern.“¹⁶ In europäischen Museen gewannen Shunga ab den 2000er Jahren an Sichtbarkeit: 2005 wurde in der *Kunsthal Rotterdam* die Ausstellung *Desire of Spring. Erotic Fantasies in Edo Japan* gezeigt, die als erste ihrer Art einen kunstgeschichtlichen Überblick über die Entwicklung von Shunga geben sollte.¹⁷ 2013 veranstaltete das Londoner *British Museum* eine international beachtete Ausstellung *Sex and pleasure in Japanese art*,¹⁸ ein Unterfangen, das von journalistischen Beobachtern noch als Wagnis beschrieben wurde.¹⁹ 2016/17 folgte die Ausstellung *Shunga. Erotische Kunst aus Japan* im *Museum für Angewandte Kunst* in Wien.²⁰

Eine seit Mitte der 2010er Jahre verstärkt diskutierte Forschungsfrage²¹ ist jene nach der Rezeption von Shunga im Westen und deren Bedeutung als Inspirationsquelle für Künstler²² wie Aubrey Beardsley (1872-1898)²³, Gustav Klimt (1862-1918)²⁴ oder Pablo

12 Siehe z.B. die Rezensionen: SCHALOW, *Sex and the Floating World*, S. 419 – 422; HOCKLEY, Allen: Shunga. Function, Context, Methodology, in: *Monumenta Nipponica* 55.2 (2000), S. 257 – 269.

13 SCREECH, *Sex and the Floating World*, S. 13 – 38.

14 Z.B. BERRY, *Rethinking Shunga*, S. 7 – 22; POLLACK, David: The Cultural Environment of Edo Shunga, in: *Impressions* 31 (2010), S. 72 – 87; MAYAKAWA, Monta/ GERSTLE, C. Andrew: Who Were the Audiences for “Shunga?”, in: *Japan Review* 26 (2013), S. 17 – 36; TINIOS, Ellis: Japanese Illustrated Erotic Books in the Context of Commercial Publishing, 1660 – 1868, in: *Japan Review* 26 (2013), S. 83 – 96; BRU, RICARD: The Shunga Collection of the Mito Tokugawa, in: *Japan Review* 29 (2016), S. 121 – 143.

15 Zumindest sofern man Pornographie wie Jacques Bonnet schlicht als Abbildungen definiert, „in denen die physische Verbindung nicht mehr bevorsteht oder suggeriert wird, sondern in denen sie im Detail dargestellt ist.“ BONNET, Jacques: *Die Badende. Voyeurismus in der abendländischen Kunst*, Berlin 2006, S. 111.

16 THOMSEN, Hans Bjarne: Shunga: Erotische Bilder aus Japan, in: *GRAPHISCHE SAMMLUNG ETH ZÜRICH/ POLLACK, Susanne/ THOMSEN, Hans Bjarne* (Hg.): *Linien aus Ostasien. Japanische und chinesische Kunst auf Papier*, Zürich 2024, S. 121 – 127, hier S. 121.

17 KUNSTHAL ROTTERDAM: *Desire of Spring. Erotic Fantasies in Edo Japan*, <https://www.kunsthal.nl/en/plan-your-visit/exhibitions/desire-spring/> (zuletzt eingesehen 13.05.2024).

18 CLARK, Timothy u.a. (Hg.): *Shunga. Sex and pleasure in Japanese art*, London 2013.

19 Z.B. HIGGINS, Charlotte: *British Museum dares to bare with adults-only art display*, 1.10.2013, <https://www.theguardian.com/artanddesign/2013/oct/01/british-museum-shunga-explicit> (zuletzt eingesehen 11.05.2024).

20 MUSEUM FÜR ANGEWANDTE KUNST: *Shunga. Erotische Kunst aus Japan*, <https://www.mak.at/programm/ausstellungen/shunga> (zuletzt eingesehen 14.05.2024).

21 TOOLE, Michael: Richard Bru, *Erotic Japonisme: The Influence of Japanese Sexual Imagery on Western Art*, in: *Japan Review* 28 (2015), S. 253 – 255, hier S. 253.

22 Eine erste länderübergreifende Studie hierzu bietet BRU, Ricard: *Erotic Japonisme: The Influence of Japanese Sexual Imagery on Western Art*, Sevenoaks 2013.

23 ZATLIN, Linda Gertner: Beardsley, Japonisme, and the Perversion of the Victorian Ideal, Cambridge 1997; ZATLIN, Linda Gertner: Aubrey Beardsley’s “Japanese” Grotesques, in: *Victorian Literature and Culture* 25.1 (1997), S. 87 – 108; COLLIGAN, Colette: *The Traffic in Obscenity from Byron to Beardsley. Sexuality and Exoticism in Nineteenth-Century Print Culture*, New York 2006, S. 125 – 168.

24 HORNCastle, Mona/ SCHREIBER, Daniel J./ WEIDINGER, Alfred: *Klimt & Shunga - Explizit Erotisches aus Wien und Japan*, Wien 2016; HORNCastle, Mona: *Explizit Erotisch. Shunga als Inspirationsquelle für Gustav Klimt*, in: *Ostasiatische Zeitschrift, Neue Serie* 32 (2016), S. 35 – 43.

Picasso (1881-1973).²⁵ (Abb. 3 und 4) Dabei handelt es sich keinesfalls um ein abgeschlossenes Kapitel der Kunstgeschichte. Zum Beispiel gehören „Shunga“ – genauer: Gemälde von modernen Liebenspaaren, dargestellt in Anlehnung an die künstlerischen Prinzipien Edo-zeitlicher Shunga und mit allerlei japanisierendem Beiwerk wie Kimonos, Keramiken und Samuraischwertern – zum Oeuvre des zeitgenössischen New Yorker Malers Jeff Faerber,²⁶ laut *Dazed Magazine* 2014 einer der zehn bedeutendsten US-amerikanischen Künstler „who have made NSFW their life’s work“.²⁷



*Abb.3: Typisch für den Japonismus waren sammelnde Künstler wie Gustav Klimt, der sich in seinem Atelier in Wien mit japanischen Gemälden, Drucken, Buddhafiguren usw. umgab. Die von Klimt gesammelten Shunga blieben allerdings in der Schublade. Photographie, entstanden vor 1918. Aus: ÖSTERREICHISCHES MUSEUM FÜR ANGEWANDTE KUNST, WIEN (Hg.): *Verborgene Impressionen. Japonismus in Wien 1870–1930*, Wien 1990, S. 158.*

25 BRU, Ricard: *Secret Images. Picasso and the Japanese Erotic Print*, London 2010; BRU, Ricard: „Die Kunst ist niemals keusch“ – Picasso und der erotische *Japonisme*, in: MUSEUM FOLKWANG, ESSEN (Hg.): *Monet, Gauguin, van Gogh ... Inspiration Japan*. Museum Folkwang, Essen 2015, S. 316 – 325.

26 FRANK, Priscilla: *Contemporary Artist Puts a Modern Twist on Vintage Japanese Erotic Art (NSFW)*, 6.12.2017, https://www.huffpost.com/entry/contemporary-shunga_n_5593249 (zuletzt eingesehen 10.05.2024)

27 YEUNG, Peter: *The greatest American artists that straddle sex*, 30.06.2014, <https://www.dazeddigital.com/artsandculture/article/21065/1/the-greatest-american-artists-that-straddle-sex> (zuletzt eingesehen 11.05.2024). Die Abkürzung „NSFW“ steht für „not suitable for work“, d.h. nicht geeignet für eine Zurschaustellung am Arbeitsplatz.



Abb.4:

Künstlern wie Gustav Klimt dienten japanische Vorbilder als Quelle der Inspiration für die Darstellung des menschlichen Körpers jenseits klassischer Konventionen sowie als Ermutigung zur Überwindung von mächtigen, aus dem 19. Jh. überkommenen Tabus, z.B. gegen die Darstellung weiblicher Lust. Exemplarisch hierfür steht die als „Halbtakt mit geschlossenen Augen“ bekannte Skizze dieses Künstlers. Siehe Literatur in FN 24. © wikicommons, gemeinfrei.

Die Tuschezeichnung als künstlerische Übung

Monochrome Tuschezeichnungen auf Seide und dem in der chinesischen Han-Zeit erfundenen Papier haben in Ostasien eine lange Tradition, zum Beispiel in Gestalt der chinesischen *Baihua*- und Gelehrtenmalerei. Wichtigstes gestalterisches Element bildet die schwarze Linie, deren Stärke durch den Druck des Pinsels variiert werden kann.²⁸ Ferner bestand ein enger Zusammenhang zwischen dem Zeichnen und dem zuerst in China erfundenen Buchdruck mit Holzplatten.²⁹ Drucke waren bis ins späte 19. Jh. das Ergebnis eines arbeitsteiligen Prozesses, bei dem Künstler wie Sukenobu oder Hokusai lediglich das Motiv in Form einer Tuschezeichnung auf durchsichtigem Reispapier beisteuerten, die dann von einem eigens hierfür ausgebildeten Holzschneider auf die Druckstöcke übertragen wurde.³⁰

Weil nicht auf durchsichtigem Papier ausgeführt, war die vorliegende Tuschezeichnung mit Sicherheit nicht als Druckvorlage gedacht. Möglich wäre aber, dass sie im Rahmen einer künstlerischen Übung angefertigt wurde. Eine wichtige Rolle bei der mehrjährigen

28 Schon früh schwärmten westliche Kunstliebhaber von der durch japanische Zeichner erzielten “supreme control of line [...] as being firm, yet free flexible, showing power, yet grace and touch, possessing both decision and elegance” und sprachen bewundernd von der “calligraphic quality of Japanese art”. ANONYMOUS: Japanese Art, in: *The Collector and Art Critic* 3.11 (1905), S. 140 f, hier S. 140.

29 Als das älteste erhaltene gedruckte Buch gilt eine auf das späte 9. Jh. datierte Ausgabe der Diamant-Sutra mit Texten und Illustrationen, gefunden 1907 und seither verwahrt im British Museum in London.

30 Eine Beschreibung dieses arbeitsteiligen Vorgangs findet sich bereits bei BRINCKMANN, JUSTUS: *Kunst und Handwerk in Japan*, Berlin 1889, S. 225 – 230.

Ausbildung von Zeichnern und Holzschneidern spielte die Reproduktion der Werke früherer Meister, wobei sich der Auszubildende von dem Abpausen auf dünnem Reispapier zum Zeichnen frei Hand vorarbeitete. Sukenobu war eine anerkannte künstlerische Autorität im Japan des 18. Jh. und die Bücher mit seinen Illustrationen weithin verfügbar.³¹ Bei dem Zeichner könnte es sich um einen Adepten gehandelt haben, dem es bereits gelang, seine Vorlage weitgehend treu zu reproduzieren.

Nicht ganz auszuschließen ist freilich, dass es sich bei dem Macher der Tuschezeichnung nicht um einen japanischen, sondern um einen westlichen Künstler gehandelt hat. So zeichnete sich insbesondere die als „Japonismus“ bezeichnete Japan-Rezeption des späten 19. und frühen 20. Jh. durch ein intensives Studium japanischer Kunstwerke und japanischen Kunsthandwerks durch hiesige Künstler und Kunstgewerbler aus, auf deren Grundlage es zumal mehr, mal weniger kreativen kulturellen Aneignungen von Motiven und Gestaltungsprinzipien kam. Auch in diesem Kontext hätte eine entsprechende Kopie zu Übungszwecken entstehen können.

Sujet und Gestaltung der Tuschezeichnung

Die vorliegende Tuschezeichnung zeigt ein heterosexuelles Paar beim Vollzug des Liebesakts, *flanquette* und *per anum*, letzteres ein für Shunga durchaus übliches Motiv. Das dargestellte Setting ist keine Erfindung Sukenobus. Es findet sich schon auf Shunga-Drucken des späten 17. Jh., zum Beispiel von Hishikawa Moronobu (1618-1694):³² Die Akteure liegen auf einem als Futon bezeichneten Nachtlager, dessen dunkler, mit Kreismuster verzierter Rand das Geschehen rahmt und ein Moment der Symmetrie bildet. Hinter dem Mann liegt sein in der Eile scheinbar achtlos abgeworfenes Gewand, erkennbar an Ärmel und Kragen. Dahinter ist ein aus mehreren Paneelen bestehender faltbarer Wandschirm zu erkennen. Angedeutet ist eine Wolkendekoration aus Blattgold, wie sich dieser auf entsprechenden Objekten bereits aus der Muromachi-Zeit (1333–1573) finden lässt,³³ ferner auf dem ganz rechten Paneel die Darstellung einer architektonischen Struktur.

Der Wandschirm verweist, als teures Luxusgut, auf einen Haushalt der gesellschaftlichen Elite oder ein auf gehobene Klientel ausgerichtetes Bordell. Im Kontext von Shunga haben Wandschirme indes eine ambivalente Bedeutung. Augenscheinlich stiften sie Privatheit. Auf zahlreichen Darstellungen bieten aber gerade sie den auf Shunga oft anzutreffenden Voyeuren³⁴ die Möglichkeit zur unentdeckten Annäherung und Beobachtung. Links des Paares findet sich ein *Shoji*, das für die japanische Architektur typische lichtdurchlässige, aus hölzernem Rahmen, Gitterstreben und Reispapier gefertigte Schiebeelement zur

31 „Books containing Sukenobu’s illustrations were widely available in Edo as well as in the region around Kyoto and Osaka, and his style of depicting beauties, refined and with ample figures, had a lasting influence on artists of the following generation.” BUCKLAND, Shunga, S. 75.

32 Abgebildet und besprochen in MARKS, Andreas: Japanische Holzschnitte, Köln 2021, S. 60 f.

33 KLEIN, Bettina/ WHEELWRIGHT, Carolyn: Japanese Kinbyōbu: The Gold-Leafed Folding Screens of the Muromachi Period (1333-1573). Parts II-IV, in: *Artibus Asiae* 45.2/3 (1984), S. 101 – 173.

34 BUCKLAND, Shunga, S. 42.

Binnentrennung von Räumlichkeiten.

Wie für japanische Bildkompositionen typisch, sieht der Betrachter frontal und von oben auf das Geschehen. Schatten werden nicht dargestellt und die Zeichnung verfügt über kein eindeutiges Zentrum. Vielmehr ist der Blick des Betrachters eingeladen, zwischen zwei Schwerpunkten hin und her zu wandern (Abb. 5). Diese zeichnen sich durch besonders dünne, dunkle und in erhöhter Dichte gezogene Linien aus, die das so Dargestellte vom Rest des Bildes abheben und in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rücken. Den ersten Schwerpunkt beinhaltet das Kissen des Futons mit seinem Streifenmuster, die Augenpartien und Frisuren.³⁵ Den zweiten Schwerpunkt bilden die Geschlechtsorgane. Wie bei Shunga üblich, zeichnet sich die Darstellungen der Genitalien durch eine besonders detaillierte Wiedergabe aus, einschließlich der sonst an keiner anderen Stelle des menschlichen Körpers herausgearbeiteten Körperbehaarung, Blutgefäße und Hautfalten, sowie durch eine diese Detailtreue überhaupt erst ermöglichende Überproportionierung.³⁶ Im Falle der vorliegenden Tuschezeichnung beschränkt sich diese allerdings auf die Darstellung der weiblichen Schampartie. Die genannten Elemente beider Schwerpunkte sind auf zwei zueinander parallel verlaufenden Achsen angeordnet, auch dies eine bei Shunga oft anzutreffende Konstellation: „In the majority of designs“, so Rosina Buckland, „the sex organs are of roughly equal size as the figure’s heads, and serve as a balance in terms of their position within the picture.“³⁷ So auch hier.

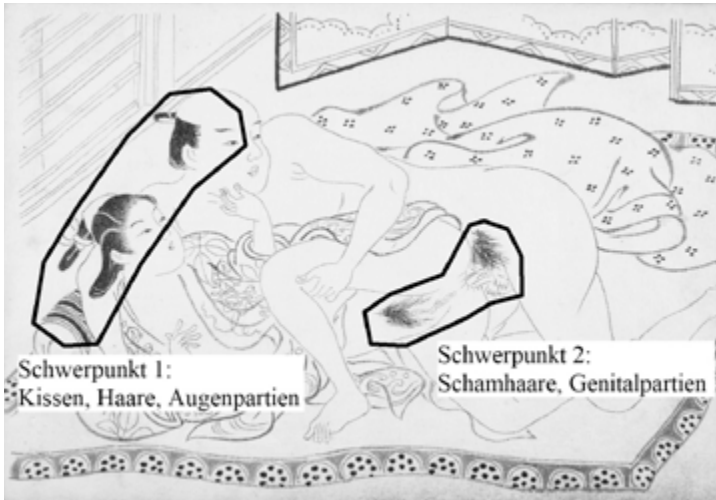


Abb. 5:
Shunga-Zeichnung nach
einer Buchillustration
von Nishikawa
Sukenobu, Markierung
der Schwerpunkte.

35 Apropos Frisuren: Der Mann verfügt über eine als *Chonmage* bekannte, eng mit der Edo-Zeit und dem Samurai-Stand assoziierte Haartracht, bei der die Oberseite des Kopfes rasiert und die Haare des Hinterkopfes mit einer Schleife aus Reispapier zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden wurden. Die als *Shimada Mage* bezeichnete Frisur seiner Partnerin, bei der die Haare mit Hilfe eines Zierkamms und einer Schleife hinter dem Kopf zusammengefasst wurden, ist typisch für das frühe 18. Jh. CHOI, Na-Young: Symbolism of Hairstyles in Korea and Japan, in: *Asian Folklore Studies* 65.1 (2006), S. 69 – 86, hier S. 78.

36 RAWSON, Introduction, S. 281 f; BUCKLAND, Shunga, S. 49 f.
TINIOS, Ellis: Art, Anatomy and Eroticism: The Human Body in Japanese Illustrated Books of the Edo Period, 1615-1868, in: *East Asian Science, Technology, and Medicine* 31 (2010), S. 44 – 63, hier S. 51 f.

37 BUCKLAND, Shunga, S. 49 f.

Ferner war der Künstler bestrebt, die verschiedenen Teile des Körpers von ihrer jeweils aussagekräftigsten Seite zu zeigen. So sind die Gesichter der Beteiligten in der auch für persische Miniaturmalereien typischen Dreiviertel-Ansicht zu sehen, das männliche Glied und die Beine beider Beteiligten von der Seite und der Unterleib der Frau in der Frontalan-sicht. Dies funktioniert freilich nicht ohne die für Shunga typische, aber für echte Menschen nicht zu imitierenden Verdrehungen und Verrenkungen des Körpers.³⁸ Dazu sowie zur Gewinnung von Flächen für die Darstellung des Kimonos wurde der Rücken der dargestellten Figuren widernatürlich in die Länge gezogen. Die Frau verfügt in der Folge über eine geradezu tausendfüßlerhafte Erscheinung. Eine realistische Darstellung und Proportionierung des menschlichen Körpers waren aber ohnehin nicht das Anliegen japanischer Künstler. Eine mit der westlichen Kunst vergleichbare Tradition der naturalistischen Aktmalerei hat es in Japan vor dem ausgehenden 19. Jh. nicht gegeben.³⁹ Den Anfang machte erst der Künstler Seiki Kuroda (1866-1924), der zwischen 1886 und 1893 als Schüler von Raphaël Collin (1850-1916) Malerei in Paris studiert hatte und nach der Heimkehr mit der Ausstellung seines lebensgroßen Gemäldes *Morning Toilette* auf der *Fourth National Industrial Exhibition* 1895 in Kyoto für erhebliches Aufsehen unter seinen Landsleuten sorgte.⁴⁰ (Abb. 6)



Typisch für die Darstellung des menschlichen Körpers auf japanischen Tuschezeichnungen und Drucken ist deren Definition durch ihre mittels einfacher Linien dargestellten Konturen. Die so umrissenen Oberflächen werden nur durch wenige Binnenstriche, etwa zur Andeutung von Gelenken, Rundungen oder von Gesichtszügen strukturiert.⁴¹ Dies steht in einem gewissen Gegensatz zur Darstellung der Kleidung, die von einem regelrechten *horror vacui* beherrscht kann. Faltenwurf und aufwändige Muster werden ausführlich wiedergegeben, bei Farbdrukken die Möglichkeiten der Farbpalette ausgereizt. Es ist der dadurch erzeugte Gegensatz zwischen freien und strukturierten Flächen, zwischen Mono- und Polychromie, zwischen Haut und

Abb. 6: Seiki Kuroda: *Morning Toilette*, Ölgemälde im westlichen Stil, entstanden 1893 in Frankreich, seit dem 2. Weltkrieg verschollen. © wikicommons, gemeinfrei.

38 RAWSON, Introduction, S. 282; SCREECH, Sex and the Floating World, S. 122 – 24; BUCKLAND, Shunga, S. 50.

39 TINIOS, Art, Anatomy and Eroticism, S. 45.

40 Eine Schilderung dieses Vorgangs findet sich in den Reiseerzählungen des mit dem Künstler befreundeten Gründer des Museums für Ostasiatische Kunst in Köln, Adolf Fischer (1856-1914). FISCHER, Adolf: Bilder aus Japan. Illustriert von F. Hohenberger und J. Bahr, Berlin 1897, S. 93 f.; siehe auch: TSENG, Alice Y.: Kuroda Seiki's Morning Toilette on Exhibition in Modern Kyoto, in: The Art Bulletin 90.3 (2014), S. 417 – 440.

41 TINIOS, Anatomy and Eroticism, S. 52.

Textil, denen die Darstellungen von Menschen ihre charakteristische Erscheinung verdanken. (vgl. auch Abb. 2) Gänzlich unbekleidete Akteure, wie der hier abgebildete Mann, sind für Shunga eher selten.⁴²

Im hiesigen Falle ist die dargestellte Kleidung nicht nur dekoratives Element, sondern wichtiger Bedeutungsträger. So weist der Kimono der Frau um deren Schulterpartie ein Muster aus Blattwerk und Kirschblüten auf – zu lesen als Symbol für Frühling, vergängliche Schönheit und Verführung.⁴³ Die untere Hälfte des Kimonos zieren Abbildungen sich überschlagender Brandungswellen, die den heutigen Betrachter an die erst um 1830 entstandene *Große Welle von Kanagawa* von Hokusai erinnern könnten. Dieser wohl nicht zufällig gewählte Dekor kann als Anspielung auf die Turbulenz und Humidität des Geschlechtsakts verstanden werden. Er unterstreicht die stürmische Art, in der der als physisch dominant gezeichnete Mann, einer entfesselten Naturgewalt gleich, über das Objekt seiner Begierde „hereinbricht“. Handelt es sich noch um eine konsensuelle Vereinigung? Die zum Gesicht des Mannes erhobene linke Hand der Frau könnte durchaus als eine von ihm missachtete Geste der Abwehr gelesen werden, wohl nicht gegen die Vereinigung an sich, wohl aber gegen die vom Mann präferierte Art und Weise.⁴⁴

Abschließende Bemerkungen

Die vorliegende Tuschezeichnung nach einer Buchillustration von Nishikawa Suke-nobu kann als materielles Zeugnis für die enge Verbindung zwischen den Medien Tuschezeichnung und Druck im ‚vormodernen‘ Japan verstanden werden, sowie als Beleg für die Bedeutung Sukenobus als Vorbild für die Ausbildung späterer Zeichner und Holzschneider. Die Präsenz der Zeichnung in Deutschland verweist auf eine einschlägige Sammeltätigkeit seit dem 19. Jh., die sich im Falle von Shunga allerdings lange Zeit im Verborgenen vollzogen hat. Trotz der erneuten Wertschätzung für entsprechende Kunstwerke seit dem ausgehenden 20. Jh., die ihren Ausdruck in jüngeren Forschungsarbeiten, musealen Ausstellungen, dem Erfolg von zeitgenössischen Künstlern wie Jeff Faerber und vereinzelt Zeitungsartikeln über „Die Sexheftli der Edo-Zeit“⁴⁵ findet, mag ihr Inhalt manch westlichen wie ostasiatischen Betrachter auch heute noch befremden. In keinem Falle sind Shunga jedoch Ausdruck einer grundsätzlichen Andersartigkeit der japanischen gegenüber der europäischen Kultur und Kunst, deren Geschichte von Antike bis Gegenwart zahlreiche

42 RAWSON, Philip: Japan. Introduction, in: RAWSON, Philip, (Hg.): *Erotic Art of the East: The Sexual Theme in Oriental Painting and Sculpture*, London 1968, S. 279 – 282, hier S. 281 f; SCREECH, *Sex and the Floating World*, S. 110 – 112.

43 SCREECH, *Sex and the Floating World*, S. 145 f.

44 “Occasionally rape and even bestiality or necrophilia are shown, but such scenes are few and far between, certainly in works dating from before the nineteenth century.” BUCKLAND, *Shunga*, S. 39.

45 ZOLL, Patrick: *Die Sexheftli der Edo-Zeit*, 16.10.2015, https://www.nzz.ch/feuilleton/kunst_architektur/die-sexheftli-der-edo-zeit-ld.1059864 (zuletzt eingesehen 14.06.2024)

vergleichbare Phänomene aufweist. Zu denken wäre an entsprechende Wandmalereien in den Villen und Badehäusern des alten Pompeji, an antike Skulpturen von „Pan und der Ziege“ sowie an die von Sukenobus europäischen Zeitgenossen geschaffenen erotischen Malereien und Kupferstiche des 18. Jh.⁴⁶

⁴⁶ Siehe z.B. BRUNN, Ludwig von (Hg.): Die erotische Buchillustration im Frankreich des 18. Jahrhunderts. 3. Bände, Seelze 1989; FAROULT, Guillaume: *L'amour peintre: l'imagerie érotique en France au XVIIIe siècle*, Paris 2020.

Kolonialdenkmäler: Relevanz und Möglichkeiten einer postkolonial reflexiven Geschichts- und Erinnerungskultur in Deutschland

Carolina Niss

1 Einleitung

„Die koloniale Vergangenheit ist heute allgegenwärtig, und das nicht nur in den ehemaligen Kolonien. Die Kolonialreiche haben ein Vermächtnis hinterlassen, das sich auch in den Metropolen niederschlägt [...]“.¹

Wie hier beschrieben, hat der Kolonialismus fortwährende Folgen, die sich unterschiedlich manifestieren können – von rassistischen Denksystemen und Strukturen zu materiellen, kolonialen Überresten wie Straßennamen oder Denkmälern.² Entsprechend „[...] stößt man [...] in Braunschweig auf einen steinernen Löwen, dessen Inschrift noch immer an ‚unsere Kolonien‘ gemahnt, [und] in Düsseldorf auf einen bronzenen Schutztruppensoldaten zum Gedenken an die ‚Deutschen Kolonial-Helden‘ [...]“.³ Obwohl sich durch diese kolonialen Überreste also deutlich koloniale Motive in der Öffentlichkeit manifestieren, ist ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft Deutschlands nicht ausreichend aufgearbeitet oder durch Bildungspläne anerkannt.⁴ Insbesondere die jüngsten Debatten rund um das deutsche Kolonialerbe, die seit 2020 durch die *Black-Lives-Matter*-Bewegung (BLM) mehr Gewicht erhalten haben, weisen nachdrücklich auf den Bedarf einer Lösung des Problems hin.⁵ Diese Debatten thematisierten auch deutsche Kolonialdenkmäler wie das Kolonialdenkmal Braunschweig sowie kolonial geprägte oder -rassistische Straßennamen. Die treibende Kraft hinter diesen Aktionen waren jedoch fast ausschließlich zivilgesellschaftliche Organisationen, was auf ein gesellschaftliches Interesse in gewissen Teilen der Bevölkerung hinweist.⁶ Das wirft Fragen zum bisherigen Umgang mit Kolonialdenkmälern in Deutschland auf: Wie gestaltete sich die Aufarbeitung des kolonialen Erbes, das sich u. a. materiell und immateriell durch Denkmäler und ihre kolonialen

1 CONRAD, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, 4. Aufl., München 2019, S. 7.

2 Vgl. DIETRICH, Anette: Weiße Weiblichkeiten. Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus, Bielefeld 2007, S. 135.

3 ZELLER, Joachim: (Post-)Koloniale Gedächtnisopografien in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen einer „Dekolonisation der Kolonisierer“, in: Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, hg. von Marianne BECHHAUS-GERST und Joachim ZELLER, 2. Aufl., Berlin 2021, S. 342.

4 Vgl. GREWE, Bernd-Stefan: Das schwierige Erbe des Kolonialismus. Probleme und Potentiale im Geschichtsunterricht, in: Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit, hg. von Marianne BECHHAUS-GERST und Joachim ZELLER, 2. Aufl., Berlin 2021, S. 489.

5 S. dazu STUCHTEY, Benedikt: Das schwierige Erbe des Kolonialismus. Die europäische Debatte über den Umgang mit den kolonialen Vergangenheiten, Berlin Dez. 2020, S. 3.

6 Vgl. BECHHAUS-GERST, Marianne: Koloniale Spuren im städtischen Raum, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Deutsche Kolonialgeschichte 69, H. 40-42 (2019), S. 40 & S. 44.

Motive manifestiert, bisher? Sind dabei Fortschritte erkennbar, die den postkolonialen Ansprüchen der aktuellen Zeit und Gesellschaft entsprechen?

Dementsprechend thematisiert der folgende Beitrag deutsche Kolonialdenkmäler, mit dem Fokus auf die Relevanz und die Möglichkeiten einer postkolonial reflexiven Geschichts- und Erinnerungskultur. Dafür werden zunächst zentrale Begriffe, Theorien und Konzepte geklärt: Kolonialismus, Postkolonialismus, Kolonialdenkmäler sowie Geschichts- und Erinnerungskultur. Im Anschluss werden drei vergleichsweise gut erforschte Kolonialdenkmäler aus Deutschland analysiert. Die Auswahl fiel dabei aufgrund der Quellenlage auf das Kolonialkriegdenkmal Düsseldorf, das Wissmann-Denkmal Dar es Salaam/Hamburg und das Kolonialdenkmal Braunschweig. Diese sind jeweils repräsentativ für die drei Sonderformen der Kolonialdenkmäler (s. Kapitel 2.2).⁷ Die Analyse ist in vier Unterkapitel gegliedert. Davon ausgehend wird in Kapitel 4 die Relevanz einer postkolonial reflexiven Geschichts- und Erinnerungskultur geklärt, um anschließend die Möglichkeiten für den praktischen Umgang mit Kolonialdenkmälern und den schulischen Geschichtsunterricht aufzuzeigen. Den Abschluss bildet ein Fazit.

Insgesamt ist die Quellenlage zu diesem Thema überwiegend lückenhaft, wobei die drei Beispiele, die analysiert und diskutiert werden, ausführlicher dokumentiert sind als zahlreiche andere Kolonialdenkmäler. Das liegt primär daran, dass sie vergleichsweise viel öffentliche Aufmerksamkeit erhalten haben. Entsprechend hat sich die Quellenbeschaffung als schwierig erwiesen, insbesondere Quellen bzgl. der Rezeptionen der Denkmäler, da sie in den meisten Fällen keine öffentlichen Spuren hinterlassen haben.⁸ Ähnlich wie der Quellenstand ist auch der Forschungsstand zu Kolonialdenkmälern bzw. dem deutschen Kolonialerbe in Teilen lückenhaft, insbesondere zu einzelnen Kolonialdenkmälern in Deutschland oder den ehemaligen deutschen Kolonien.⁹ An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Themen Kolonialerbe und Kolonialismus aktuell Konjunktur erfahren.

2 Grundlagen: Begriffe, Theorien und Konzepte

2.1 KOLONIALISMUS

Der Begriff Kolonialismus bzw. das Verständnis davon hat sich mit der Zeit gewandelt, sodass es neben einem eng gefassten Verständnis auch einen weit gefassten Kolonialismus-Begriff gibt. Im engen Verständnis kann Kolonialismus als eine territorial beschränkte Herrschaft definiert werden, die durch Mittel der Gewalt ein unmittelbar gültiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen Kolonisierten und Kolonialist*innen erzeugt. Daraus ergeben sich drei typologische Kolonien: Beherrschungs-, Stützpunkt- oder Siedlerkolonien.¹⁰ Dahingegen charakterisiert sich ein weiter gefasster Kolonialismus-Begriff, explizit für den

7 Vgl. ZELLER, Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewußtsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur, Frankfurt a.M. 2000, S. 47.

8 Ebd., S. 38.

9 Vgl. GREWE, 2021, S. 487f.

10 Vgl. CONRAD, Deutsche Kolonialgeschichte, 4. Aufl., München 2019, S. 14.

modernen Kolonialismus seit dem 18. Jhd., durch drei Merkmale: 1. Kolonisierte werden nach den individuellen Interessen der Kolonialmacht fremdgesteuert und somit an der Eigenentwicklung gehindert; 2. Kolonisierte werden durch die kulturell differente Kolonialmacht zur Akkulturation gezwungen; 3. die Kolonialmacht ist von der eigenen kulturellen Überlegenheit überzeugt.¹¹ Darüber hinaus sind die Rolle der Bereitschaft zur Gewalt und der tatsächliche Einsatz von Gewalt bedeutsam für das Verständnis von Kolonialismus.¹² Insgesamt ergibt sich dadurch ein realpolitisch definierter Referenzrahmen für die verschiedenen Kolonialismen europäischer Staaten, die aufgrund der allgemeinen Heterogenität des Konzepts Kolonialismus variieren können.¹³

Die Anfänge des deutschen Kolonialismus waren durch koloniale Bestrebungen einzelner deutscher Kaufleute im 16. Jhd. geprägt, sodass erst im Kontext der Epoche des Hochimperialismus von einer deutschen Kolonialmacht gesprochen werden kann. Schließlich etablierte sich von 1884 ausgehend über etwa 35 Jahre hinweg das deutsche Kolonialreich, das Kolonien in Teilen Afrikas, Chinas und des Pazifiks besaß.¹⁴ Das offizielle Ende dieser imperialen Hochphase markiert schlussendlich der Versailler Vertrag (1919), der in prokolonialen Kreisen als „besonders schmachvolle nationale Demütigung“ begriffen wurde.¹⁵ Daraus resultierte der Kolonialrevisionismus der frühen Jahre der Weimarer Republik, der u. a. zu diversen Denkmalsetzungen und Kundgebungen führte, mittels derer der koloniale Gedanke in der Bevölkerung langfristig wachgehalten und popularisiert werden sollte.¹⁶ Insgesamt war das Deutsche Kaiserreich trotz der kurzen Dauer des Kolonialreichs zu seiner Zeit die viertgrößte, europäische Kolonialmacht, deren Kolonialherrschaft nicht weniger brutal oder verheerend für die Kolonien war und nach wie vor ist.¹⁷

Für ein weiteres Verständnis von Kolonialismus ist daher wegweisend, wie diese gewaltsame Fremdherrschaft legitimiert und gerechtfertigt werden konnte, also wie Kolonialismus kulturell als Ideologie definiert werden konnte.¹⁸ Im Falle des Deutschen Kaiserreichs war Rassismus als Ideologie für die Legitimierung der Kolonisierung in Übersee essenziell.¹⁹ Ein Differenzdenken, das sich an vermeintlich ‚natürlichen‘ Kategorien orientierte, war entscheidend, um Menschen in „Rassen“ zu unterteilen und anschließend hierarchisch einzuordnen. Die Differenzierung fand anhand von körperlichen Merkmalen statt. Dazu zählten sowohl „Hautfarbe, Physiognomie und Anatomie“, die anschließend mit der Intel-

11 Vgl. OSTERHAMMEL, Jürgen und JANSEN, Jan C.: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, 7. Aufl., München 2012, S. 18f.

12 Vgl. MANN, Michael: *Das Gewaltdispositiv des modernen Kolonialismus*, in: *Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid*, hg. von Mihran DABAG et al., München 2004, S. 116.

13 Vgl. OSTERHAMMEL/JANSEN, 2012, S. 8.

14 Vgl. CONRAD, 2019, S. 22 & S. 34f.

15 ROGOWSKI, Christian: „Heraus mit unseren Kolonien!“. *Der Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik und die „Hamburger Kolonialwoche“ von 1926*, in: *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, hg. von Birthe KUNDRUS, Frankfurt a. M. 2003, S. 243.

16 Vgl. ROGOWSKI, 2003, S. 244f.

17 Vgl. CONRAD, 2019, S. 17f.; S. 22f. & S. 29.

18 Vgl. GREWE, 2021, S. 482.

19 Vgl. SCHUBERT, Michael: *Kolonialismus und Rassismus. Afrika und die Afrikaner in der deutschen Kolonialpropaganda*, in: *Historische Jugendforschung. Jahrbuch des Archivs der Deutschen Jugendbewegung 2* (2005), S. 43-56, hier S. 45.

ligenz und Charaktereigenschaften verbunden wurden.²⁰ Daraus entstand ein rassistisches Hierarchiedenken, das *weiße*²¹ Europäer*innen als höherwertig einstufte und alle anderen „Rassen“ im direkten Vergleich als ‚minderwertig‘ definierte, wobei Schwarze²² Menschen auf der letzten Stufe angesiedelt wurden.²³ All das fand im Rahmen der Suche nach dem sog. *missing link* durch Naturwissenschaftler*innen statt, die alle Lebewesen innerhalb der sog. *Great Chain of Being* in hierarchische Kultur- und Zivilisationsstufen einordneten, wobei Schwarze Menschen als das gesuchte ‚Verbindungsglied‘ zwischen Mensch und Tier angeordnet wurden.²⁴ Von zentraler Bedeutung für dieses Hierarchiedenken war im letzten Schritt die Naturalisierung und Fixierung der angeblich ‚naturgegebenen‘ Differenzen, denn nur wenn Menschen glaubten, dass die Differenzen natürlich sind, erhielten die rassistischen Kategorien ihre Legitimation. Folglich konnte die Kolonisierung durch das Deutsche Kaiserreich im Rahmen der kulturmissionarischen Kolonialpropaganda als nahezu ‚selbstloser‘ Akt der Zivilisierung und als Erziehung zur Arbeit begründet werden, um die tatsächlichen ökonomischen Interessen zu verschleiern.²⁵ Auch wenn diese Argumentation zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch den Sozialdarwinismus abgelöst wurde, prägte sie den gewaltsamen und inhärent entmenschlichenden Alltag in den Kolonien. Zudem prägte sie langfristig das Denken *weißer* Europäer*innen, dessen verheerende Folgen noch heute spürbar sind.

2.2 POSTKOLONIALISMUS UND POSTKOLONIALE THEORIEN

An dieser Stelle knüpft der Postkolonialismus an, der insgesamt schwieriger zu fassen ist, da es sich um ein diverses, stetig wandelndes Konzept handelt.²⁶ Es gibt eine Vielzahl postkolonialer Theorien, die den Postkolonialismus thematisieren und sich demnach mit den „[...] Nachwirkungen des europäischen Kolonialismus der Neuzeit“ befassen.²⁷ Darin enthalten ist also ein kulturelles Verständnis von Kolonialismus als Ideologie. Insgesamt sind postkoloniale Theorien unübersichtlich und heterogen, da es postkoloniale Zugänge und Schwerpunkte diverser, akademischer Disziplinen gibt, die auf jeweils unterschiedliche Einflüsse zurückgehen.²⁸ Zudem sind sie ein fortlaufendes, dynamisches Projekt, für das ständig neue Zugänge und Verbindungen gesucht werden. In ihrem Kern sind postkoloniale Theorien machtkritisch und wissenspolitisch, sodass ihre zentralen Zielsetzungen v. a. die Aufdeckung und Aufarbeitung postkolonialer Missstände und die Ablösung des eurozentrischen Wissens- und Textkanons sind.²⁹

20 DIETRICH, 2007, S. 145.

21 Diese Schreibart soll verdeutlichen, dass es sich um eine politische und soziale Konstruktion handelt; s. dazu Glossar für Diskriminierungssensible Sprache, in: Amnesty International, 27. Feb. 2017.

22 Diese Schreibweise soll verdeutlichen, dass es sich um eine politische Selbstbezeichnung handelt, welche auf gesellschaftliche Rassismuserfahrungen hinweist; s. dazu ebd.

23 Vgl. DIETRICH, 2007, S. 147.

24 Vgl. DIETRICH, 2007, S. 144f.

25 Vgl. SCHUBERT, 2005, S. 46-49.

26 Vgl. VAN DER HAAGEN-WULFF, MONICA: Postkoloniale Theorien, in: BECHHAUS-GERST und ZELLER, 2021, S. 320f.

27 KERNER, Ina: Postkoloniale Theorien zur Einführung, 3. Aufl., Hamburg 2017, S. 20.

28 Vgl. ebd., S. 158.

29 Ebd., S. 12f.

Für ein besseres Verständnis des Konzepts müssen zudem seine Ursprünge beleuchtet werden. Die Entstehung der *Postcolonial Studies* in den 1980er-Jahren wird zumeist als Anfang der postkolonialen Theorien festgehalten. Dazu beigetragen haben die inzwischen als kanonisch geltenden Werke der Literaturwissenschaftler*innen Edward Said, Homi Bhabha, Gayatri Chakravorty Spivak sowie des britischen Soziologen Stuart Hall.³⁰ Aufgrund dieser diversen Ursprünge und Schwerpunkte der *Postcolonial Studies* sind verschiedene Einflüsse dieser Zeit und Fachbereiche im Grundsatz des Theoriegeflechts deutlich. Dazu zählen Foucaults, Derridas, Fanons und Lacans Schriften sowie u. a. der „[...] antikoloniale Widerstand im globalen Süden“.³¹ Zudem war die postkoloniale Sichtweise zunächst primär auf die angloamerikanischen Literatur-, Kultur- und Geisteswissenschaften ausgerichtet und weitete sich erst später auf weitere Disziplinen verschiedener Länder aus. In Deutschland wurden sie z. B. ab Ende der 1990er-Jahre bedeutsam in den Literaturwissenschaften sowie in Bereichen der Geschichtswissenschaften.

Trotz der zunehmenden Popularität postkolonialer Theorien wurden sie über die Jahre hinweg immer wieder kontrovers diskutiert und problematisiert. Dabei ging es u. a. um die Implikationen, die das Präfix „post-“ auf die Bedeutung des Konzepts habe. Das Hauptargument war, dass „post-“ impliziere, dass die Wirkungen des Kolonialismus der Vergangenheit angehören. Allerdings ist das Gegenteil der Fall, denn „postkolonial“ geht ausdrücklich davon aus, dass „[...] weiterhin ungleiche Machtverhältnisse aufrecht[erhalten] und reproduziert“ werden, die auf die europäischen Kolonialherrschaften zurückzuführen sind.³² Mit „post-“ werden „alle Zeiträume in und nach der Kolonisation“³³ gemeint, die für die Gegenwart der ehemaligen Kolonien und Kolonialmächte sowie nie kolonisierter, aber dennoch durch koloniale Ideen beeinflusste Länder bedeutsam sind. Im Übrigen sollen diese Wirkungsbereiche des Kolonialismus nicht voneinander losgelöst, sondern als „verwobenes Gesamtphänomen“ betrachtet und analysiert werden.³⁴ In diesem Sinne ist postkolonial nicht als lineares, sondern explizit als interdisziplinäres Konzept zu verstehen, das von dem Fortbestehen der Mechanismen und Wirkungen der Kolonialismen ausgeht und sich die Kritik und Lösung dieser zum Ziel setzt.

2.3 KOLONIALDENKMÄLER

Im engeren Sinn ist das Denkmal ein „[...] zur Erinnerung an historische Ereignisse oder Personen in der Öffentlichkeit und auf Dauer errichtetes Bau- oder Kunstwerk [...]“.³⁵ Denkmäler haben einen bestimmten Zweck, der jedoch über das bloße Erinnern an historische Persönlichkeiten oder Geschehnisse hinausgeht, da sie als Medium ein bestimmtes,

30 Vgl. VAN DER HAAGEN-WULFF, 2021, S. 322.

31 CASTRO VARELA, María do Mar und DHAWAN, Nikita (Hgg.): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, 2. Aufl., Bielefeld 2015, S. 41.

32 VAN DER HAAGEN-WULFF, 2021, S. 321.

33 Vgl. LINDNER, Ulrike: *Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 15. Apr. 2011.

34 VAN DER HAAGEN-WULFF, 2021, S. 321.

35 ZELLER, 2000, S. 20.

intentionales Geschichtsbild fixieren und an die Nachwelt vermitteln.³⁶ Daher sind Denkmäler „[...] unmittelbare Dokumente des Geschichtsbewußtseins der Denkmalssetzer und damit des kulturellen Gedächtnisses ihrer Entstehungszeit“.³⁷ Für die Analyse von Denkmälern ist daher relevant, wer die Denkmalssetzer*innen waren und welche Beweggründe sie für die Denkmalsetzung hatten. Zudem sind die drei Bedeutungsebenen von Denkmälern für die Analyse bedeutsam, da anhand dieser die historische(n) Aussage(n) eines Denkmals deutlich werden, die wiederum Auskunft über das in ihm fixierte Geschichtsbild geben.³⁸ Die erste Ebene bezieht sich auf die Form des Denkmals, also die bildliche Ebene des Denkmalmotivs sowie dessen Inszenierung, womit die Rezipient*innen zuallererst konfrontiert werden. Darauf folgt die Ebene der Inschrift, die alle schriftlichen Botschaften des Denkmals einschließt und den Rezipient*innen somit unmittelbare Auskunft über den Kontext und die beabsichtigte Botschaft des Denkmals liefert. Auf der letzten Ebene steht die Standortbedeutung. Damit ist nicht nur der direkte Standpunkt des Denkmals gemeint, sondern auch das unmittelbare Umfeld, in dem es steht, sodass z. B. Gebäude, andere Denkmäler, Straßennamen o. Ä. Teil des Denkmalortes und somit Teil der von den Denkmalssetzer*innen konzipierten Wirkung und Funktion des Denkmals sind. In der Regel ist also kein Aspekt des Denkmals rein zufällig, sondern bewusst herbeigeführt und daher ausschlaggebend. Darüber hinaus sind die Adressat*innen des Denkmals relevant, da erst durch die Rezeption des Mediums die Botschaften und Funktion des Denkmals wirksam werden.³⁹

Bei dem Begriff Kolonialdenkmal muss nun noch weiter eingegrenzt werden, was unter dieser Subkategorie von Denkmal zu verstehen ist. Deutsche Kolonialdenkmäler sind nach Joachim Zellers Definition alle nach 1884 errichteten Denkmäler, die in Deutschland bzw. den ehemaligen deutschen Kolonien errichtet wurden und an Personen oder Ereignisse der deutschen Kolonialgeschichte erinnern. Außerdem sind sie in drei Sonderformen unterteilbar: Kolonialkriegerdenkmäler, Persönlichkeits- oder Ereignisdenkmäler sowie Kolonialgedenkmale, die an ehemalige deutsche Kolonien erinnern.⁴⁰ Die Differenzierung in Sonderformen ist entscheidend für die Analyse der Kolonialdenkmäler, da sich je nach Art des Kolonialdenkmals erinnerungs- und geschichtspolitische Funktionen des Denkmals unterscheiden. Das trifft v. a. auf Kolonialgedenkmale zu, da sie nicht bloß an deutsche „Kolonialheld*innen“ erinnern, wie es bei den ersten beiden Subtypen oft der Fall ist, sondern als Medium der kolonialrevisionistischen Propaganda nach 1919 intendiert waren. Insgesamt entfaltet sich die Bedeutung und Funktion von Kolonialdenkmälern durch die Einordnung des Denkmals in seine jeweilige Subkategorie sowie durch die Berücksichtigung der Denkmalssetzer*innen, ihrer Intention zur Denkmalsetzung, der Adressat*innen und der drei Bedeutungsebenen des jeweiligen Kolonialdenkmals.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 45.

38 Ebd., S. 21; s. dazu auch SCHEELE, Jana: Denkmal und Gegendenkmal. Kommunikationsraum der Generationen, in: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 4 (2016), S. 73f.

39 Vgl. ZELLER, 2000, S. 36-39.

40 Vgl. ZELLER, 2000, S. 47.

2.4 GESCHICHTS- UND ERINNERUNGSKULTUR

In welchem Zusammenhang dazu stehen Geschichts- und Erinnerungskultur? Geschichts- und Erinnerungskultur sind in den 1980er-Jahren entstanden, gehen aber auf unterschiedliche wissenschaftliche Ursprünge zurück. Das spiegelt sich auch im Kern der Konzepte wider, denn während Geschichtskultur ein zentrales, geschichtsdidaktisches Konzept ist, hat Erinnerungskultur innerhalb der Gedächtnisforschung im Rahmen der Kultur- und Geisteswissenschaften eine zentrale Bedeutung.⁴¹ Es stellt sich die Frage, wo konkrete Unterschiede der Konzepte liegen und ob es möglicherweise Gemeinsamkeiten gibt?

Geschichtskultur bezeichnet grundsätzlich „[...] die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit (ihrer) Geschichte umgeht“.⁴² Dazu werden einerseits Formen historischen Wissens gezählt, die innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Forschung produziert werden, sowie andererseits „außerakademische Formen der historischen Wissensproduktion“ wie historische Spielfilme, Computerspiele, Museen und Denkmäler.⁴³ Dementsprechend sind Institutionen wie Museen oder Bildungseinrichtungen ein Teil der Geschichtskultur.⁴⁴ Sie unterscheidet sich somit auch von Geschichtsbewusstsein, da Letzteres den individuellen Zugang zu Geschichte beschreibt, während Geschichtskultur den kollektiven Zugang meint. Geschichtskultur verbindet also explizit ein breites sowie vielfältiges Spektrum historischen Wissens, was auch „Mythen, Legenden und Lügen“ einschließt.⁴⁵ Insgesamt ist sie eine „Vergangenheitsvergegenwärtigungspraxis“.⁴⁶ Darin enthalten ist ein bestimmtes Geschichtsverständnis – Geschichte als gegenwartsgebundene und retrospektive „Sinnbildung über Zeiterfahrung“⁴⁷ –, was Geschichtskultur maßgeblich von Erinnerungskultur unterscheidet.

Erinnerungskultur kann als ein „[...] formale[r] Oberbegriff für alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse [...]“ beschrieben werden.⁴⁸ Somit sind alle „Repräsentationsmodi von Geschichte“ darin enthalten, sofern sie öffentlich zugängliche Spuren hinterlassen haben.⁴⁹ Der Begriff ist eng mit dem Konzept des kollektiven Gedächtnisses verknüpft, das erstmals in den 1920er-Jahren durch Maurice Halbwachs geprägt und u. a. von Jan und Aleida Assmann in den 1980er-Jahren in zwei weitere Schlüsselkategorien unterteilt wurde: in das kommuni-

41 Vgl. TOMANN, Juliane: Geschichtskultur im Strukturwandel. Öffentliche Geschichte in Katowice nach 1989, Berlin 2017, S. 76f.

42 PANDEL, Hans-Jürgen: Geschichtskultur, in: Wörterbuch Geschichtsdidaktik, hg. von Ulrich MAYER et al., 4. Aufl., Frankfurt a.M. 2022, S. 99.

43 TOMANN, 2017, S. 68.

44 Vgl. SCHÖNEMANN, Bernd: Geschichtsdidaktik und Geschichtskultur, in: Geschichtskultur: Theorie – Empirie – Pragmatik, hg. von Bernd MÜTTER, Weinheim 2000, S. 50f.

45 Vgl. PANDEL, Geschichtestheorie. Eine Historik für Schülerinnen und Schüler – aber auch für ihre Lehrer, Schwallbach/Ts. 2017, S. 311f.

46 Vgl. PANDEL, Geschichte als kulturelle Bildung. Mechanismen der Geschichtskultur, in: Handbuch. Geschichtskultur im Unterricht, hg. von Vadim OSWALT und Hans-Jürgen PANDEL, Frankfurt a.M. 2021, S. 15.

47 RÜSEN, Jörn: Was ist Geschichte? Skizze einer Synthese, in: Kann gestern besser werden? Essays zum Bedenken der Geschichte, hg. von Jörn RÜSEN, Berlin 2003, hier S. 111.

48 CORNELISSEN, Christoph: Erinnerungskulturen, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22. Okt. 2012.

49 Ebd.

kative und kulturelle Gedächtnis. Erinnerungskultur ist also ebenfalls kollektiv angebunden. Insgesamt ist Erinnerungskultur diesem weit gefassten Verständnis nach bedeutungsgleich mit dem Konzept der Geschichtskultur.⁵⁰ Juliane Tomann weist jedoch darauf hin, dass Geschichts- und Erinnerungskultur zwar unterschiedlich sind, da Letztere „Geschichte von Erinnerung und Gedächtnis“ trennt, sie aber dieselbe Zielsetzung haben, nämlich „[...] die Analyse von sinnbildenden oder sinnstiftenden Prozessen [...], die die Grundlagen von Identität und Orientierung in der Gegenwart von Individuen und sozialen Gruppen betreffen“.⁵¹ Für die gegenwärtige Erinnerungskultur der deutschen Kolonialgeschichte ist entsprechend anzumerken, dass sie von Betroffenen als „Ausdruck anhaltender kolonialer Machtverhältnisse“, als nebensächlich und durch „[...] eine rassistisch geprägte Kultur des Nicht-Wissens, der Ignoranz und der Verleugnung in Gesellschaft und Politik“ erlebt wird.⁵² Außerdem weisen Betroffene darauf hin, dass koloniale Motive im Alltag und Stadtbild weiterhin wirksam sind.⁵³

Kolonialdenkmäler sind entsprechend Teil der Geschichtskultur **und** der Erinnerungskultur des deutschen Kolonialismus, da sie sowohl den gesellschaftlichen Umgang mit der Kolonialgeschichte widerspiegeln als auch als Erinnerungsorte für das kollektive Gedächtnis fungieren. Sie prägen demnach das gesellschaftliche Geschichtsbewusstsein **und** das kulturelle Gedächtnis des deutschen Kolonialismus, was sie zu einem bedeutenden Ausgangspunkt für eine postkolonial reflexive Geschichts- und Erinnerungskultur macht, die den Herausforderungen der postkolonialen Gegenwart und Zukunft gerecht werden soll.

3 Koloniale Motive in Denkmälern

3.1 KOLONIALKRIEGERDENKMAL DÜSSELDORF

Das Kolonialkriegerdenkmal Düsseldorf ist als Kolonialkriegerdenkmal, das an Kolonialsoldat*innen erinnern soll zu klassifizieren. Es wurde am 27. Mai 1909 auf dem Exerzierplatz der Infanteriekaserne an der Tannenstraße in Düsseldorf-Derendorf enthüllt. Am 29. September 1935 wurde es auf den Düsseldorfer Frankenplatz versetzt und im Rahmen des Kolonialkriegertages erneut eingeweiht.⁵⁴ Die Idee und Finanzierung kam von Ehemaligen des Infanterieregiments 39, dessen Mitglieder auch die Anfertigung des Denkmals und Gedenkspruchs übernahmen.⁵⁵ An der Verlegung und Umwidmung des Denkmals (1935) waren zudem diverse koloniale Vereine aus Düsseldorf, wie der Kolonialkrieger-

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ TOMANN, 2017, S. 76 & S. 86.

⁵² FLASCHEBNER, Pia: Macht und Erinnerung. Post-koloniale Perspektiven auf die Erinnerungskultur des Kolonialismus, in: Wissenschaft & Frieden 3 (2020), hier S. 37.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Vgl. Kolonialkriegertag in Düsseldorf, in: Düsseldorfer Stadt-Nachrichten, 28.09.1935 (Morgen-Ausgabe, Nr. 486), Stadtarchiv Düsseldorf, Düsseldorfer Nachrichten, 7-6-42-106.0000.

⁵⁵ Vgl. DELVOS, Hubert: Kolonialkriegerdenkmal, in: Geschichte der Düsseldorfer Denkmäler, Gedenktafeln und Brunnen, hg. von Hubert DELVOS, Düsseldorf 1938, S. 128.

verein Düsseldorf, beteiligt.⁵⁶

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Form? Das Denkmal besteht aus einer 1,5 m hohen Bronzefigur, die auf einem 2,2 m hohen Sandsteinsockel ruht (Abb.1). Die Figur stellt einen uniformierten Soldaten dar, der halb aufgestützt auf seiner linken Seite liegt. Sein nahezu leidender Blick ist auf seine rechte Hand gerichtet, die ein Gewehr festhält. Daneben liegt ein Schlapphut, dessen auffällige Form darauf verweist, dass es sich um einen Kolonialsoldaten der „Schutztruppe“ für ‚Deutsch-Südwestafrika‘ (DSWA) handelt.⁵⁷ Aufgrund der Position der Figur sowie der Uniform und des gezückten Gewehrs handelt es sich um einen sterbenden Soldaten, der eindeutig im Gefecht verwundet wurde und nun auf seinen Tod wartet.⁵⁸



Abb. 1: Kolonial-Denkmal auf dem Hof der Infanterie-Kaserne an der Tannenstraße, Fotografie von Martin Knauer, um 1920, Stadtarchiv Düsseldorf, 009_807_001.

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Inschrift? Unter der Figur rahmen auf der Vorderseite des Sockels schmale Pfeiler eine Gedenktafel, deren Schriftzug aufgrund von Verwitterung heute nicht mehr erkennbar ist. Ursprünglich befand sich dort eine Inschrift, die namentlich vier gefallenen Soldaten⁵⁹ des Niederrheinischen Füsilier-Regiments 39 gewidmet war: „Es starben den Heldentod in Deutsch-südwestafrika | [Namen der Gefallenen] | Sterben im Dienste der Pflicht heisst Leben im Herzen der Nachwelt | Afrikas Helden Euch nach führ' uns der Stern Eures Ruhms“.⁶⁰ Die Inschrift zeugt von der

intendierten Denkmalbotschaft der Denkmalsetzer*innen, die das „Heldentum“ der Toten nostalgisch feiert, wobei ihre Teilhabe am Völkermord der Ovaherero und Nama verherr-

56 Ebd. S. 129.

57 Vgl. FECHNER, Fabian: Der ferne Krieg im Denkmal vor Ort. Koloniale Gewalt und öffentlicher Raum im heutigen Nordrhein-Westfalen, in: Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus, hg. von Marianne BECHHAUS-GERST et al., Berlin 2022, S. 460.

58 Ebd.

59 Oft ist von fünf Soldaten die Rede, jedoch wurden auf der originalen Gedenktafel von 1909 nur vier Soldaten namentlich erwähnt, da der fünfte nicht im Kampf gefallen war (s. dazu FECHNER, 2022, 461).

60 S. Abb. 1: Kolonialkriegedenkmal auf dem Exerzierplatz, Kaserne Tannenstraße (1920).

licht wird. Diese Version wurde 1935 allerdings durch einen allgemeiner gehaltenen Gedenkspruch ersetzt: „Dem Gedenken Deutscher Kolonial Helden! Kolonial-Krieger-Verein Düsseldorf. Errichtet vom Füsilier-Regiment 39 seinen in Südwestafrika gefallenen Kameraden 1904–1907“ (Abb. 2).⁶¹ Obwohl die Botschaft der neuen Funktion als „allgemeines Kolonial-Ehrenmal“ angepasst wurde,⁶² war diese Version nicht weniger kolonial-nostalgisch oder -verherrlichend. Die Botschaft war tendenziell noch nostalgischer und verherrlichender, weil sie nicht mehr den „Heldentaten“ einzelner, für die Denkmalsetzer*innen bedeutender Personen gewidmet war, sondern alle Mitglieder der ehemaligen Kolonialtruppen als „Helden“ ehrte. Somit verherrlicht die Denkmalinschrift nicht nur die gewaltsame, koloniale Mission in DSWA, sondern idealisiert die deutsche Kolonialherrschaft insgesamt als ‚heldenhaft‘ und ‚ehrwürdig‘. Da diese Inschrift heute nicht mehr lesbar ist, ist die einzige Inschrift eine Gedenktafel, die links neben dem Denkmal platziert ist. Sie wurde 2004 durch eine kirchliche Initiative errichtet und 2019 sprachlich angepasst, sodass sie nicht mehr den problematischen Begriff „Rasse“ enthält. Sie kontextualisiert das Denkmal und gedenkt der Ovaherero und Nama, was effektiv zu einer Umwidmung der Denkmalsbotschaft auf Ebene der Inschrift führt.⁶³

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene des Standorts? Die ursprüngliche Standortwahl auf dem Kasernengelände war bedeutend für das Regiment. Einerseits wurde ein Erinnerungsort im privaten Raum geschaffen, an dem die Ehemaligen des Regiments ihrer „Helden“ gedenken und ihre Erinnerung aufrechterhalten konnten. Andererseits ist das Denkmal im Kontext des ihm „umfassenden Erinnerungsraum[s] des Infanterieregiments 39“ zu betrachten, was ein weiteres Kriegerdenkmal sowie dem Regiment gewidmete Straßennamen einschloss.⁶⁴ Innerhalb dieses kolonial geprägten Kontextes verstärkte die Standortwahl die



Abb. 2: Kolonial-Denkmal auf dem Frankenplatz, Fotografie vom Stadtmuseum, 1935, Stadtarchiv Düsseldorf; 009_807_003.

61 S. Abb. 2: Kolonialkriegerdenkmal am Frankenplatz (1935).

62 DELVOS, 1938, S. 129.

63 Vgl. FUNKEN, Wolfgang: Kolonialkriegerdenkmal, in: Ars Publica Düsseldorf. Geschichte der Kunstwerke und kulturellen Zeichen im öffentlichen Raum der Landeshauptstadt, hg. von Wolfgang FUNKEN, 2012, S. 566f.

64 FECHNER, 2022, S. 464.

Bedeutung des Denkmals. Der Standort wurde dennoch nach diversen Versuchen des Kolonialkriegervereins Düsseldorf sowie der Ehemaligen des 39er-Regiments und der Kolonialfreunde, 1935 unter Einverständnis der nationalsozialistischen Regierung auf die Grünfläche des Frankenplatzes verlegt.⁶⁵ Der neue Standort ist in dreierlei Hinsicht bedeutsam. Erstens befindet sich der Frankenplatz in unmittelbarer Nähe zum alten Standort. Zweitens steht das Denkmal, wie zuvor auch, im Kontext kolonial-symbolischer Straßennamen. Drittens befand es sich nun an einem öffentlichen Platz, sodass die kolonialrevisionistischen und -verherrlichenden Botschaften der Denkmalsetzer*innen vereinfacht verbreitet werden konnten und zugleich ein offizieller Erinnerungsort für Kolonialrevisionist*innen etabliert werden konnte. Die Versetzung des Denkmals in einen öffentlichkeitswirksamen Raum trug somit dazu bei, die Funktion des Denkmals – die Erinnerung an das deutsche Kolonialreich sowie das „Heldentum“ der Kolonialtruppen – zu maximieren.

Wie wurde das Denkmal rezipiert? Vor 1935 wurde das Kolonialkriegerdenkmal aufgrund seines privaten Standorts nicht von der Öffentlichkeit rezipiert. Da die Rezipient*innen Teil der Gruppe waren, die das Denkmal errichtet hatte, fiel die Rezeption entsprechend positiv aus. Auch nach der Verschiebung des Denkmals wurde es, wie beabsichtigt, von dieser speziellen Gruppe weiterhin positiv wahrgenommen.⁶⁶ Darüber hinaus ist aufgrund der schlechten Quellenlage zum Denkmal nicht nachzuvollziehen, wie und ob es außerhalb von pro-kolonialen Kreisen bis Anfang der 2000er-Jahre rezipiert wurde. Es ist aber anzunehmen, dass es wie andere Kolonialdenkmäler, die nach 1945 in der Bundesrepublik bestehen blieben,⁶⁷ allmählich in Vergessenheit geriet. Zumindest ist nachvollziehbar, dass es 2004 im Rahmen des 100. Jahrestages des Völkermords an den Ovaherero und Nama durch eine zivilgesellschaftliche Initiative der evangelischen Kirche kritisch rezipiert wurde, was durch die Aufstellung der neuen Info- und Gedenktafel deutlich wird.⁶⁸ Abgesehen davon fand das Kolonialkriegerdenkmal kürzlich durch die Arbeitsgruppe *Düsseldorf postkolonial* (seit 2015) Aufmerksamkeit, die zur kritischen Aufarbeitung kolonialer Überreste wie Denkmälern führte. Diese kolonialkritische Auseinandersetzung ist seitdem auf der Website *deutschland-postkolonial.de* zu verfolgen. Abschließend ist die Aktualisierung der Gedenktafel im Jahr 2019 nennenswert, obwohl diese Aktion keine besondere öffentliche Aufmerksamkeit zur Folge hatte.

Welche kolonialen Motive manifestieren sich in dem Denkmal? Das Kolonialkriegerdenkmal war von Beginn an ein Symbol kolonialer Gewalt. Es verherrlichte zunächst koloniale Gewalt und Verbrechen in DSWA, v. a. den Völkermord an den Ovaherero und Nama, und ab 1935 schließlich die gesamte deutsche Kolonialherrschaft, indem sie als koloniales „Heldentum“ glorifiziert wurde. Es manifestierten sich seit 1935 zusätzlich kolonialrevisionistische Motive in dem Kolonialkriegerdenkmal, da es durch die Umwidmung zum allgemeinen Ehrenmal für Kolonialismus genutzt wurde. Das Denkmal war demnach Ausdruck deutscher Kolonialfantasien, die mittels des Denkmals wiederaufleben und die

65 Vgl. DELVOS, 1938, S. 129.

66 Ebd., S. 128f.

67 Vgl. ZELLER, Joachim: (post-)Koloniale Gedächtnisopografien in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen einer „Dekolonisation der Kolonisierer“, In: BECHHAUS-GERST und ZELLER, 2021, S. 346.

68 S. dazu: FUNKEN, 2012, S. 567.

Zukunft bestimmen sollten. Dennoch hat sich das Denkmal durch die erneute Umwidmung (2004) „von seiner kriegerischen und verharmlosenden Botschaft“ entfernt.⁶⁹ Es sei trotzdem angemerkt, dass das Denkmal durch die Soldatenfigur einen sichtbaren Bezug zu etwas Kriegerischem hat, unabhängig davon, ob jede*r Rezipient*in die kolonialen Motive erkennt. Das Denkmal drückt somit visuell weiterhin seine immanenten, kolonialen Motive und Botschaften aus.

3.2 WISSMANN-DENKMAL DAR ES SALAAM/HAMBURG

Das Wissmann-Denkmal ist als Persönlichkeitsdenkmal zu klassifizieren, das Hermann von Wissmann gewidmet ist, der u. a. Reichskommissar und Kolonialgouverneur für ‚Deutsch-Ostafrika‘ (DOA) war.⁷⁰ Es wurde am 3. April 1909 in Dar es Salaam – der ehemaligen Hauptstadt von DOA, die im heutigen Tansania liegt – im Rahmen großer Feierlichkeiten eingeweiht, und 1922 in Hamburg wiedererrichtet und eingeweiht. Der Auftrag, die Errichtung und die Versetzung des Denkmals gehen auf die Deutschen Kolonialgesellschaft zurück.⁷¹

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Form? Das Denkmal war in seinem ursprünglichen Zustand eine ca. 5 m hohe Skulptur auf einer niedrigen Sandsteinplatte (Abb. 3). Darauf befand sich ein schmal zulaufender Felsbrocken aus Granit, an dem rechts die Figur eines Askari⁷² in Uniform stand, der einen langen Fahnenstab mit gesenkter Flagge in einer Trauergeste über einen am Boden liegenden, erlegten Löwen hielt.⁷³ Der Löwe fungiert in diesem Kontext als Symbol, das auf Wissmanns Spitznamen als „Löwe von Afrika“ und als „Bezwinger der Natur“ verweist.⁷⁴ Der bewundernde Blick des Askari war indes auf die überlebensgroße dritte Figur gerichtet, die Wissmann in Gouverneursuniform, inkl. Tropenhelm, Fernglas und Säbel, auf dem Granitblock darstellte, wie er mit „gebieterischem Blick“⁷⁵ in einer Herrscherpose geradeaus blickte. Die Rolle, die dem Askari in dieser Konstellation zugeschrieben wird, manifestiert schließlich den kolonialen Mythos des „treuen Askari“, der teilweise bis heute wirksam und nach wie vor problematisch ist.⁷⁶ Insgesamt verweist die Figurenkonstellation, die den Askari unterlebensgroß in

69 FECHNER, 2022, S. 466.

70 Vgl. UHLMANN, Gordon: Das Hamburger Wissmann-Denkmal. Von der kolonialen Weihstätte zum postkolonialen Debatten-Mahnmal, in: *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, hg. von Ulrich VAN DER HEYDEN und Joachim ZELLER, Erfurt 2007, S. 281.

71 UHLMANN, 2007, S. 281.

72 *Askari* waren afrikanische Berufssoldaten. Die Bezeichnung (aus dem Arabischen und Kiswahili) wurde zum bis heute bestehenden Topos/Mythos des „treuen Askari“ umgedeutet, um neokolonialistische Propaganda und Kolonialfantasien zu legitimieren (Vgl. JOKINEN, Hannimari: Askari und Löwe. Mehrdeutige Komparsen zu Füßen der Wissmann-Statue, in: *Stand und Fall. Das Wissmann-Denkmal zwischen kolonialer Weihstätte und postkolonialer Dekonstruktion*, hg. von Hannimari JOKINEN et al., Berlin 2022, S. 69).

73 Vgl. ZELLER, Joachim: Herrschaftsmal, kolonialrevisionistische Erinnerungsstätte, postkoloniales Debatten-Mahnmal. Zur Geschichte des Dar es Salaamer/Hamburger Denkmals für Hermann von Wissmann, in: JOKINEN ET AL., 2022, S. 25.

74 ZELLER, 2022, S. 26.

75 Ebd.

76 Vgl. MICHELS, Stefanie: Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika, Bielefeld 2009, S. 17f.



Abb.3: Wissmann-Denkmal in Daressalam (jetzt in Hamburg), Fotografie von Robert Lohmeyer, 1908, Staatliche Museen zu Berlin/Ethnologisches Museum, Ident. Nr.: VIII A 4126, CC BY-NC-SA (<https://id.smb.museum/object/616015/wissmann-denkmal-in-daressalam-jetzt-in-hamburg>, Zugriff am 05.04.2023).

Außerdem waren Gedenksprüche bzw. Gebetsformeln auf Arabisch und Kiswahili darauf angebracht, die für das Gedenken und die Erinnerung Wissmanns durch die Bevölkerung intendiert waren.⁷⁸ Letztere geben Auskunft über die von den Denkmalsetzer*innen beabsichtigte Funktion des Denkmals als Erinnerungsort für Kolonist*innen und die Kolonisierten. Zudem zeugen sie von dem Selbstverständnis als ‚empathische‘ Kolonialmacht, die die ‚Trauer‘ ihrer Bevölkerung berücksichtigt. Als das Denkmal in Hamburg errichtet wurde, wurde am oberen Ende des neuen Sockels eine Gedenktafel befestigt, die folgende Worte enthielt: „Hermann von Wissmann | Geb. 4-Sept-1853 | Gest. 16-Juni-1905“.⁷⁹ Da nur Wissmann identifiziert wird, werden die kolonial-hierarchischen und -rassistischen Botschaften der Figurenkonstellation verstärkt.

einer untergeordneten Rolle und Wissmann überlebensgroß in hochrangiger Rolle darstellte, auf den militärischen Rang der Figuren sowie auf ihren ‚natürlichen‘ Stellenwert in der kolonialrassistischen Hierarchie (s. dazu Kapitel 2.1). In dieser Hinsicht soll der Askari für die Bevölkerung in DOA auch als Repoussoirfigur fungieren.⁷⁷ Zudem wäre der Löwe als Sinnbild der Tierwelt auf der niedrigsten Stufe der hier als natürlich dargestellten Ordnung der Welt zu verstehen, was für das koloniale Selbstverständnis der Denkmalsetzer*innen spricht. Die Figurenkonstellation wurde bei der Translozierung des Denkmals nach Hamburg beibehalten, sodass die Figurengruppe lediglich auf einem neuen, dem Original ähnlichen, Sockel platziert wurde.

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Inschrift? Auf der ersten Version des Sockels war auf der Vorderseite „Hermann von Wissmann“ eingraviert.

77 Vgl. ZELLER, 2022, S. 26.

78 Vgl. SPEITKAMP, Winfried: Geschichte des deutschen Kolonialismus. Ein historischer Überblick, in: Sprache und Kolonialismus. Eine interdisziplinäre Einführung zu Sprache und Kommunikation in kolonialen Kontexten, hg. von Thomas STOLZ et al., Berlin 2016, S. 42.

79 S. dazu: Wissmann-Denkmal, in: Bildindex der Kunst und Architektur, Bilddatei-Nr. mi11190c09, Staatsarchiv Hamburg.

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene des Standorts? Das Denkmal stand zunächst neben dem Gouverneurspalast in der Hauptstadt von DOA, sodass der bronzene Wissmann auf den wirtschaftlich bedeutenden Hafen hinausblickte, wo regelmäßig deutsche Schiffe anlegten.⁸⁰ Entsprechend markierte es symbolisch die deutsche Kolonialherrschaft über DOA und dessen Bevölkerung als rechtmäßig und dauerhaft.⁸¹ Auch der neue Standort war symbolisch bedeutend, obwohl er nur provisorisch konzipiert war, da die Denkmalsetzer*innen von der eventuellen Rückführung des Denkmals nach Dar es Salaam ausgingen. Zum einen stand das Wissmann-Denkmal nun vor dem ehemaligen Gebäude des Kolonialinstituts der Universität Hamburg und zum anderen hat die Stadt Hamburg eine lange, für den Kolonialismus relevante Geschichte als Hafenstadt.⁸² Folglich haben beide Standorte aufgrund ihrer symbolischen Bedeutungen die beabsichtigte Botschaft der Rechtmäßigkeit der deutschen Kolonialherrschaft untermauert.

Wie wurde das Denkmal rezipiert? Während das Denkmal in Dar es Salaam von deutscher Seite aus entsprechend der intendierten Wirkung als Machtsymbol und Heldenmal gelesen wurde, nahmen die Kolonisierten es fundamental anders wahr. Sie nahmen die Figurenkonstellation umgekehrt wahr, sodass sie in dem Monument einen Ausdruck der Feigheit Wissmanns und der Tapferkeit des Askari sahen.⁸³ Durch die humoristische Rezeption des Denkmals wird deutlich, wie zumindest Teile der Kolonisierten über die Errichtung des Monuments dachten bzw. über ihren angeblichen ‚Helden‘. Das deutet auf die klare Abneigung der Kolonisierten hin. Möglicherweise war diese Reaktion eine Bewältigungsmaßnahme angesichts der kolonialen Traumata der Kolonisierten in DOA. Das Denkmal wurde erst nach dessen Verlegung deutlich kontroverser rezipiert. Obwohl es bereits in den 1920er-Jahren kritische Stimmen gab, die mit der kolonialrevisionistischen Nutzung des Erinnerungsortes nicht einverstanden waren, folgte eine tatkräftige zivilgesellschaftliche Kritik erst in den 1960er-Jahren. Zwischen 1967 und 1968 wurde das Denkmal v. a. von Studierenden kritisch betrachtet. Anhand eines Flugblatts aus dem Sommer 1967, das den ersten von zahlreichen Denkmalstürzen ankündigte, lässt sich die Kritik deutlich nachvollziehen. Dort hieß es prägnant: „Die WISSMÄNNER sind noch immer unter uns, stürzen wir wenigstens ihre DENKMÄLER“.⁸⁴ Das spricht für die Problematisierung des Denkmals, wie sie in der kritischen Rezeption kleiner Teile der Öffentlichkeit deutlich wird. Im Folgejahr wurde das Denkmal final durch Studierende gestürzt, was für die Einlagerung des Denkmals sorgte. Dabei ist jedoch zu beachten, dass die Einlagerung durch die Universitätsleitung nicht eingeleitet wurde, weil sie der Kritik zustimmten, sondern weil sie keine Hoffnung für das Bestehen des Denkmals an seinem damaligen Standort hatten.⁸⁵ Das Denkmal verschwand jedoch nicht endgültig. Neben einzelnen Ausstellungen in Museen seit Mitte der 1980er-Jahre, inszenierte die Künstlerin Hannimari Jokinen das Denkmal als „Nachdenkmal-Raum“ am Hamburger Hafen (2004-2005), sodass sich die Öffentlichkeit

80 Vgl. UHLMANN, 2007, S. 281.

81 ZELLER, 2022, S. 26.

82 Ebd., S. 27f.

83 Vgl. UHLMANN, 2007, S. 281.

84 Zitat aus: ZELLER, 2022, S. 32.

85 Vgl. ebd., 31f.

vor Ort und online unter *afrika-hamburg.de* kritisch mit der deutschen Kolonialvergangenheit auseinandersetzen konnte. Außer vereinzelter Kritik aus kolonialapologetischen Kreisen, die das Denkmal nutzten, um koloniale Heldenmythen und Stereotype zu verbreiten, war die überwiegende Reaktion der Öffentlichkeit auf das kolonialkritische Projekt positiv. Besonders nennenswert ist dabei die positive Rezeption durch Hamburger Lehrkräfte und Schüler*innen, die das zum Debattenmahnmal dekonstruierte Wissmann-Denkmal als postkolonialen Lern- und Entdeckungsort nutzten.⁸⁶

Welche kolonialen Motive manifestieren sich in dem Denkmal? Das Wissmann-Denkmal war von Beginn an mit kolonialen Motiven aufgeladen. In Dar es Salaam war es als Heldenmal errichtet worden, um einerseits an Wissmann und seine „Heldentaten“ in DOA zu erinnern und andererseits als „Symbol kolonialer Macht“,⁸⁷ um die Dauer der deutschen Herrschaft hervorzuheben. So wurde es zum Ausdruck kolonialverherrlichender Motive, die sich um Wissmann als zentrale Leitfigur der deutschen Kolonialpropaganda spannten.⁸⁸ Darüber hinaus war es mit kolonial-rassistischen Motiven aufgeladen, die sich in der hierarchischen Figurenkonstellation und der Widmung des Denkmals widerspiegelten. Auch nach der Translozierung blieben diese kolonialen Motive bestehen, da die Konstellation und Darstellung der Figuren unverändert blieben. Hinzu kam, dass das Denkmal nun als koloniale Weihstätte durch Anhänger*innen des Kolonialrevisionismus genutzt wurde, um ihren ‚Anspruch‘ auf das ehemalige Kolonialreich dauerhaft zu manifestieren. In diesem Sinne war es ein Symbol deutscher, kolonialer Macht, was es zu einem Bezugspunkt kolonialer Sehnsüchte und Fantasien innerhalb der Kolonialpropaganda transformierte.

3.3 KOLONIALDENKMAL BRAUNSCHWEIG

Das Kolonialdenkmal Braunschweig ist als Kolonialgedenkmal zu einzuordnen, das an die verlorenen deutschen Kolonien erinnern soll. Es wurde am 13. und 14. Juni 1925 im Rahmen großer Feierlichkeiten durch Mitglieder kolonialer Vereine und Verbände im Braunschweiger Stadtpark eingeweiht. Die Idee und Finanzierung des Kolonialdenkmals kam ebenfalls von einem solchen Verein, dem „Verein ehemaliger Ostasiaten und Afrikaner Braunschweig“.⁸⁹

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Form? Es handelt sich um einen 2,34 m hohen und 2,6 m breiten, Sarkophag-ähnlichen Steinblock aus Elmkalkstein, der auf einem flachen Postament angebracht ist.⁹⁰ Auf der Front des Steinblocks befindet sich zudem das Relief eines Löwen, dessen Pranke auf einer Weltkugel ruht, auf der vage die Umriss Afrikas und Indiens zu erkennen sind (Abb. 4).⁹¹ Während der Löwe symbolisch für die Stärke der „Schutztruppen“ sowie die Anstrengungen kolonialrevisionistischer

86 Vgl. JOKINEN, Hannimari: Erinnerung von unten. Das Kunstprojekt *afrika-hamburg.de*, in: JOKINEN ET AL., 2022, S. 107-110.

87 ZELLER, 2022, S. 26.

88 Vgl. ebd.

89 Vgl. BEIN, Reinhard: Das Kolonialdenkmal an der Jasperallee. Das Denkmal als Problem, Braunschweig 1998, S. 125ff.

90 Vgl. ebd., S. 127.

91 Ebd.

Bemühungen steht,⁹² ist die Darstellung der Weltkugel ein ausdrücklicher Hinweis auf das deutsche Kolonialreich, das die Denkmalssetzer*innen für sich beanspruchten. In diesem Sinne kann der Löwe sinnbildlich für die Denkmalssetzer*innen bzw. die deutsche Kolonialmacht stehen, die die Welt an sich reißt. Auf der Rückseite befindet sich ein zweites Relief, das das Sternbild *Kreuz des Südens* darstellt, was auf die Mittel der Seefahrt hinweist, die genutzt wurden, um die deutschen Kolonien auf der Südhalbkugel zu erreichen.⁹³

Abb. 4: Kolonialdenkmal Braunschweig – Vorderseite, Fotografie von Fabian Lampe (<https://kolonialdenkmal-braunschweig.deldas-denkmal/>, Zugriff am 07.04.2023).



Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene der Inschrift? Auf der Vorderseite befindet sich die erste von insgesamt vier Inschriften. Die folgende Botschaft ist als Appell der Denkmalssetzer*innen an die Rezipient*innen des Denkmals zu verstehen: „Gedenkt unserer Kolonien und der dort gefallenen Kameraden“.⁹⁴ Auf der Rückseite befindet sich die zweite Inschrift, die das bekannte Seneca-Zitat „Ad aspera ad astra“ (durch das Raue zu den Sternen) enthält (Abb. 5).⁹⁵ Beide Inschriften sind als kolonialrevisionistischer Appell zu verstehen. Außerdem befinden sich auf der rechten und linken Seite des Denkmals die dritte und vierte Inschrift, die namentlich alle ehemaligen deutschen Kolonialgebiete in Afrika, China und dem Pazifik nennen.⁹⁶ Obwohl Letztere aufgrund von Verwitterung heute nur schwer erkennbar sind, verweisen sie auf das Selbstverständnis der Denkmalssetzer*innen, die die ehemaligen Kolonialgebiete als ihren rechtmäßigen Besitz für die Ewigkeit beanspruchten und markierten. Heute befinden sich zwei Tafeln vor dem Denkmal,

92 Vgl. LAMPE, Fabian: Forschungsbericht. Das Braunschweiger Kolonialdenkmal in seinem historischen Kontext, 2021, S. 7.

93 Ebd.

94 S. Abb. 4: Kolonialdenkmal Braunschweig, Vorderseite.

95 S. Abb. 5: Kolonialdenkmal Braunschweig, Rückseite.

96 Vgl. LAMPE, 2021, S. 8f.



*Abb. 5: Kolonialdenkmal
Braunschweig – Rückseite,
Fotografie von Fabian Lampe
([https://kolonialdenkmal-
braunschweig.de/das-denkmal/](https://kolonialdenkmal-braunschweig.de/das-denkmal/),
Zugriff am 07.04.2023).*

die es seit Beginn der 2000er-Jahre kontextualisieren. Seit 2020 besteht eine dritte Tafel, die auf eine Infoseite verweist.⁹⁷

Welche Bedeutung hat das Denkmal auf der Ebene des Standorts? Als Denkmalstandort wurde der Braunschweiger Stadtpark gewählt. Es steht auf einem Stück Grünfläche vor dem „Franzschen Felde“, das zum Zeitpunkt der Errichtung als Sportplatz für die Jugend und als Truppenaufmarschplatz genutzt wurde, sodass die politische Appellfunktion des Denkmals angesichts der regelmäßigen Rezipient*innen wirksam war.⁹⁸ Außerdem grenzte der Denkmalstandort ursprünglich an die „Kaiser-Wilhelm-Straße“, die „[...] die Verbindung zum Kaiserreich symbolisch unterstrich“.⁹⁹ Dieser Bezug ging jedoch nach 1945 verloren, da die Straße zur „Jasperallee“ umbenannt wurde.¹⁰⁰

Wie wurde das Denkmal rezipiert? Während das Kolonialdenkmal im Dritten Reich, aufgrund seiner propagandistischen Funktionen für die Öffentlichkeit relevant war, geriet es nach 1945 in Vergessenheit.¹⁰¹ Erst zu Beginn der 1990er-Jahre löste eine kurze Debatte zum Umgang mit dem Denkmal verschiedene Reaktionen der Politik aus. Während einige Politiker*innen kritisch an das Kolonialdenkmal herantraten und dessen Versetzung oder die Errichtung eines Gedenkdenkmals verlangten, gab es gemäßigte Reaktionen, die lediglich für die Errichtung einer Informationstafel plädierten.¹⁰² Erst im Anschluss diverser

97 Ebd., S. 12f; Website unter <https://www.braunschweig.de/kultur/erinnerungskultur/kolonialdenkmal.php>.

98 Vgl. BEIN, 1998, S. 129.

99 LAMPE, 2021, S. 27.

100 Vgl. BEIN, 1998, S. 129.

101 Vgl. LAMPE, 2021, S. 47.

102 Ebd., S. 51.

Aktionen zu Beginn der 2000er-Jahre erhielt das Denkmal öffentliche Aufmerksamkeit. 2004 erhielt es seit Langem wieder öffentliche Aufmerksamkeit, die im Folgejahr dazu führte, dass die erste Infotafel am Denkmal errichtet wurde. 2006 kam es zudem zu einer Verhüllungsaktion, die das Denkmal erneut in den Mittelpunkt öffentlicher Diskussionen auf lokaler Ebene rückte, worauf eine zweite Infotafel, die über diese Aktion der Schulklasse informierte, folgte. Insgesamt wurden einerseits kritische Stimmen laut, die das Denkmal stark kritisierten und dessen Aufarbeitung forderten, andererseits offenbarten sich dadurch rechte Stimmen, die sich gegen den kolonialkritischen Umgang aussprachen. Trotz gemischter Reaktionen waren die Protestaktionen zwischen 2004 und 2006 folgenreich. Sie sorgten dafür, dass ein großer Teil der Öffentlichkeit das Denkmal als problematisch und aufarbeitungsdürftig wahrnahm. Ein weiterer bedeutender Moment in der Rezeptionsgeschichte sind die BLM-Proteste, die 2020 für Debatten und Aktionen auf globaler und lokaler Ebene führten. In Braunschweig wurde das Denkmal entsprechend kritisch diskutiert, was zwei Konsequenzen mit sich zog. Erstens wurde eine dritte Infotafel aufgestellt, die auf die Infowebseite der Stadt Braunschweig verweist. Zweitens wurden weitere Projekte für den kritischen Umgang mit dem kontroversen Kolonialerbe in die Wege geleitet. Insgesamt standen diese Aktionen in dem Kontext des neuen Problembewusstseins großer Teile der lokalen Bevölkerung.¹⁰³ Darüber hinaus fand zwischen 2021 und 2022 ein internationaler, künstlerischer Wettbewerb statt, bei dem Entwürfe zur Umgestaltung des Denkmals bzw. zur Errichtung eines Gegendenkmals angefertigt wurden, von denen einige im Frühjahr 2023 im Rahmen der Ausstellung „Decolonizing Public Space“ im Braunschweiger Stadtmuseum ausgestellt wurden. Auch wenn derzeit noch unklar ist, welcher Entwurf realisiert oder wie die Öffentlichkeit diesen rezipieren wird, soll dadurch „[...] eine kritische Auseinandersetzung mit dem Denkmal und seiner Geschichte [...] und eine wachsende Sensibilisierung für diese Themenstellungen und einen gesellschaftlichen Perspektivwechsel [...]“ gefördert werden.¹⁰⁴ Insgesamt soll diese Aktion demnach zur kritischen Aufarbeitung der lokalen Kolonialgeschichte Braunschweigs beitragen, was nicht zuletzt ein Ausdruck der Wirkungsmacht der kritischen Rezeption durch die Zivilgesellschaft ist.

Welche kolonialen Motive manifestieren sich in dem Denkmal? Das Kolonialdenkmal Braunschweig war von Beginn an mit kontroversen kolonialen Motiven aufgeladen, was bei diesem Typus von Kolonialdenkmal charakteristisch ist, da es als Instrument kolonialrevisionistischer Propaganda errichtet und genutzt wurde. Entsprechend ist das Denkmal selbst Ausdruck des Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik sowie der Folgejahre.¹⁰⁵ Es manifestieren sich also Mythen kolonialer Macht und Stärke sowie Revisionsfantasien, die auf der Glorifizierung und Mythisierung deutscher Kolonialherrschaft aufbauen. Allein visuell ist das Löwenrelief inkl. des Globus auf der Vorderseite des Denkmals als ein koloniales Motiv erkennbar, das auf das koloniale Selbstverständnis der Denkmalssetzer*innen zurückzuführen ist.

103 Vgl. LAMPE, 2021, S. 55-59 & S. 65f.

104 Ausstellung „Decolonizing Public Space“, in: braunschweig.de.

105 Vgl. ZELLER, 2000, S. 67.

3.4 ZWISCHENERGEBNISSE

Es wird deutlich, dass trotz der Unterschiede der drei Kolonialdenkmäler bedeutende Gemeinsamkeiten vorliegen, v. a. bzgl. der gegenwärtigen Rezeption und des Umgangs mit Kolonialdenkmälern in Deutschland. Grundsätzlich sind die drei Denkmäler mit verschiedenen kontroversen kolonialen Motiven aufgeladen, die noch heute durch die Form, Inschrift und den Standort reproduziert werden. Am häufigsten kommen koloniale Heldentumotive und kolonialrevisionistische Fantasien vor, die koloniale Größe und Macht propagieren. Zudem kommen auch kolonial-rassistische Motive vor, die rassistische Hierarchien reproduzieren. In Bezug auf die Rezeption und Nutzung fällt auf, dass alle drei Denkmäler spätestens nach dem Ende des Kolonialreichs unter Einfluss kolonialrevisionistischer Propaganda als koloniale Weihestätten genutzt wurden. Obwohl die Nutzung bzw. die Bräuche sich teilweise je nach lokalen Akteur*innen unterschieden, war das Ziel i. d. R., den kolonialen Gedanken im Bewusstsein der Gesamtbevölkerung aufrechtzuerhalten und zu popularisieren. Es wurden in allen Fällen Rückforderungsansprüche für die Zukunft gestellt. Entgegen der Erwartungen der Denkmalsetzer*innen waren diese Versuche jedoch nahezu ergebnislos, da die Denkmäler außerhalb von pro-kolonialen und kolonialrevisionistischen Kreisen kaum Beachtung fanden. Das liegt vermutlich daran, dass die Kolonialdenkmäler vielerorts inzwischen „zum alltäglichen Straßenbild“ dazugehören.¹⁰⁶ Sie wurden und werden oftmals gar nicht wahrgenommen, weil sie immer schon Teil des städtischen Raumes waren. Diesbezüglich fällt beim Umgang mit den Kolonialdenkmälern auf, dass die wenigen kolonialkritischen Aktionen rund um Kolonialdenkmäler bisher ausschließlich von zivilgesellschaftlichen Gruppen/Initiativen ausgingen. Oft sind es lokale studentische, schulische oder kirchliche Gruppen, die durch Aktionen Aufmerksamkeit für das vergessene lokale Kolonialerbe schaffen und teilweise Veränderungen initiieren. Sie sind der Auslöser für öffentliche Debatten und spätere Umgestaltungen durch amtliche Instanzen. Häufig sind Info- und Gedenktafeln das Ergebnis ihrer Aktionen. In selteneren Fällen kommt es zu einer Umgestaltung des Denkmals. Außerdem fällt auf, dass das Jahr 2004 einen Höhepunkt für das öffentliche Aufsehen rund um die drei Kolonialdenkmäler innerhalb der deutschen Geschichts- und Erinnerungskultur darstellt. Das liegt daran, dass sich in dem Jahr der Völkermord an den Ovaherero und Nama zum hundertsten Mal jährte. Insgesamt änderte sich dadurch die öffentliche Rezeption von und der kritische Umgang mit Kolonialdenkmälern grundlegend. Nichtsdestotrotz wird deutlich, dass es nach wie vor an einer grundlegenden Aufarbeitung des materiellen Kolonialerbes auf Bundesebene mangelt. Die einzelnen zivilgesellschaftlichen Aktionen auf lokaler Ebene, die seit Beginn der 2000er-Jahre vermehrt auftreten, stellen in dieser Hinsicht aber bereits einen wertvollen Ausgangspunkt dar, an den vielfältig angeknüpft werden kann.

¹⁰⁶ THAMER, Hans-Ulrich: Von der Monumentalisierung zur Verdrängung der Geschichte. Nationalsozialistische Denkmalpolitik und die Entnazifizierung von Denkmälern nach 1945, in: Denkmalsturz. Zur Konfliktgeschichte politischer Symbolik, hg. von Winfried SPEITKAMP, Göttingen 1997, S. 109.

4 Postkolonial reflexive Geschichts- und Erinnerungskultur in Deutschland?

4.1 RELEVANZ EINER POSTKOLONIAL REFLEXIVEN GESCHICHTS- UND ERINNERUNGSKULTUR

Der Umstand, dass das materielle Kolonialerbe in Deutschland nicht vollständig aufgearbeitet ist, obwohl sich dadurch problematische koloniale Motive in öffentlichen Räumen manifestieren, deutet bereits auf die Relevanz eines Wandels hin. Wie dieser Wandel aussehen kann bzw. sollte und wen er betrifft, sind dabei zentrale Fragen, die im Folgenden geklärt werden sollen. Dafür muss zunächst ergründet werden, warum es relevant ist, die deutsche Geschichts- und Erinnerungskultur „postkolonial reflexiv“ zu gestalten. Dafür lassen sich drei zentrale Argumente anbringen.

Erstens hat das deutsche Kolonialreich nicht nur materielle Überreste in Deutschland und den Gebieten/Ländern des ehemaligen Kolonialreichs hinterlassen, sondern auch tiefgreifende Spuren in den Denk- und Wissenssystemen dieser Gesellschaften. Zu diesem mentalen oder kulturellen Kolonialerbe gehören Rassismen, die sich sowohl im alltäglichen Leben als auch in nahezu allen Strukturen und Bereichen der Gesellschaft niederschlagen.¹⁰⁷ Besonders problematisch ist dieser Aspekt in der Hinsicht, dass ein strukturelles Rassismusproblem in Deutschland oft abgestritten wird, obwohl die Mehrheitsgesellschaft Rassismus in der Regel mit Ablehnung gegenübertritt. Diese Diskrepanz mindert allerdings nicht den Umstand, dass die Lebensrealität zahlreicher Menschen in Deutschland durch traumatische und inhärent gewaltsame Rassismuserfahrungen geprägt ist.¹⁰⁸ Dadurch wird die Adressierung und Aufarbeitung des eigentlichen Problems, das auf die deutsche Kolonialherrschaft zurückzuführen ist, erschwert. Eine weitere Ebene des Problems ist der Umstand, dass das Wissen über diese kolonialen Kontinuitäten im Bewusstsein der meisten Deutschen nicht vorhanden ist.¹⁰⁹ Das liegt v. a. daran, dass die Rolle der deutschen Kolonialvergangenheit häufig als marginal eingeschätzt wurde und teilweise noch wird.¹¹⁰ Wie bereits mehrfach festgestellt wurde, ist diese Annahme jedoch relativ, da die zeitliche Dauer von Kolonialismen keinen Rückschluss auf das Ausmaß ihrer Wirkungsmacht zulässt.¹¹¹ Zudem verhindert sie die Aufarbeitung postkolonialer Probleme. Dennoch sind sowohl das Bewusstsein als auch die kollektiven Identitäten der Betroffenen fortwährend durch koloniale Traumata geprägt, denn „Kolonialismus als eine Erfahrung der Entmenschlichung, der Zerstörung von Gemeinschaft, Kultur, und Geschichte ist ein kulturelles Trauma, das sich bis heute fortschreibt“.¹¹² Allein aus diesem Grund ist die Aufarbeitung und kritische Auseinander-

107 Vgl. DIETRICH, 2007, S. 135.

108 Vgl. MELTER, Claus: Diskriminierungs- und rassismuskritische Soziale Arbeit und Bildung im postkolonialen und postnationalsozialistischen Deutschland?!. Einleitende Überlegungen, in: Diskriminierungs- und rassismuskritische Soziale Arbeit und Bildung. Praktische Herausforderungen, Rahmungen und Reflexionen, hg. von Claus MELTER, 2. Aufl., Weinheim 2021, S. 9f.

109 Vgl. GREWE, 2021, S. 475.

110 Vgl. DIETRICH, 2007, S. 91.

111 Vgl. GREWE, Bernd-Stefan: Geschichtsdidaktik postkolonial. Eine Herausforderung, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 15 (2016), S. 8.

112 FLASCHBNER, 2020, S. 36.

setzung mit den „eigenen Denkmustern, Narrativen und Semantiken“¹¹³ im Sinne des Postkolonialismus essenziell für eine gerechtere Zukunft für alle Teile der deutschen Gesellschaft, die diverse Möglichkeiten zur Überwindung von Rassismen und Kolonialtraumata mit sich bringt.

Zweitens häufen sich seit Beginn der 2000er-Jahre Forderungen nach der Integration postkolonialer Ansätze in die Geschichts- und Erinnerungskultur, die nicht zuletzt durch aktuelle Debatten um diverse Straßenumbenennungen, den Umgang mit Kolonialdenkmälern sowie um die Restitution kolonialer Raubkunst angetrieben werden.¹¹⁴ Diese Forderungen oder Anregungen zum Wandel manifestieren sich derweil nicht nur in der geschichtswissenschaftlichen Fachliteratur, sondern auch in zivilgesellschaftlichen Debatten, die meist auf lokaler Ebene stattfinden. Das deutet bereits darauf hin, dass zumindest in Teilen der Gesellschaft ein postkoloniales Bewusstsein hinsichtlich des Kolonialerbes vorhanden ist. Entsprechend wurden in den letzten zehn bis zwanzig Jahren in vielen deutschen Großstädten postkoloniale Verbände gegründet, die sich aus der Zivilgesellschaft und der Wissenschaft zusammensetzen. Dazu gehören bspw. die Initiative *Decolonize Cologne*,¹¹⁵ der Verein *Decolonize Berlin e.V.*¹¹⁶ und der *Arbeitskreis HAMBURG POSTKOLONIAL*.¹¹⁷ Diese Initiativen haben es sich zur Aufgabe gemacht, das lokale Kolonialerbe kritisch aufzuarbeiten, daran zu erinnern und Veränderungen im Sinne des Postkolonialismus einzuleiten. Dazu zählen nicht zuletzt postkoloniale und kolonialkritische Stadtrundführungen, Vorträge, Ausstellungen sowie Anregungen, Kolonialdenkmäler und kontroverse, koloniale Straßennamen zu verändern.¹¹⁸ Insgesamt ist ihr Stellenwert für die Geschichts- und Erinnerungskultur zum Kolonialerbe hoch, da sie bislang nicht nur öffentliche Aufmerksamkeit für die Auseinandersetzung mit lokalem Kolonialerbe generiert haben, sondern weil sie dadurch bereits Veränderungen im Sinne des Postkolonialismus antreiben und durchsetzen.¹¹⁹

Drittens schlägt sich die lückenhafte Aufarbeitung des Kolonialerbes auch auf der institutionellen Ebene der gegenwärtigen Geschichtskultur nieder.¹²⁰ Das betrifft also die curricularen Vorgaben für das Fach Geschichte, Geschichtsschulbücher und den schulischen Geschichtsunterricht. Wenn überhaupt, wird das Thema Kolonialismus im Rahmen des schulischen Geschichtsunterrichts nämlich nur oberflächlich behandelt. Das liegt häufig an den zeitlichen Vorgaben bzw. an den zahlreichen Inhalten, die möglichst vertieft bearbeitet werden sollen, sodass einige Themen weniger intensiv behandelt werden müssen als andere. Dementsprechend muss bspw. in der Sekundarstufe II das Thema Kolonialismus der vertieften Thematisierung des Dritten Reichs und der deutschen Wiedervereinigung weichen.¹²¹ Diese nachrangige Gewichtung spiegelt sich in den Kernlehrplänen wider: Im

113 GREWE, 2021, S. 489.

114 Vgl. STUCHTEY, 2021, S. 3.

115 Mehr dazu unter: Decolonize Cologne (<https://decolonize-cologne.de/>).

116 Mehr dazu unter: Bündnis / Verein, in: Decolonize Berlin (<https://decolonize-berlin.de/de/bundnis-verein/>).

117 Mehr dazu unter: Arbeitskreis Hamburg Postkolonial (<http://www.hamburg-postkolonial.de/willkommen.html>).

118 Vgl. Bündnis / Verein, in: Decolonize Berlin.

119 Vgl. GREWE, 2021, S. 480.

120 Zu den Ebenen der Geschichtskultur vgl. SCHÖNEMANN, 2000, S. 50f.

121 Vgl. GREWE, 2021, S. 478.

Kernlehrplan für das Fach Geschichte für die Sekundarstufe II in Nordrhein-Westfalen wird Kolonialismus bspw. knapp im Kontext des Hochimperialismus als Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges betrachtet.¹²² Wie oberflächlich und eindimensional diese Vorgaben tatsächlich sind, wird ferner in Geschichtsschulbüchern deutlich, die oft die Grundlage für den Geschichtsunterricht darstellen.¹²³ Neben der Tatsache, dass die meisten der aktuellen Geschichtsschulbücher koloniale Motive bzw. kolonial-rassistische Sprache reproduzieren,¹²⁴ wird Kolonialismus lediglich realpolitisch als Herrschaftssystem gefasst, was folgenreich für das Verständnis und die wahrgenommene Relevanz des Themas ist. Wie zuvor erwähnt, kann Kolonialismus in dieser Hinsicht als abgeschlossen betrachtet werden, da das koloniale Herrschaftsverhältnis politisch definiert mit dem Versailler Vertrag endete.¹²⁵ Das lässt allerdings die ideologische Dimension von Kolonialismus und somit die gegenwärtigen kolonialen Hinterlassenschaften außer Acht. Dies wird allein dadurch deutlich, dass Rassismus in den Schulbüchern nicht thematisiert wird.¹²⁶ Darüber hinaus mangelt es an Multiperspektivität und an der Darstellung Schwarzer Menschen als handelnde, aktive Personen. Insgesamt bleibt die Meistererzählung also nicht nur eurozentrisch, sondern „ungebrochen weiß“.¹²⁷ Daher müsste Kolonialismus im schulischen Geschichtsunterricht im Sinne des Postkolonialismus als folgenreiches, gegenwärtiges System betrachtet und untersucht werden. Daraus ergeben sich Möglichkeiten, eurozentristische und eindimensionale Narrative von Kolonisierung zu überwinden, die in der Geschichts- und Erinnerungskultur vorherrschen und stetig reproduziert werden.¹²⁸ Schließlich soll der schulische Geschichtsunterricht Schüler*innen in die außerschulische Geschichtskultur einführen,¹²⁹ damit sie die notwendigen reflektierten Handlungskompetenzen für „die Teilhabe an der Geschichts- und Erinnerungskultur“ entwickeln können.¹³⁰ Aus diesem Grund ist es für einen postkolonialen Wandel unabdingbar, dass Schüler*innen oberflächliche, eindimensionale, kolonial-rassistische und eurozentristische Kolonialnarrative überwinden, die aktuell vorherrschend sind.

Es wird deutlich, warum die deutsche Geschichts- und Erinnerungskultur postkolonial angelegt werden muss. Dass sie zudem reflexiv sein muss, begründet sich primär dadurch, dass die Reflexion ein essenzieller Part des historischen Denkens ist, durch den historische Handlungskompetenzen erweitert werden.¹³¹ Zudem liegt es für postkoloniale Theorien

122 Vgl. MINISTERIUM FÜR SCHULE UND WEITERBILDUNG DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN (Hrsg.): Kernlehrplan für die Sekundarstufe II Gymnasium/Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, H. 4714, Düsseldorf 2014, S. 29.

123 Vgl. GREWE, 2021, S. 494.

124 Vgl. POENICKE, Anke: Afrika im neuen Geschichtsbuch. Eine Analyse der aktuellen deutschen Schulbücher, Berlin 2008, S. 39f.

125 Vgl. GREWE, 2021, S. 494.

126 Vgl. POENICKE, 2008, S. 34.

127 MARMER, Elina et al.: Der ‚versteckte‘ Rassismus. Afrika im Schulbuch, in: Wie Rassismus aus Schulbüchern spricht. Kritische Auseinandersetzung mit „Afrika“-Bildern und Schwarz-Weiß-Konstruktionen in der Schule – Ursachen, Auswirkungen und Handlungsansätze für die pädagogische Praxis, hg. von Elina MARMER und Papa Sow, Weinheim 2015, S. 124.

128 Vgl. GREWE, 2021, S. 500.

129 Vgl. PANDEL, 2022, S. 100.

130 MINISTERIUM, 2014, S. 16.

131 Vgl. MINISTERIUM, S. 16f.

charakteristisch, dass stetig neue Zugänge und Möglichkeiten gesucht und ergründet werden.¹³² Aus diesem Grund ist Reflexion im Angesicht sich wandelnder Bedürfnisse, Entwicklungen und Reaktionen/Kritik notwendig, um ggf. Veränderungen umzusetzen und insgesamt Schlüsse für die Implikation weiterer Maßnahmen zu ziehen. Die Reflexion soll folglich eine Qualitätskontrolle garantieren, sodass die Veränderungen tatsächlich den postkolonialen Ansprüchen und Zielen einer solchen Geschichts- und Erinnerungskultur entsprechen.

Abschließend sollte zudem geklärt werden, wen dieser Wandel betrifft. Grundsätzlich betrifft er die deutsche Gesellschaft als Ganzes und nicht bloß Teile davon. Allein aufgrund der Tatsache, dass es in der Natur der Geschichts- und Erinnerungskultur liegt, die gesamtdeutsche Gesellschaft zu betreffen, muss die Aufarbeitung auch möglichst breit angelegt werden. Das wird zudem anhand der Gegenwärtigkeit des kulturellen/ideologischen und materiellen Kolonialerbes deutlich, das sich in öffentlichen Räumen und Debatten manifestiert, die für die gesamtdeutsche Gesellschaft zugänglich sind. Dabei ergeben sich sowohl für den praktischen Umgang mit dem deutschen Kolonialerbe (speziell für Kolonialdenkmäler) als auch für den schulischen Geschichtsunterricht diverse Möglichkeiten, postkoloniale Veränderungen zu implizieren.

4.2 MÖGLICHKEITEN FÜR DEN PRAKTISCHEN UMGANG MIT DEM KOLONIALERBE

Bevor konkrete Möglichkeiten für den postkolonialen Wandel diskutiert werden können, sollten zuerst die unbrauchbaren Herangehensweisen thematisiert werden, die in der aktuellen oder vergangenen Geschichts- und Erinnerungskultur rund um Kolonialdenkmäler vorzufinden sind oder waren. Dadurch sollen Leerstellen und ineffektive Maßnahmen zum Umgang mit dem materiellen Kolonialerbe herausgearbeitet werden, sodass die Eingrenzung der vielversprechenden Möglichkeiten vereinfacht wird. Schließlich ist der Umgang mit dem kontroversen Kolonialerbe komplexer als die Entscheidung zwischen Abreißen oder Stehenlassen.

Die vorige Analyse des Wissmann-Denkmal hat bereits zwei überholte Herangehensweisen benannt: auf der einen Seite der Denkmalsturz und auf der anderen die Einlagerung des Denkmals. Zwar haben beide Optionen den Ambitionen der Rezipient*innen entsprochen – der Beseitigung eines kontroversen Monuments –, doch sie haben gleichzeitig dafür gesorgt, dass das Denkmal aus der Öffentlichkeit verschwunden und somit allmählich in Vergessenheit geraten ist. Dass das jedoch nichts an den problematischen Motiven des Denkmals ändert, ist eindeutig. Zudem schränkte die Einlagerung, die Möglichkeiten zur Aufarbeitung effektiv ein. Daher bieten diese Methoden keine Möglichkeiten, die Geschichts- und Erinnerungskultur postkolonial reflexiv zu gestalten.

Darüber hinaus sind zwei weitere Herangehensweisen möglich, die für den angestrebten Wandel ebenfalls nicht angemessen sind. Zum einen die Zerstörung und zum

¹³² Vgl. KERNER, 2017, S. 12f.

anderen die Musealisierung von Kolonialdenkmälern. Eine Zerstörung der deutschen Kolonialdenkmäler würde allenfalls dafür sorgen, dass zentrale historische Sachquellen/Erinnerungsträger ausgelöscht werden. Eine Konsequenz dessen wäre, dass diese Denkmäler und die Möglichkeiten, die sie für das historische Lernen und Denken innehalten, unaufgearbeitet aus der Geschichtskultur und dem kollektiven Gedächtnis verschwinden. Eine *damnatio memoriae* ist demnach weder sinnvoll, noch beseitigt oder thematisiert sie das eigentliche Problem. Die Musealisierung birgt eine andere Problematik. Diese Praxis kann sinnvoll sein, um Kulturgüter für die Nachwelt zu konservieren und sie zudem im Rahmen von Ausstellungen so zu kontextualisieren, dass historische Lernprozesse möglich sind. Die Musealisierung würde demnach Vorteile für den Erhalt des Denkmals haben. Nichtsdestotrotz sind Kolonialdenkmäler besser an ihren ursprünglichen Standorten aufgehoben, wo sie den alltäglichen und ungezwungenen Umgang mit (Lokal-)Geschichte ermöglichen bzw. dazu anregen. Außerdem sind Denkmäler an öffentlichen Plätzen, im Gegensatz zu den meisten Museen, für jede*n kostenlos zugänglich, sodass unsichtbare Barrieren zur Auseinandersetzung und Entdeckung von (Lokal-)Geschichte umgangen werden. Der Erhalt von Kolonialdenkmälern in ihren Erinnerungsräumen bietet zudem reichhaltige Möglichkeiten, den gesamten Erinnerungsraum, in dem das Denkmal eingebettet ist, zu einem postkolonialen Erinnerungsort umzufunktionieren, der dann als postkolonialer Lern- und Entdeckungsort genutzt werden kann.

Das führt nun zu den brauchbaren bzw. sinnvollen Herangehensweisen, insbesondere der Transformation von Kolonialdenkmälern in postkoloniale Lern- und Gedenkort, wie es beim Wissmann-Denkmal kurzzeitig der Fall war. Das Denkmal wurde nach über dreißig Jahren der Einlagerung nach dem Prinzip eines Nachdenkmal-Raums an einem öffentlichen Ort inszeniert, der zur Interaktion und Rezeption des Denkmals anregte. Anhand von Informationstafeln und zahlreichen historischen Fotografien, die diverse Momente der Denkmalgeschichte widerspiegeln, konnten sich Passant*innen ungezwungen mit dem Kolonialdenkmal auseinandersetzen und zusätzlich das dort beworbene Online-Forum nutzen, um sich über das lokale Kolonialerbe auszutauschen. Darüber hinaus wurde der Nachdenkmal-Raum durch Schulklassen als postkolonialer Lern- und Entdeckungsort im Rahmen des schulischen Geschichtsunterrichts genutzt. Insgesamt kann dieser beispielhafte Umgang als Vorbild für die zukünftige Geschichts- und Erinnerungskultur dienen.

Dieses Prinzip kann jedoch nicht exakt auf jedes Kolonialdenkmal angewandt werden, da die einzelnen Kolonialdenkmäler viel zu verschieden sind. Zudem ist das Ziel nicht, den Umgang mit Kolonialdenkmälern zu vereinheitlichen, sondern ihn so umzugestalten, dass er individuelle postkoloniale Probleme sinnvoll anspricht bzw. sichtbar macht und löst. Entsprechend müssten für das jeweilige Kolonialdenkmal und dessen koloniale Bedeutungen spezifische Entscheidungen bei der Gestaltung hin zu einem postkolonialen Lern- und Entdeckungsort getroffen werden. Dafür müssen u. a. zentrale Faktoren, wie die verschiedenen Bedeutungsebenen des Denkmals sowie dessen Standort und Rezeptionsgeschichte, im Entscheidungsprozess berücksichtigt werden, um zu garantieren, dass passende Maßnahmen ergriffen werden. Insgesamt bedeutet das aber nicht, dass der Wandel bei null beginnen muss, denn vielerorts lässt sich an die bereits bestehenden Änderungen des Denk-

mals bzw. des Denkmalortes anknüpfen.

Daher soll an dieser Stelle anhand des Kolonialkriegerdenkmals Düsseldorf illustriert werden, welche Möglichkeiten sich in dieser Hinsicht ergeben. Das Kolonialkriegerdenkmal wurde 2004 mit einer Info- und Gedenktafel ausgestattet, die das Denkmal seitdem kontextualisiert und es ferner mittels einer Umwidmung vom Kolonial-Ehrenmal zum Kolonial-Mahnmal transformierte. An sich ist das bereits ein großer Schritt weg von problematischen, kolonialen Motiven, jedoch kann eine Infotafel allein nicht viel mehr bewirken als beschrieben. Daher könnte daran angeknüpft werden, indem bspw. ein Gegendenkmal in unmittelbarer Nähe des Kolonialkriegerdenkmals errichtet werden würde. Das würde ermöglichen, das Denkmal auch visuell zu kontextualisieren und das Motiv des kolonialen Heldentums aufzubrechen. Die Wirkung, die sich dadurch ergeben würde, lässt sich am Beispiel des Hamburger Kriegerdenkmals „Der Soldat“ und seinem Gegendenkmal „Trauerndes Kind“ nachvollziehen: Durch die Interaktion beider Denkmäler in einem gemeinsamen Erinnerungsraum wird das glorifizierte Soldatentum direkt mit dem daraus resultierenden Leid konfrontiert, sodass zwei antithetische Botschaften in direktem Austausch stehen.¹³³ Das hat zur Folge, dass sich die Rezipient*innen mit den konkurrierenden Aussagen auseinandersetzen müssen, um eine sinnbildende Narration zu entwickeln sowie insgesamt die kognitive Dissonanz zu überwinden, die die Diskrepanz der konkurrierenden Denkmalaussagen auslösen kann. Dieser Aspekt macht das Potenzial dieser Herangehensweise für die Schaffung eines postkolonial reflexiven Lern- und Gedenkortes aus. Konkret würde das beim Kolonialkriegerdenkmal Düsseldorf bedeuten, dass beide Seiten des Kolonialkrieges von 1904 bis 1908 gleichberechtigt im Gesamtkontext dargestellt werden. Dies würde ferner ermöglichen, dass Betroffene aktiv die Geschichts- und Erinnerungskultur mitgestalten, sodass ihre häufig vernachlässigten Perspektiven Teil des ‚Kanons‘ werden. Es könnte zwar alternativ eine weniger kosten- und zeitintensive Methode angewandt werden, etwa die Dekonstruktion des Denkmals, jedoch ist ein Gegendenkmal für dieses spezielle Denkmal aus den zuvor geschilderten Gründen zielführend.

Die Dekonstruktion von Kolonialdenkmälern bietet sich eher bei jenen Kolonialdenkmälern an, in denen sich z. B. kolonial-rassistische Motive manifestieren. Daher würde es sich beim Wissmann-Denkmal anbieten, es zu dekonstruieren, anstatt ein Gegendenkmal zu errichten, da die kolonial-rassistische Hierarchie der Figurenkonstellation sonst bestehen bleiben würde. Daher wäre es sinnvoller, die Figurenkonstellation aufzubrechen, indem die Figuren neu angeordnet werden würden. Es würde sich anbieten, die Figuren entweder auf einer Ebene auf einem breiten Sockel anzuordnen oder sie liegend darzustellen, wie es in vergangenen Ausstellungen des Denkmals der Fall war.¹³⁴ Bei dieser Herangehensweise muss jedoch für die Rezipient*innen erkennbar bleiben, wie und warum das Denkmal verändert worden ist. Dies könnte durch das Aufstellen einer Informationstafel gewährleistet werden, auf der durch Bilder und Informationstexte nachvollziehbar ist, wie das Kolonialdenkmal ursprünglich ausgesehen hat und warum es zu der aktuellen Form verändert worden ist. Darüber hinaus könnte für die Errichtung eines postkolonialen Lern- und

133 Vgl. SCHEELE, 2016, S. 81-84.

134 Vgl. ZELLER, 2022, S. 33.

Entdeckungsortes das Prinzip des *park postkolonial* der Hamburger Künstlerin Hannimari Jokinen umgesetzt werden. Dafür würden alle Hamburger Kolonialdenkmäler in einem öffentlichen Park versammelt und dekonstruiert dargestellt werden, sodass sie in konstantem Austausch zueinanderstehen und sich dabei gegenseitig kontextualisieren würden.¹³⁵ Das würde neue und vielfältige postkoloniale Lernmöglichkeiten eröffnen, um das lokale Kolonialerbe in seiner Gesamtheit zu erforschen. In dieser Hinsicht wäre ein solcher postkolonialer Lern- und Entdeckungsort in besonderer Weise für Bildungskontexte ausgesprochen wertvoll.

Insgesamt bestehen beim Umgang mit Kolonialdenkmälern verschiedene Optionen, die je nach Denkmal unterschiedlich sinnvoll wären. Für den praktischen Umgang mit den Kolonialdenkmälern ist es demnach erforderlich, verschiedene Optionen abhängig von den Bedeutungen des Denkmals abzuwägen und ggf. an bestehende Umgestaltungen anzuknüpfen oder diese zu erweitern oder zu erneuern (oft sind das Informationstafeln). Außerdem sollten bei den individuellen Transformationsprozessen verschiedene Instanzen mitwirken. Es sollen sich schließlich nicht nur zivilgesellschaftliche Gruppen und/oder Wissenschaftler*innen mit dem Thema beschäftigen und den Wandel voranbringen. Auch behördliche Instanzen haben die Chance, den Prozess durch ihre Ressourcen zu unterstützen und voranzutreiben. Genauso ist die Teilhabe der Presse sinnvoll, da durch eine breite Medienabdeckung mehr Aufmerksamkeit und damit Bewusstsein rund um das Denkmal und den Wandel entsteht. Am wichtigsten ist jedoch die Integration außereuropäischer Perspektiven, um die vorwiegend eurozentristischen, einseitigen Narrative innerhalb der Geschichts- und Erinnerungskultur zu überwinden. Daher ist besonders relevant, Betroffene in diese Prozesse zu integrieren, wie es beim Kolonialdenkmal Braunschweig der Fall ist.¹³⁶

Abschließend soll angemerkt werden, dass neben den hier genannten Optionen natürlich weitere Möglichkeiten existieren, die an dieser Stelle aber nicht alle im Detail benannt und abgewägt werden können. Im Rahmen dieser Arbeit wurden bereits einige Optionen benannt und abgewägt, die bereits vielversprechend sind. Letzteres wird gerade in Anbetracht der wertvollen Möglichkeiten, die sich durch die Transformation von Kolonialdenkmälern in postkoloniale Lern- und Gedenkorte für den schulischen Geschichtsunterricht ergeben, deutlich.

4.3 MÖGLICHKEITEN FÜR DEN SCHULISCHEN GESCHICHTSUNTERRICHT

Die naheliegendste Möglichkeit für den angestrebten Wandel ist die Thematisierung von Kolonialdenkmälern im Geschichtsunterricht. Kolonialdenkmäler weisen aus geschichtsdidaktischer Perspektive, wie jedes andere Denkmal auch, ein „erhebliches Lernpotential“ auf, da sie ein wichtiger „[...] Bestandteil der alltäglichen Geschichtskultur

135 Vgl. JOKINEN, Hannimari: Nachdenkmäler. Der *park postkolonial* zwischen postkolonialer Dekonstruktion und kolonialer Amnesie, in: JOKINEN ET AL., 2022, S. 125f.

136 Vgl. EBERHARD, Andreas: Braunschweiger Kolonialdenkmal. Stadt plant Künstler-Wettbewerb, 28.07.2020, in: Braunschweiger Zeitung.

[sind], die die Lernenden umgibt und in der sie sich orientieren müssen“.¹³⁷ Zudem ermöglicht die Thematisierung und Analyse von Denkmälern den für das historische Denken und Geschichtsbewusstsein zentralen Erwerb historischer Kompetenzen, dessen Bedeutung im und für den Geschichtsunterricht entsprechend groß ist.¹³⁸ Aus diesem Grund ist die Thematisierung von Kolonialdenkmälern für das Thema Kolonialismus eine vielversprechende Chance, Schüler*innen früh mit postkolonialen Debatten innerhalb der Geschichts- und Erinnerungskultur vertraut zu machen. Auf diese Weise könnte zudem das enge Verständnis von Kolonialismus, das in aktuellen Lehrplänen und Schulbüchern erkennbar ist, überwunden und hin zu einer postkolonialen Perspektive auf Kolonialismus erweitert werden, sodass die Lernenden zukünftig aktiv an der Umgestaltung der Geschichts- und Erinnerungskultur teilhaben können. Außerdem ist die Auseinandersetzung mit lokalen, deutschen Kolonialdenkmälern, die einen eindeutigen Aktualitäts- und Gegenwartsbezug für die Lebenswelt der Schüler*innen aufweisen, eine wertvolle Chance, die Lernmotivation zu steigern und ferner ein historisches Interesse in den Schüler*innen zu wecken.¹³⁹ So oder so sind die Chancen, die sich hier ergeben, genauso vielfältig wie vielversprechend.

Wie die Thematisierung aussehen kann, wird daher im Folgenden illustriert. Es wurde bereits mehrfach zuvor erwähnt, dass Kolonialdenkmäler zu postkolonialen Lern- und Gedenkortorten bzw. Entdeckungsorten transformiert und als solche von Bildungseinrichtungen genutzt werden können. Sie können, wie beim Wissmann-Denkmal, im Sinne des „forschend-entdeckenden Lernens“ genutzt werden, damit sich Schüler*innen unmittelbar mit dem lokalen Kolonialerbe vertraut machen können.¹⁴⁰ Dabei bietet es sich an, dass Schüler*innen lokale Kolonialdenkmäler aufsuchen und dabei bspw. einen Steckbrief anfertigen, der die wesentlichsten Informationen zum Denkmal, dessen Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte festhält.¹⁴¹ Die Erkenntnisse des Ausflugs und der Steckbriefe können ferner als Ausgangspunkt für eine Reihe von Aufgabenstellungen genutzt werden. So könnten nach der Diskussion der Bedeutungen und kolonialen Motive der Kolonialdenkmäler erörtert werden, welche Optionen für den Umgang mit dem Kolonialerbe denkbar sind. Die Schüler*innen könnten dafür anhand von Fachliteratur diverse Möglichkeiten kennenlernen und diese für die bereits analysierten Kolonialdenkmäler abwägen. Zudem würde sich anbieten, dass Schüler*innen selbst Entwürfe für Gegendenkmal, Info-/Gedenktafeln oder die Dekonstruktion von Denkmälern anfertigen.¹⁴² Außerdem könnte der Umgang mit Kolonialdenkmälern in Deutschland mit dem in anderen Ländern verglichen werden, z. B. mit dem in England, wo 2020 kontroverse Kolonialdenkmäler zum Sturz gebracht wurden.¹⁴³ Insgesamt bietet es sich auch an, dass Lernende Debatten um den Erhalt bzw. die Umgestaltung deutscher Kolonialdenkmäler in einem historischen Rollenspiel simulieren, um einerseits den Kompetenzerwerb zu fördern und andererseits auf die

137 DRÄGER, 2022, S. 1.

138 Vgl. DRÄGER, Denkmäler im Geschichtsunterricht, Frankfurt a.M. 2021, S. 37.

139 Vgl. DRÄGER, Denkmäler im Geschichtsunterricht thematisieren, Frankfurt a.M. 2022, S.1.

140 DRÄGER, 2021, S. 37.

141 Die Idee und Vorlage sind in: DRÄGER, 2022, S. 4f.

142 Vgl. ebd., S. 12f.

143 Vgl. STUCHTEY, 2020, S. 3.

Teilhabe an der Geschichts- und Erinnerungskultur vorzubereiten.¹⁴⁴ Damit sind bereits einige zielführende Möglichkeiten benannt, jedoch soll betont werden, dass mit ihnen längst nicht alle Möglichkeiten für die Thematisierung von Kolonialdenkmälern erschöpft sind.

Darüber hinaus bestehen für den Wandel der Geschichts- und Erinnerungskultur weitere Möglichkeiten, die primär Geschichtsschulbücher als Medium historischer Wissensvermittlung fokussieren. Wie bereits zuvor in Kapitel 4.1 festgestellt, besteht ein Teil des Problems im Zusammenhang mit den aktuellen Lehrwerken, aus denen Schüler*innen historisches Wissen ziehen bzw. konstruieren. Da die Schulbücher Kolonialismus sehr einseitig, oberflächlich und eurozentrisch darstellen, sollte diese Darstellung dem Postkolonialismus entsprechend geändert werden. Dabei sollte der Prozess damit beginnen, eine differenziertere Definition von Kolonialismus festzulegen: Kolonialismus als eine die Zeit überdauernde Ideologie, die nachhaltige Spuren in fast allen Lebensbereichen hinterlassen hat. Es wäre wegweisend, wenn diese Veränderung auch in den Kernlehrplänen des Fachs Geschichte Einzug finden würde. Aus dieser recht simplen Änderung würden sich postkoloniale Lernmöglichkeiten ergeben, da durch diese auch die Wirkungen des Kolonialismus thematisiert würden. Zudem sollte die Thematisierung im besten Fall multiperspektivisch sein, damit die einseitigen historischen Narrative, die noch vorherrschend sind, überwunden und kontextualisiert werden. Folglich ist die Mitarbeit von PoC¹⁴⁵ an der Gestaltung von Schulbüchern essenziell, um den darin enthaltenden Eurozentrismus zu überwinden und die historischen Narrative multiperspektivisch zu erweitern.

Insgesamt ist deutlich, dass der Wandel hin zu einer postkolonial reflexiven Geschichts- und Erinnerungskultur zahlreiche Möglichkeiten eröffnet, die im schulischen Geschichtsunterricht sinnvoll genutzt werden können. Die Chancen, die sich daraus ergeben, fördern zentrale Ziele des Faches, nämlich den historischen Kompetenzerwerb, die Einführung in die Geschichts- und Erinnerungskultur sowie die Vorbereitung auf die Teilhabe an dieser. Somit bietet nicht nur die Thematisierung von Kolonialdenkmälern, sondern auch die Verbesserung von Geschichtsschulbüchern und den curricularen Vorgaben vielversprechende Aussichten für einen postkolonial reflexiven Wandel der Geschichts- und Erinnerungskultur.

5 Fazit

In Bezug auf den bisherigen Umgang mit dem deutschen Kolonialerbe und dessen Aufarbeitung wurde deutlich, dass bisher keine grundlegende Aufarbeitung des kolonialen Erbes in Deutschland stattgefunden hat, obwohl sich u. a. durch Kolonialdenkmäler problematische koloniale, teilweise rassistische Motive in der Öffentlichkeit manifestieren. Dabei handelt es sich v. a. um Motive, die die deutsche Kolonialisierung verherrlichen und

¹⁴⁴ Vgl. DRÄGER, 2021, S. 39 & S. 56f.

¹⁴⁵ PoC ist kurz für People of Color und ist eine politische sowie emanzipatorische Selbstbezeichnung nicht-weißer Menschen mit Rassismuserfahrungen; s. dazu: Glossar für Diskriminierungssensible Sprache.

glorifizieren, wobei die zugrundeliegende rassistische Ideologie des Kolonialismus stetig reproduziert und aufrechterhalten wird. Es wurde dennoch deutlich, dass erste Ansätze eines sich wandelnden Umgangs mit dem Kolonialerbe erkennbar sind. Dieser Wandel begann auf lokaler Ebene mit dem 100. Jahrestag des Völkermords an den Ovaherero und Nama (2004), der vielerorts einen kolonialkritischen Umgang mit dem Kolonialerbe durch zivilgesellschaftliche Gruppen zur Folge hatte. Ferner wurde aufgezeigt, dass eine postkolonial reflexive Geschichts- und Erinnerungskultur aus drei Gründen relevant ist: 1. das Kolonialerbe ist noch heute in den Städten sowie den Denk- und Wissenssystemen präsent, was folgenswer für die Gegenwart und Zukunft sowie die Lebensrealität der Betroffenen ist; 2. häufen sich seit Beginn der 2000er-Jahre in Teilen der Gesellschaft und der Wissenschaft, Forderungen zur postkolonialen Lösung postkolonialer Probleme; 3. das Kolonialerbe und dessen lückenhafte Aufarbeitung betrifft auch die schulische Bildung in Deutschland. Daraus ergeben sich verschiedene Möglichkeiten für den praktischen Umgang mit Kolonialdenkmälern, wobei die Schaffung postkolonialer Lern- und Entdeckungsorte durch die Dekonstruktion von Denkmälern oder die Schaffung von Gegendenkmälern sinnvolle Lösungsansätze sind. In diesem Prozess müssen individuell wirksame Methoden gewählt werden, wobei an vorhandene Änderungen (z. B. Informationstafeln) angeknüpft werden sollte. Zudem ergeben sich auch für den schulischen Geschichtsunterricht diverse Möglichkeiten, v. a. in der Thematisierung des deutschen Kolonialerbes und einer entsprechenden Überarbeitung der Geschichtslehrbücher. Insgesamt steht also noch viel Arbeit bevor, die nur mit gesamtgesellschaftlichem Einsatz zu bewältigen ist. Entsprechend ist es eine Aufgabe für die Gegenwart und Zukunft, diese postkolonialen Probleme mit postkolonial reflexiven Methoden zu bewältigen.

«Diese Geschichte mit allen Frauen». De-Konstruktion historischer TikTok-Narrative

Alexandra Krebs

Einleitung

«[...] also sie bezieht sich deutlich eben mehr auf diese Geschichte mit allen Frauen, und er bezieht sich deutlich mehr nur auf Albert Einstein.» (P6_13_m: 104).

«Diese Geschichte mit allen Frauen» findet sich, wie der Jugendliche (13 Jahre) im Zitat sie beschreibt, in einem der unzähligen Videos der Social Media-Plattform TikTok. TikTok ist neben WhatsApp und Instagram seit 2020 vor allem bei den 12–19-Jährigen eines der beliebtesten online Medien.¹ Vom chinesischen Konzern ByteDance betrieben nutzen sie weltweit über 1 Mrd. Menschen. Ihr Markenzeichen sind die kurzen, 15 Sekunden bis maximal drei Minuten dauernden Videos im Hochformat, die den Nutzenden in einem Endlos-Stream auf der Basis algorithmischer Empfehlungslogiken auf deren personalisierter «ForYouPage» eingespielt werden.² Waren es zu Beginn vor allem Tanzvideos, Lipsyncing und Schminktippis, finden sich auf der Plattform mittlerweile auch immer mehr Beiträge politischen und historischen Inhalts. Als «Kommunikationslabor»³ kann TikTok hierdurch in Demokratien durchaus Chancen für Pluralität und Partizipation bergen. Derzeitige Entwicklungen, wie u.a. die Verbreitung von Desinformationen, Verschwörungserzählungen, Propaganda bis hin zu rassistischem oder antisemitischem Content – um nur eine kleine Auswahl zu nennen – führen uns jedoch vor allem die Gefahren und Herausforderungen im Umgang mit TikTok vor Augen. In Deutschland nutzen beispielsweise Rechtspopulisten die Plattform extensiv, um ihre Botschaften zu verbreiten. So ist es u.a. der AfD gelungen auf diesem Wege eine große Anzahl junger Menschen zu erreichen. Sie hat auf TikTok mehr Likes als alle anderen Parteien zusammen und damit eine immense Reichweite,⁴ auch aufgrund der Inhalte und Funktionsweise der Plattform:

1 Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.): JIM 2023 (Jugend, Information, Medien). Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart, 2023, S. 32. Ein Drittel der 2023 befragten Jugendlichen in Deutschland gaben zudem an, dass sich vor allem «über YouTube, gefolgt von TikTok (30 %) und Instagram (29 %)» zu aktuellen Nachrichten informieren. (Ebd. S. 43).

2 Zur Funktionsweise des sogenannten Interest Graph siehe u.a. den Beitrag von Neubert, Anja: Gatekeeper zum »Markt der Erinnerung«? Wie Algorithmen historisches Erzählen auf TikTok und YouTube konfigurieren. In: Christina Brüning; Krebs, Alexandra (Hg.): Historisches Erzählen in Digitalien. Theoretische Reflexionen und empirische Beobachtungen. Bielefeld, 2024, S. 131–165.

3 Bunnenberg, Christian; Logge, Thorsten; Steffen, Nils: SocialMediaHistory. In: Historische Anthropologie 29 (2021), H. 2, S. 267–283, hier S. 269.

4 Vgl. u.a. Metzger, Nils, 2024: AfD hängt alle anderen Parteien auf TikTok ab, <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/deutschland/afd-tiktok-erfolg-strategie-jugendliche-100.html>; Pogner, Isabel, 2024: TikTok: Was andere Parteien vom Erfolg der AfD lernen, <https://www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/rechtsextremismus-jugendliche-100.html>, aufgerufen am 04.10.2024.

«Hassbotschaften sind emotional, einfach zugeschnitten, nicht differenziert. Die Nutzer liken und kommentieren solche Videos viel – auch kritisch. Das belohnt der Algorithmus und spült die Videos in immer mehr Kanäle.»⁵

Derartige Phänomene beschränken sich nicht nur auf Deutschland, sondern lassen sich weltweit beobachten.⁶ So machten auch Forschende in den USA auf ähnliche Gefahren aufmerksam: «Our findings reveal the disturbing presence of Far-right extremism in videos, commentary, symbols and pictures included in TikTok's postings.» Ebenso veröffentlichten z.B. Journalisten der online Zeitung «The Sun» in Großbritannien 2020 einen Bericht, nach dem: «Kids as young as 13 are being exposed to sickening videos glorifying terror attacks, anti-Semitism and racist slurs on TikTok.»⁷ Gerade aufgrund der hohen Beliebtheitswerte und intensiven Nutzung unter den Jugendlichen ist TikTok damit zu einer Gefahr für diese Altersgruppe geworden:

«TikTok has become a magnet for various malevolent predators including pedophiles, terrorists and extremists. These predators exploiting the platform's young audiences and lax security to prey on the vulnerable.»⁸

Wie sollten wir also damit umgehen? Eine mögliche Reaktion besteht darin, die Plattform einzuschränken und dazu aufzufordern die veröffentlichten Inhalte stärker zu überprüfen, zu löschen, Zugangsrechte zu entziehen usw. Seitens der EU, ebenso wie in den USA, wurden bereits erste Versuche in diese Richtung unternommen, neue gesetzliche Regelungen erarbeitet.

Zusätzlich gilt es jedoch auch, Kompetenzen der Jugendlichen im Umgang mit Social Media-Plattformen und deren Content zu fördern. Im Sinne einer *digital literacy* kann dies als Querschnittsaufgabe vieler Schulfächer betrachtet werden, wie etwa der Medienkompetenzrahmen NRW fordert.⁹ In diesem Beitrag vertrete ich jedoch zudem die Position, dass es gleichfalls eine Aufgabe historischen Lernens in der Schule sein sollte, die zuvor beschriebenen Entwicklungen und ihre Gefahren sowie neuen Möglichkeiten historischer Online-Erzählungen explizit zum Thema des Geschichtsunterrichts zu machen und sie als Lernanlass konstruktiv zu wenden. Dabei sollten Inhalte, wie z.B. Holocaustleugnung und Antisemitismus, adressiert werden. Gleichfalls gilt es aber auch weitere historische Themen in den Unterricht zu integrieren, die vielleicht auf den ersten Blick weniger problematisch erscheinen, an denen sich aber aktuelle gesellschaftliche Debatten reflektieren und Kompetenzen historischen Denkens fördern lassen. Ein Beispiel hierfür können die im Folgenden beschriebenen Einstein-Narrative auf TikTok sein, in denen vor allem die «Geschichte mit allen Frauen», also geschlechterspezifische Rollenbilder re-produziert bzw. in Frage gestellt werden.

5 Pogner, TikTok: Was andere Parteien vom Erfolg der AfD lernen.

6 Vgl. z.B. zur Rolle rechtspopulistischer Social Media-Influencerinnen in den USA die Publikation von Leidig, Eviane: *The Women of the Far Right. Social Media Influencers and Online Radicalization*. New York, NY, 2023.

7 Wheatstone, Richard; O'Connor, Ciaran, 2020: TikTok Swamped with Sickening Videos of Terror Attacks Murders, Holocaust Denials and Vile Racist Slurs, <https://www.thesun.co.uk/news/10962862/tiktok-extremist-racist-videos-anti-semitism/>, aufgerufen am 04.10.2024.

8 Weimann, Gabriel; Masri, Natalie: Research Note: Spreading Hate on TikTok. In: *Studies in Conflict & Terrorism* 46 (2023), H. 5, S. 752–765, hier S. 761.

9 Medienberatung NRW (Hg.): *Medienkompetenzrahmen NRW*. 2. Aufl. Münster/Düsseldorf, 2019.

Social Media gehören also zur Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen, sie benötigen somit Kompetenzen im Umgang mit diesen, und zwar auch in Bezug auf Geschichte.¹⁰ Dieser Beitrag gibt daher im Folgenden einen kleinen Einblick in die (noch laufende) Studie «De-Constructing History in Digital Space», in welcher untersucht wird, wie Kinder und Jugendliche in der Schweiz mit historischen Narrationen im digitalen Raum umgehen, sie ggf. analysieren bzw. de-konstruieren.¹¹ Ziel ist es hieraus, Ableitungen für die Gestaltung von Lernprozessen und Materialien zu ziehen.¹²

De-Konstruktion historischer Narrationen

Aufbauend auf der Theorie eines narrativistischen-konstruktivistischen Geschichtsverständnisses ist Geschichte nicht die Vergangenheit, sondern stets eine gegenwartsgebundene Konstruktion über die Vergangenheit mit dem Ziel sich in Gegenwart und Zukunft zu orientieren. Diese Operation lässt sich als Re-Konstruktion von Geschichte in der bekannten Formel «Sinnbildung über Zeiterfahrung» (Jörn Rüsen) ausdrücken. Historiker*innen erzählen Geschichten, indem sie u.a. historische Fragen entwickeln, Quellen analysieren und interpretieren. Teilweise kommen sie dabei zu unterschiedlichen Ergebnissen und Deutungen. Neben der Auswahl an Quellen (z.B. Archivalien) macht es nämlich einen Unterschied, wer (Perspektive), wann (Standort) etwas, wie, mit welcher Intention und in welcher Form erzählt. Deshalb gibt es in Demokratien auch immer plurale, teils auch kontroverse Geschichten. Deshalb streiten sich Historiker*innen, deshalb führen wir geschichtskulturelle Debatten.

Zu beachten ist jedoch, dass Geschichten nicht beliebig sind, nicht jede Erzählung gleich zustimmungsfähig ist. Vielmehr müssen wir die überzeugendsten, also triftigsten¹³, auswählen und sie aushandeln, um etwa Manipulationen oder Propaganda nicht zu unterliegen. Neben der Re-Konstruktion ist die De-Konstruktion, also die Analyse von bereits vorhandenen Erzählungen im Hinblick auf die beschriebenen Konstruktionsprinzipien, die zweite zentrale Operation eines reflektierten Geschichtsbewusstseins, das eines der Zielset-

10 Vgl. den Sammelband zum Instagram-Account @ichbinsophiescholl: Mia Berg; Christian Kuchler (Hg.): @ichbinsophiescholl. Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media. Göttingen, 2023 (Historische Bildung und Public History, Band 1).

11 Vgl. Schreiber, Waltraud: Kompetenzbereich historische Methodenkompetenz. In: Andreas Körber; Schreiber, Waltraud; Schöner, Alexander (Hg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik. Neuried, 2007 (Kompetenzen: Grundlagen – Entwicklungen – Förderung, Bd. 2), S. 194–235.

12 Neben Social Media geht es im Projekt auch um den Umgang mit KI-generierten historischen Erzählungen, vgl. dazu: Krebs, Alexandra: »Dann weiß man natürlich nicht immer, ob es stimmt, aber ich vertraue dem«. Reflexionen über und Umgangsweisen mit KI-generierten historischen Erzählungen in Digitalien. In: Christina Brüning; Krebs, Alexandra (Hg.): Historisches Erzählen in Digitalien. Theoretische Reflexionen und empirische Beobachtungen. Bielefeld, 2024, S. 169–194.

13 Vgl. u.a. Krebs, Alexandra: Geschichten im digitalen Raum. Historisches Lernen in der „App in die Geschichte“. Berlin, 2024 (Medien der Geschichte, Bd. 7), S. 39.

zungen historischen Lernens im Geschichtsunterricht darstellt.¹⁴ Die Notwendigkeit dieser De-Konstruktionskompetenzen ist im Zeitalter der Digitalität von immer größer werdender Relevanz. Denn nicht nur Historiker*innen erzählen Geschichte, auch TikTok*innen sowie grundsätzlich User*innen des digitalen Raums. Denn immer mehr historischer Content wird online produziert. Im selben Maße wachsen jedoch nicht die Kompetenzen der Nutzenden. Ganz im Gegenteil: Zahlreiche Studien allein aus der Geschichtsdidaktik offenbaren vor allem defizitäre Performanzen der Lernenden.

So wurde bereits in zahlreichen Untersuchungen deutlich, dass Lernende historische Darstellungen im Netz oftmals unhinterfragt übernehmen. Jan Hodel zeigte z.B., dass Schüler*innen in ihren Referaten Narrationen lediglich reproduzieren, d. h. sie entnehmen Informationen etwa aus Wikipedia-Seiten, wählen verschiedene Fragmente aus und unterziehen diese nicht «einer expliziten Überprüfung nach fachlichen Kriterien der empirischen Triftigkeit»¹⁵. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte Sam Wineburg in den USA. Er untersuchte, nach welchen Kriterien Lernende Informationen aus dem Internet auswählen: «Ausschlaggebend [...] war nicht die Vertrauenswürdigkeit der geschichtlichen Informationen, ob die Interpretation schlüssig war [...]. Entscheidend war, ob die Informationen sich in die iBook-Vorlage von Apple einfügen ließen»¹⁶. Junge Lernende (wie auch Erwachsene) scheinen also Schwierigkeiten zu haben, reflektiert mit Darstellungen umzugehen. Dies wurde auch in der Studie der Autorin über historische Lernprozesse auf der Plattform «App in die Geschichte» deutlich: Zwar machen ein Großteil der Lernenden die Nutzung von Darstellungen in ihren Narrationen in Form von Zitaten und Verweisen transparent, allerdings erkennt nur ein kleiner Teil von ihnen überhaupt die Kontroversität historischer Darstellungen und reflektiert bzw. analysiert diese explizit.¹⁷

Der Umgang mit Geschichten sowie insbesondere deren De-Konstruktion, also eine kritisch-reflexive Analyse, stellen für Lernende eine Herausforderung dar und sollten daher stärker in den Fokus von Lernprozessen, vor allem auch im digitalen Raum, gerückt werden. Wie bereits beschrieben, prägen dort nämlich auch Formen von Desinformation, Propaganda oder sogar Verschwörungserzählungen historische Narrative. Vor allem extremistische Gruppen nutzen derartige Praktiken und Phänomene im Netz. Gegenwärtige Neuerungen, wie etwa KI-generierte Daten (z.B. ChatGPT) mit inhärentem Bias und mitunter diskriminierenden Inhalten, können dies weiter verstärken.

Derlei Herausforderungen im digitalen Raum sind längst Teil der Lebens- und Alltagswelt von Jugendlichen. Sie müssen sich zu ihnen verhalten und mit ihnen umgehen

14 Vgl. Meyer-Hamme, Johannes: Was heißt „historisches Lernen“? Eine Begriffsbestimmung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Anforderungen, subjektiver Bedeutungszuschreibungen und Kompetenzen historischen Denkens. In: Thomas Sandkühler u.a. (Hg.): *Geschichtsunterricht im 21. Jahrhundert. Eine geschichtsdidaktische Standortbestimmung*. Göttingen, 2018 (Beihefte zur Zeitschrift für Geschichtsdidaktik, Bd. 17), S. 75–92.

15 Hodel, Jan: Verkürzen und Verknüpfen. Geschichte als Netz narrativer Fragmente: Wie Jugendliche digitale Netzmedien für die Erstellung von Referaten im Geschichtsunterricht verwenden. Bern, 2013 (*Geschichtsdidaktik heute*, Bd. 5), S. 327.

16 Wineburg, Sam: Warum historische Kompetenzen für die Auswertung von digitalen Quellen nicht ausreichend sind. In: Sebastian Barsch; Lutter, Andreas; Meyer-Heidemann, Christian (Hg.): *Fake und Filter. Historisches und politisches Lernen in Zeiten der Digitalität*. Frankfurt/M., 2019 (*Wochenschau Wissenschaft*), S. 105–120, hier S. 105.

17 Krebs, *Geschichten im digitalen Raum*, S. 285.

(lernen). Das Projekt «De-Constructing History in Digital Space» führt hierfür verschiedene Disziplinen und Konzepte zusammen, v.a. der Geschichtsdidaktik und Geschichtswissenschaft, ebenso wie der Politikdidaktik und Medienpädagogik. Daran anschließend erforscht das Projekt empirisch, wie Jugendliche in der Schweiz verschiedener Altersstufen kontroverse historische Narrationen im digitalen Raum verhandeln und wie sie mit diesen umgehen. Hierzu werden zunächst Interviews durchgeführt (Pilotphase). Danach untersuchen Schüler*innen verschiedener Schulen sowie Jahrgangsstufen (Jg. 6, 9 und 11) in Tandems kontroverse Narrationen. Dabei werden sowohl Audiomitschnitte als auch Bildschirmaufzeichnungen sowie Logfiles erhoben. Die Daten werden in einem Mixed-Method Design mithilfe von Pfadanalysen, Clustering und qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet. Im Folgenden wird ein erster Einblick in die Pilotinterviews, aus denen bereits zu Beginn zitiert wurde, geliefert.

Das Leben von Albert Einstein in 60 Sekunden

In den Pilotinterviews der Studie wurden u.a. die Reflexionen und Aushandlungsprozesse kontroverser historischer Narrationen im digitalen Raum von Kindern und Jugendlichen untersucht. Ein Teil dieser Befragung bestand aus einem Vergleich zweier kontroverser TikTok-Videos über Albert Einstein. Sie enthalten gegenteilige historische Deutungsmuster, da sie u.a. verschiedenen Perspektiven und Intentionen unterliegen.

Das erste Video stammt von Niklas Kolorz (auf TikTok unter *@niklaskolorz*), der sich selbst als «Content Creator und Wissenschaftsjournalist» bezeichnet.¹⁸ Auf seiner Webseite wirbt er für seine Arbeit: «Niklas kreiert Content aller Art: ob kurz und knackig aufbereitete Astronomie- und Geschichtsfakten in sozialen Medien, auf der Live-Bühne oder ausführliche Betrachtungen in Form von Dokumentationen – der Science Creator und Wissenschaftsjournalist hat ein Gespür für Geschichten, die bewegen.»¹⁹ Eine dieser Geschichten ist das Video «Das Leben von Albert Einstein (erklärt in 60 Sekunden)» auf TikTok (vgl. Abb. 1).²⁰

Neben Einsteins Lebensdaten und Stationen seiner Karriere in der Schweiz, Deutschland sowie den USA erzählt er darin vor allem die bekannte Geschichte eines genialen Wissenschaftlers, der nach einigen Rückschlägen (er erhielt nach dem Doktorat zunächst keine Anstellung an der Universität, sondern arbeitete beim Patentamt), schliesslich doch seinen Durchbruch in der Forschung (u.a. mit der Relativitätstheorie) erreichte und sogar den Nobelpreis erhielt. Laut Kolorz wurde er daher «bis an sein Lebensende gefeiert». Wenn auch in sehr kurzer Form ist das eine klassische Biografie Albert Einsteins, wie sie sich z.B.

18 Kolorz, Niklas, <https://niklaskolorz.de/>, aufgerufen am 04.10.2024.

19 Ebd.

20 *@Niklaskolorz*: Das Leben von Albert Einstein (erklärt in 60 Sekunden), https://www.tiktok.com/@niklaskolorz/video/6918832061193211137?is_from_webapp=1&sender_device=pc&web_id=7348924868820207136, aufgerufen am 04.10.2024.

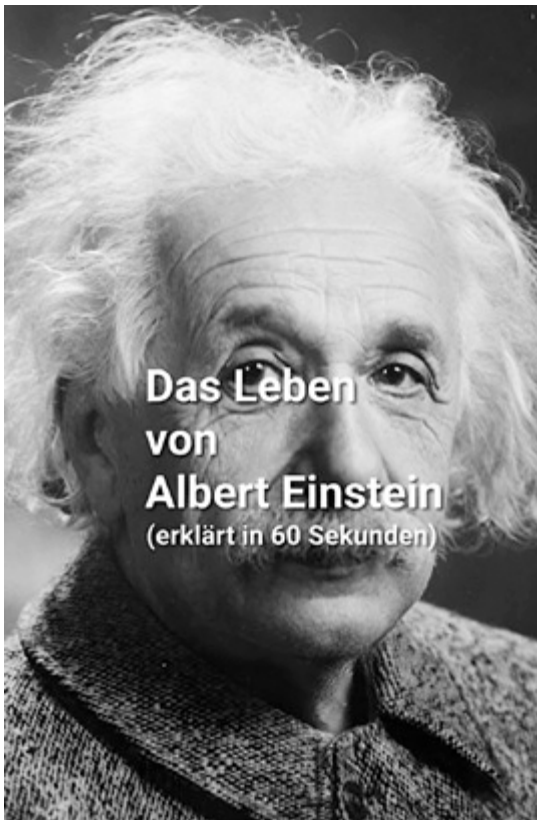


Abb. 1: TikTok-Video von @niklaskolorz über Albert Einstein

auch auf der Homepage der Universität Zürich²¹ oder in verschiedenen Einstein-Biografien von Historiker*innen findet.²² Ihnen ist gemeinsam, dass sie Einstein als Genie feiern, seine besonderen Leistungen herausstellen und ihn damit zu einem Vorbild für Wissenschaft und Gesellschaft machen: «Mit seinen Theorien hat Albert Einstein die Physik revolutioniert und unsere Vorstellungen von der Welt grundlegend verändert.»²³ Dieses Deutung- bzw. Sinnbildungsmuster lässt sich geschichtstheoretisch als exemplarisch bezeichnen:

«Dieser Typ des exemplarischen Erzählens dominiert in all den Geschichten, die der Devise «historia magistra vitae» folgen. Er formt sich also in den Geschichten aus, die positive oder negative Vorbilder formulieren, in Geschichten, die aus Erfahrungen der Vergangenheit, wie klug bzw. wie unklug man damals war, allgemeine Erfahrungsregeln

erheben, die Handlungssubjekte klug für immer machen.»²⁴

Heute wird Einstein nicht mehr nur als herausragender Wissenschaftler gefeiert, er wird auch als Pop-Phänomen (u.a. durch Andy Warhol) und damit als Sinnbild eines Genies ikonisiert. Denn wer kennt es nicht, Einsteins Bild mit der herausgestreckten Zunge?

21 Verständlicherweise rühmt sich die Universität gerne mit einem ihrer berühmtesten Alumni: «Mit seinen Theorien hat Albert Einstein die Physik revolutioniert und unsere Vorstellungen von der Welt grundlegend verändert. 1905, seinem «Wunderjahr», publizierte Einstein fünf aufsehenerregende Studien.» Universität Zürich, 2022: Albert Einsteins Doktorsurkunde ist zurück an der UZH, <https://www.news.uzh.ch/de/articles/media/2022/Einstein.html>, aufgerufen am 04.10.2024.

22 Eine der ältesten stammt etwa vom Schweizer Carl Seelig, der vor allem als Einstein-Biograf bekannt wurde: Seelig, Carl: Albert Einstein. Zürich, 1954.

23 Universität Zürich, Albert Einsteins Doktorsurkunde ist zurück an der UZH.

24 Rösen, Jörn: Geschichtsdidaktische Konsequenzen aus einer erzähltheoretischen Historik. In: Siegfried Quandt; Süsmuth, Hans (Hg.): Historisches Erzählen. Formen und Funktionen. Göttingen, 1982 (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1485), S. 129–170, hier S. 142.

Die (fast) vergessene Einstein

Eine gänzlich andere Einstein-Biografie erzählt dagegen die Journalistin, Historikerin und Autorin sowie Moderatorin Leonie Schöler (*heeyleonie*) in einem ihrer TikTok-Videos.²⁵ Sie thematisiert darin nämlich die Frage, «Hat Mileva Mari zu den berühmten Theorien ihres Mannes Albert Einstein beigetragen, und wenn ja, wie viel?» (vgl. Abbildung 2).²⁶

Anders als Kolorz gibt Schöler also nicht allein die Eckdaten der bekannten Einstein-Karriere und seiner Erfolge wieder, sie stellt diese sogar grundsätzlich in Frage. Wie sie selbst betont, gibt es dazu eine aktuelle Debatte («darüber wird nämlich seit Jahren gestritten»): Einsteins erste Ehefrau hatte mit ihm zusammen in Zürich studiert und es finden sich Hinweise in einigen Briefen der beiden, dass sie auch gemeinsam gearbeitet, sich über die Forschung intensiv austauschten und diskutierten. So schreibt Albert Einstein z.B. in einem Brief an Mileva am 27.03.1901:

*«Du brauchst keine Angst haben, daß ich ihm oder sonst jemand ein Wort von Dir sage. Du bist und bleibst mir ein Heiligtum in das niemand dringen darf; auch weiß ich, daß Du mich von allen am innigsten liebst und am besten verstehst. Auch versichere ich Dir, daß es hier niemand wagt noch wollte, was Schlimmes über Dich zu sagen. Wie glücklich und stolz werde ich sein, wenn wir beide zusammen unsere Arbeit über die Relativbewegung siegreich zu Ende geführt haben! Wenn ich so andre Leute sehe, da kommt mirs so recht, was an Dir ist!»*²⁷



Abb. 2: TikTok-Video von @heeyleonie über Mileva Mari

Wie weit die Zusammenarbeit («unsere Arbeit») der beiden ging, lässt sich heute nicht mehr eindeutig klären. Fest steht jedoch, dass es ihr als eine der ersten Frauen gelungen war,

25 Leonie Schöler klärt auf TikTok «ihre insgesamt 230.000 Follower regelmäßig über Geschichte sowie aktuelle politische Geschehnisse» auf. Vgl. Schöler, Leonie: Ich bin Leonie Schöler, <https://www.heeyleonie.de/>, aufgerufen am 04.10.2024.

26 @Heeyleonie, https://www.tiktok.com/@heeyleonie/video/7299831480534961440?is_from_webapp=1&sender_device=pc&web_id=7348924868820207136, aufgerufen am 04.10.2024.

27 Einstein, Albert an Mileva Maric, 27.03.1901. In: John Stachel (Hg.). Bd. 1: The Collected Papers of Albert Einstein. The Early Years 1879-1902. Princeton, 1987 (Bd. 1), hier S. 282.

für ein Mathematik- und Physikstudium am Polytechnikum in Zürich zugelassen zu werden. Der inhaltliche Austausch in den Briefen der beiden über komplexe Themen und Fragen der Physik und über die Projekte, an denen sie gemeinsam arbeiteten, können zudem zeigen, dass Mileva eine herausragende Wissenschaftlerin war und ihren Mann vermutlich sehr unterstützte. Von ihr selbst wissen wir darüber aber leider (fast) nichts: «Alberts Nachlassverwalter waren daran interessiert, der Nachwelt ein möglichst positives Bild von ihm zu vermitteln. Deshalb versuchten sie lange Zeit, die Spuren seiner ersten Ehe zu verwischen. Es ist vermutet worden, dass dadurch Informationen über Mileva verschwunden sind.»²⁸ Sie haben darüber hinaus versucht, ein möglichst negatives Bild von Mileva zu zeichnen, sie als weniger intelligent, weniger begabt darzustellen, wie u.a. Carl Seelig in seinem Werk aus dem Jahr 1954. Darin beschreibt er Mileva folgendermaßen:

*«Sie brachte dazu die notwendige durchschnittliche Intelligenz, aber keine ausgesprochen mathematische Begabung mit. Ohne Einstein hätte sie das Abgangszeugnis vielleicht nie erworben. Ihre grüblerische Schwerblütigkeit machten ihr das Studium und das Leben oft sauer. Auf ihre Umgebung wirkte Mileva leicht düster, wortkarg und mißtrauisch.»*²⁹

Zwar plante Mileva nach der Scheidung der beiden ihre Memoiren zu veröffentlichen, auf Androhung ihre Ex-Mannes lies sie von diesem Plan jedoch ab:

*«Meine Heiterkeit aber hast Du entfesselt, indem Du mir mit Deinen Memoiren drohst. Überlegst Du Dir denn gar nicht, dass keine Katze sich um ein solches Geschreibsel kümmern würde, wenn der Mann, mit dem Du es zu thun hast, nicht zufällig etwas besonderes geleistet hätte? Wenn man eine Null ist, so ist nichts dagegen einzuwenden, aber man soll schön bescheiden sein und das Maul halten. Dies rate ich Dir.»*³⁰

Es bleibt also schwierig Milevas Beitrag richtig einzuschätzen. Es lassen sich jedoch zahlreiche Belege finden, welche ihre Arbeit und Mitwirkung an Einsteins Theorien zumindest in Teilen aufzeigen können.³¹ Diese führt daher auch Leonie Schöler in ihrem Video (ebenso wie in ihrem Buch³²) auf. Sie bildet dabei anders historisch Sinn als Niklas Kolorz (s. oben), denn ihre TikTok-Erzählung ist eine klare Kritik an der vorherrschenden Einstein-Narration. Es handelt sich also um eine kritische bzw. genauer um eine kritisch-exemplarische Sinnbildung.³³

«Dieser Erzähltyp dominiert in Gegengeschichten, die bislang unangefochtene Kontinuitätsvorstellungen aufbrechen, indem sie ihnen widersprechende Zeiterfahrungen der Vergangenheit ins Gedächtnis rufen. Sie ermöglichen die Bildung neuer Kontinuitätsvorstellungen, indem sie die alten wegarbeiten. Das kritische Erzählen ist eine Waffe im Kampf um die Erinnerung als eines der Symbole, das Herrschaft über Identitätszuweisungen regelt. Indem es Handlungsorientierungen der Gegenwart durch Erinnerung daran in Frage stellt, daß Handeln

28 Bürki, Barbara: *Schöne und bittere Tage. Mileva Einstein-Maric*. Bern, 2007, S. 33.

29 Seelig, Albert Einstein, S. 52f.

30 Einstein, Albert an Mileva Maric, 24.10.1925. In: John Stachel (Hg.): *The Collected Papers of Albert Einstein. The Berlin Years. Writing & Correspondence, June 1925-May 1927*. Princeton, 1925 (Bd. 15), hier S. 174.

31 Bürki, *Schöne und bittere Tage. Mileva Einstein-Maric*, S. 33–38.

32 Schöler, Leonie: *Beklaute Frauen. Denkerinnen, Forscherinnen, Pionierinnen: Die unsichtbaren Heldinnen der Geschichte*. 2. Auflage. München, 2024.

33 Vgl. Körber, Andreas, 2013: *Historische Sinnbildungstypen: Weitere Differenzierung*, https://www.pedocs.de/volltexte/2013/7264/pdf/Koerber_2013_Sinnbildungen_Differenzierung.pdf, aufgerufen am 07.01.2023.

auch anders sinnvoll orientiert werden kann, bringt es die Identität seiner Adressaten als deren Kompetenz zur Normveränderung zur Geltung.»³⁴

Schöler kreiert also eine Gegennarration, in der sie die bisherigen Einstein-Erzählungen kritisiert.³⁵ Diese Kritik findet sich ebenso in weiteren historischen Erzählungen³⁶ und sogar Initiativen, welche fordern die wissenschaftliche Leistung Mileva Mari zumindest nachträglich anzuerkennen. 2021 gab es sogar unter dem Hashtag #NobelForMileva den Aufruf, ihr *post mortem* den Nobelpreis zu verleihen: «Although the precise facts and evidence around their academic relationship are patchy what is quite clear is that there was cooperation and that Mileva's work has gone unrecognised for far too long and through the #NobelForMileva campaign we want to make sure we are shining a light on her and all her achievements.»³⁷

Woran liegt es nun aber, dass beide Videos (wie auch die anderen Erzählungen) so gegensätzlich sind und inwieweit stecken in diesen Gegensätzen Potenziale für historisches Lernen im digitalen Raum? Dies soll im Folgenden anhand exemplarischer Ausschnitte aus den Pilotinterviews diskutiert werden.

Erste Einblicke in die historischen Reflexionen der Jugendlichen

In den Interviews wurden die Jugendlichen neben anderen Aspekten auch zu ihren Reflexionen und Umgangsweisen mit den beiden Videos befragt. Beachtenswert ist dabei zunächst, dass alle die Unterschiede und grundsätzliche Kontroversität der beiden historischen Erzählungen erkennen: «[...] es ist ganz anders wie das andere», P4_15_w: 82, «[...] also sie bezieht sich deutlich eben mehr auf diese Geschichte mit allen Frauen, und er bezieht sich deutlich mehr nur auf Albert Einstein.» (P6_13_m: 104). Zudem fallen ihnen die verschiedenen Sinnbildungsmuster auf: „[...] im anderen ist ja mehr so das Leben von ihm beschrieben worden und hier mehr so die Kritik“ (P4_15_w: 82), „[...] sie hat vor allem noch über die Frau geredet und er hat halt über Albert Einstein geredet, was er halt wie gemacht hat und so und sein Erfolg. Und sie halt eher so, [...] dass das auch ihre Erfolge sein könnten“ (P5_12_w: 125).

Ebenso erkennen die Lernenden, dass den verschiedenen Deutungen unterschiedliche Fragestellungen bzw. Intentionen zugrunde liegen: «[...] also einerseits Werbung für ihr Buch machen und andererseits auch ein wenig Aufmerksamkeit darauf machen auf das

34 Rösen: Geschichtsdidaktische Konsequenzen aus einer erzähltheoretischen Historik, S. 143.

35 siehe Anmerkung 32

36 Z.B. auf der Homepage der Universität Heidelberg: «Um ihre Person und ihren Beitrag zu den frühen Schriften ihres Mannes rankt sich bis heute eine Vielzahl von Mythen. Welchen Anteil hatte sie beispielsweise an der Ausarbeitung der Relativitätstheorie? Diese Frage wird seit Beginn der 1990er Jahre von Wissenschaftlern verschiedenster Fachdisziplinen kontrovers diskutiert und eröffnet einen neuen Blick auf das wissenschaftliche Wirken und bewegte Leben der Mileva Marić, die zu ihrer Studienzeit auch in Heidelberg Vorlesungen hörte.» Universität Heidelberg: Mileva Marić: Die (fast) vergessene Einstein, <https://www.uni-heidelberg.de/de/universitaet/heidelberger-profil/historische-portraits/mileva-maric-die-fast-vergessene-einstein>, aufgerufen am 04.10.2024, vgl. ebenso: Bürki, Schöne und bittere Tage. Mileva Einstein-Marić.

37 The Inspiring Girls Blog, 2021: Mileva's Work, <https://inspiring-girls.com/ig-blog/mariamilevablog>, aufgerufen am 04.10.2024.

Thema, [...] das es sein kann, dass sie mitgeholfen hat, aber [...] nie etwas dafür bekommen hat» (P4_15_w: 86-88).

Diese hängen zugleich auch mit der jeweiligen Perspektivität der Personen zusammen: «wahrscheinlich beeindruckt ihn, dass er das gekonnt hat oder es ist einfach seine Art Videos zu machen, so das positive, so wie das was halt passiert ist» (P4_15_w: 99). Und auch: «sie interessiert sich wahrscheinlich mehr so für so die Frauenrechte und so und ihr ist das halt mehr aufgefallen, darum erwähnt sie das und ihm ist halt wie wichtig, so seine Videos, so zum Beispiel, Erfolge dieser berühmten Leute zusammenzufassen» (P4_15_w: 103).

Solche verschiedenen Intentionen können daher sehr gut auch die Unterschiede der Narrationen erläutern. Betrachtet man z.B. auch die Buchbeschreibung von Leonie Schölers aktuellen Veröffentlichung: Sie « zeigt, wer die Frauen sind, die unsere Gesellschaft bis heute wirklich vorangebracht haben. Und sie verdeutlicht, wie wichtig die Diskussion um Teilhabe und Sichtbarkeit ist.» Kolorz Motto und Intention ist dagegen «komplexe Themen, einfach erklärt», er will «knackig aufbereitete» «Geschichtsfakten» vermitteln³⁸ und bezieht sich daher nicht auf den feministischen Diskurs hinter seinem Einstein-Narrativ.

In diesem Zusammenhang stellen die Jugendlichen ebenso die spannende These auf, dass der Gender-Aspekt hierfür durchaus eine Rolle spielen kann: „[...] und er ist vielleicht gar nicht darauf gekommen, er hat einfach so ein Video machen wollen zu Albert Einstein, vielleicht hat er auch extra nicht gemacht, dass weiss man nicht. [...] Weil er halt auch ein Mann ist oder vielleicht hat er sich gedacht, ist ja egal“ (P5_12_w: 131-133). Neben diesen Aspekten erkennen sie zudem, dass auch das digitale Medium bzw. die Adressat*innen einen Einfluss auf die Narrationen haben können: „oder ihre Follower haben so gefragt, ob sie so ein Video machen kann“ (P5_12_w: 127).

Insgesamt sind diese Reflexionen der Jugendlichen, gerade im Vergleich zu den zuvor zitierten defizitären Performanzen in anderen Studien, durchaus beachtenswert. Sie können nämlich exemplarisch deutlich machen, dass sie vielfältige Konstruktionsprinzipien digitaler historischer Narrationen (wie z.B. Sinnbildungsmuster, Intention und Perspektivität) erkennen und analysieren können. Dies sind zentrale Kompetenzen der übergeordneten De-Konstruktionskompetenz. Allerdings bleiben die Interviewten hierbei «stehen», sie können sich nämlich letztlich nicht entscheiden, welche der beiden Erzählungen die überzeugendere ist, für sie stehen beide nebeneinander: « [...] sie zeigt wie die eine Seite und er einfach die andere ohne so ein wenig das miteinander zu vermischen» (P4_15_w: 95).

Fazit und Ausblick

Was lässt sich aus diesen Überlegungen und ersten empirischen Beobachtungen schlussfolgern?

Im Zeitalter der Digitalität sind De-Konstruktionskompetenzen für den Umgang mit

38 Kolorz.

digitalen historischen Erzählungen, vor allem auf Social Media, von besonderer Relevanz. Dabei attestieren zahlreiche empirische Studien den Lernenden jedoch vor allem einen defizitären Umgang mit derartigen Darstellungen und fordern folglich vermehrt Lehr- und Lernmaterialien sowie grundsätzlich Unterrichtssettings zur Förderung analytischer Kompetenzen im digitalen Raum zu entwickeln. Es erscheint daher notwendig und sinnvoll z.B. historische TikTok-Narrative zu aktuellen Themen und Fragestellungen auch in den Geschichtsunterricht zu integrieren, da diese bereits Teil der Lebens- und Alltagswelt der Lernenden sind und sie Kompetenzen für einen reflektierten Umgang mit ihnen benötigen.

Ein erster Einblick in die Pilotinterviews der beschriebenen Studie «De-Constructing History in Digitale Space» konnte am Beispiel der Einstein-Narrative auf TikTok zeigen, dass das Prinzip der Kontroversität ein spannender Impuls für de-konstruktiv angelegte historische Lernprozesse sein kann. Die Reflexionen der Lernenden machen nämlich deutlich, dass sie durchaus über analytische Fähigkeiten verfügen und sie anwenden, indem sie etwa die beschriebenen Konstruktionsprinzipien der Erzählungen und ihre Unterschiede benennen und erklären. Diese Performanzen sind bereits erste Schritte auf dem Weg zur Förderung weiterer De-Konstruktionskompetenzen.

Die Lernenden sollten jedoch nicht dabei stehen bleiben, dass Geschichten unterschiedlich sind und letztlich jede Geschichte gleich überzeugend ist. Sie benötigen vielmehr weitere Tools, um die Unterschiede genauer analysieren zu können und sich reflektiert zu den verschiedenen Deutungen zu verhalten. Hierfür bieten sich z.B. Konzepte der empirischen, normativen und narrativen Triftigkeit aus der Geschichtstheorie an, welche sie zudem mit Prinzipien der digitalen Quellenanalyse, z.B. Formaten des lateralen Lesens für digitale Narrationen anwenden lassen.³⁹

Hierfür benötigen wir jedoch neue und transdisziplinäre Lehr- und Lernkonzepte, die auch ihren Weg ins Klassenzimmer finden, und ebenso weitere empirische Forschung, um Lernprozesse im digitalen besser verstehen zu können. Ein Beispiel hierfür ist das gerade neu gestartete Projekt neu gestarteten Projekt zum Thema »Digitale Resilienz: Tool für KI- und Deepfake-Kompetenz bei Jugendlichen« in Kooperation der Pädagogischen Hochschule Zürich, der Universität Zürich und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Das Projekt entwickelt ein digitales Tool für Lernende, um den Einsatz von (generativer) KI zu reflektieren, Deepfakes zu erkennen, kritisch zu hinterfragen und kreativ mit digitalen Medien umzugehen. Dafür werden innovative Ansätze aus den Bereichen Wissenschaftskommunikation, digitaler Quellenkritik, informeller, digitaler Lernumgebungen sowie Storytelling genutzt.⁴⁰

39 Wineburg, Sam; Breakstone, Joel; McGrew, Sarah; Smith, Mark D; Ortega, Teresa: Lateral reading on the open Internet: A district-wide field study in high school government classes. In: *Journal of Educational Psychology* 114 (2022), H. 5, S. 893–909.

40 Pädagogische Hochschule Zürich: Digitale Resilienz durch Storytelling, Quellenkritik und Wissenschaftskommunikation. Ein Tool zur Förderung von KI- und Deepfake-Kompetenz bei Jugendlichen, <https://phzh.ch/ueber-die-phzh/themen-und-taetigkeiten/projekte/digitale-resilienz-durch-storytelling-quellenkritik-und-wissenschaftskommunikation/#:-:text=Das%20Projekt%20entwickelt%20und%20erforscht%20ein%20Online-Tool%20zur%20St%C3%A4rkung%20digitaler,aufgerufen%20am%2004.10.2024>.

Literaturverzeichnis

- @Heeyleonie, https://www.tiktok.com/@heeyleonie/video/7299831480534961440?is_from_webapp=1&sender_device=pc&web_id=7348924868820207136, aufgerufen am 04.10.2024.
- @Niklaskolorz: Das Leben von Albert Einstein (erklärt in 60 Sekunden), https://www.tiktok.com/@niklaskolorz/video/6918832061193211137?is_from_webapp=1&sender_device=pc&web_id=7348924868820207136, aufgerufen am 04.10.2024.
- Mia Berg; Christian Kuchler (Hg.): @ichbinsophiescholl. Darstellung und Diskussion von Geschichte in Social Media. Göttingen, 2023 (Historische Bildung und Public History, Band 1).
- Bunnenberg, Christian; Logge, Thorsten; Steffen, Nils: SocialMediaHistory. In: Historische Anthropologie 29 (2021), H. 2, S. 267–283.
- Bürki, Barbara: Schöne und bittere Tage. Mileva Einstein-Maric. Bern, 2007.
- Einstein, Albert an Mileva Maric, 24.10.1925. In: John Stachel (Hg.): The Collected Papers of Albert Einstein. The Berlin Years. Writing & Correspondence, June 1925-May 1927. Princeton, 1925 (Bd. 15).
- Einstein, Albert an Mileva Maric, 27.03.1901. In: John Stachel (Hg.). Bd. 1: The Collected Papers of Albert Einstein. The Early Years 1879-1902. Princeton, 1987 (Bd. 1).
- Hodel, Jan: Verkürzen und Verknüpfen. Geschichte als Netz narrativer Fragmente: Wie Jugendliche digitale Netzmedien für die Erstellung von Referaten im Geschichtsunterricht verwenden. Bern, 2013 (Geschichtsdidaktik heute, Bd. 5).
- Kolorz, Niklas, <https://niklaskolorz.de/>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Körber, Andreas, 2013: Historische Sinnbildungstypen: Weitere Differenzierung, https://www.pedocs.de/volltexte/2013/7264/pdf/Koerber_2013_Sinnbildungen_Differenzierung.pdf, aufgerufen am 07.01.2023.
- Krebs, Alexandra: »Dann weiß man natürlich nicht immer, ob es stimmt, aber ich vertraue dem«. Reflexionen über und Umgangsweisen mit KI-generierten historischen Erzählungen in Digitalien. In: Christina Brüning; Krebs, Alexandra (Hg.): Historisches Erzählen in Digitalien. Theoretische Reflexionen und empirische Beobachtungen. Bielefeld, 2024, S. 169–194.
- Krebs, Alexandra: Geschichten im digitalen Raum. Historisches Lernen in der „App in die Geschichte“. Berlin, 2024 (Medien der Geschichte, Bd. 7).
- Leidig, Eviane: The Women of the Far Right. Social Media Influencers and Online Radicalization. New York, NY, 2023. Medienberatung NRW (Hg.): Medienkompetenzrahmen NRW. 2. Aufl. Münster/Düsseldorf, 2019.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.): JIM 2023 (Jugend, Information, Medien). Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart, 2023.
- Metzger, Nils, 2024: AfD hängt alle anderen Parteien auf TikTok ab, <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/deutschland/afd-tiktok-erfolg-strategie-jugendliche-100.html>.
- Meyer-Hamme, Johannes: Was heißt „historisches Lernen“? Eine Begriffsbestimmung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Anforderungen, subjektiver Bedeutungszuschreibungen und Kompetenzen historischen Denkens. In: Thomas Sandkühler u.a. (Hg.): Geschichtsunterricht im 21. Jahrhundert. Eine geschichtsdidaktische Standortbestimmung. Göttingen, 2018 (Beihefte zur Zeitschrift für Geschichtsdidaktik, Bd. 17), S. 75–92.
- Neubert, Anja: Gatekeeper zum »Markt der Erinnerung«? Wie Algorithmen historisches Erzählen auf TikTok und YouTube konfigurieren. In: Christina Brüning; Krebs, Alexandra (Hg.): Historisches Erzählen in Digitalien. Theoretische Reflexionen und empirische Beobachtungen. Bielefeld, 2024, S. 131–165.
- Pädagogische Hochschule Zürich: Digitale Resilienz durch Storytelling, Quellenkritik und Wissenschaftskommunikation. Ein Tool zur Förderung von KI- und Deepfake-Kompetenz bei Jugendlichen, <https://phzh.ch/ueber-die-phzh/themen-und-taetigkeiten/projekte/digitale-resilienz-durch-storytelling-quellenkritik-und-wissenschaftskommunikation/#:~:text=Das%20Projekt%20entwickelt%20und%20erforscht%20ein%20Online-Tool%20zur%20St%C3%A4rkung%20digitaler>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Pogner, Isabel, 2024: TikTok: Was andere Parteien vom Erfolg der AfD lernen, <https://www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/rechtsextremismus-jugendliche-100.html>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Rüsen, Jörn: Geschichtsdidaktische Konsequenzen aus einer erzähltheoretischen Historik. In: Siegfried Quandt; Süsmuth, Hans (Hg.): Historisches Erzählen. Formen und Funktionen. Göttingen, 1982 (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1485), S. 129–170.
- Schöler, Leonie: Ich bin Leonie Schöler, <https://www.heeyleonie.de/>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Schöler, Leonie: Beklaute Frauen. Denkerinnen, Forscherinnen, Pionierinnen: Die unsichtbaren Heldinnen der Geschichte. 2. Auflage. München, 2024.
- Schreiber, Waltraud: Kompetenzbereich historische Methodenkompetenz. In: Andreas Körber; Schreiber, Waltraud; Schöner, Alexander (Hg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik. Neuried, 2007 (Kompetenzen: Grundlagen – Entwicklungen – Förderung, Bd. 2), S. 194–235.
- Seelig, Carl: Albert Einstein. Zürich, 1954.
- The Inspiring Girls Blog, 2021: Mileva's Work, <https://inspiring-girls.com/ig-blog/marijamilevablog>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Universität Heidelberg: Mileva Maric: Die (fast) vergessene Einstein, <https://www.uni-heidelberg.de/de/universitaet/heidelberger-profile/historische-portraits/mileva-maric-die-fast-vergessene-einstein>, aufgerufen am 04.10.2024.

- Universität Zürich, 2022: Albert Einsteins Doktorsurkunde ist zurück an der UZH, <https://www.news.uzh.ch/de/articles/media/2022/Einstein.html>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Weimann, Gabriel; Masri, Natalie: Research Note: Spreading Hate on TikTok. In: *Studies in Conflict & Terrorism* 46 (2023), H. 5, S. 752–765.
- Wheatstone, Richard; O'Connor, Ciaran, 2020: TikTok Swamped with Sickening Videos of Terror Attacks Murders, Holocaust Denials and Vile Racist Slurs, <https://www.thesun.co.uk/news/10962862/tiktok-extremist-racist-videos-anti-semitism/>, aufgerufen am 04.10.2024.
- Wineburg, Sam: Warum historische Kompetenzen für die Auswertung von digitalen Quellen nicht ausreichend sind. In: Sebastian Barsch; Lutter, Andreas; Meyer-Heidemann, Christian (Hg.): *Fake und Filter. Historisches und politisches Lernen in Zeiten der Digitalität*. Frankfurt/M., 2019 (Wochenschau Wissenschaft), S. 105–120.
- Wineburg, Sam; Breakstone, Joel; McGrew, Sarah; Smith, Mark D; Ortega, Teresa: Lateral reading on the open Internet: A district-wide field study in high school government classes. In: *Journal of Educational Psychology* 114 (2022), H. 5, S. 893–909.

„Walk on eggshells“

Haus Grünebaum: Der lange und beschwerliche Weg zu einer historisch angemessenen Paderborner Erinnerungstafel

Wolfgang Stüken

Das wäre ganz sicher „ihr“ Tag gewesen. Viele Jahre hatte die 1938 geborene Paderborner Historikerin Margit Naarmann dafür plädiert, das markante Geschäftshaus in unmittelbarer Nachbarschaft des Paderborner Rathauses endlich nach ihrem Erbauer zu benennen. Am 25. Juli 2024 war es soweit. In einer kurzen Zeremonie am Rathausplatz 7 verkündete der Vorstandsvorsitzende der Verbundvolksbank OWL, Ansgar Käter, die offizielle Umbenennung des Gebäudes in „Haus Grünebaum“. Seit der Arisierung in der NS-Zeit und der Übernahme durch den Düsseldorfer Verleger Jakob Pötz (1888-1948) hatte das frühere jüdische Kaufhaus Steinberg & Grünebaum den Namen „Modehaus Pötz“ getragen. Die Bezeichnung „Haus Pötz“ hatte im Paderborner Volksmund mehrere Nachkriegs-Jahrzehnte überdauert. Die Bank hatte das Gebäude, das bereits seit 2002 von der Volksbank Paderborn angemietet war, zur Jahreswende 2022/23 angekauft.

Fast auf den Tag genau acht Jahre vor der Umbenennung, war die Paderborner Ehrenringträgerin Margit Naarmann am 28. Juli 2016 verstorben.

Der 25. Juli 2024 hätte ihr noch weit mehr Anlass zu Freude und Genugtuung geboten. Nicht weniger als 31 Nachfahren der Familie Grünebaum waren aus verschiedenen Teilen der USA und aus Israel angereist, um bei diesem Ereignis dabei zu sein. An einem Tag, an dem am Haus Grünebaum auch eine neue Gedenktafel enthüllt wurde. Nicht nur deren Material (Bronze) und Gestaltung waren hochwertiger als die früheren Plexiglas-Ausführungen: Es handelt sich um die mittlerweile dritte Erinnerungstafel – und die erste, die das Nazi-Unrecht der 1936 begonnenen und 1941 abgeschlossenen „Arisierung“ dieses Gebäudes beim Namen nennt.

Damit nicht genug: In der Schalterhalle der Bank am Neuen Platz wurde anschließend die Ausstellung „Das Haus Grünebaum im Herzen Paderborns – Großstädtische Warenhausarchitektur mit Geschichte“ eröffnet. Sie bot auf 19 großen Text- und Bildtafeln, ergänzt um Kurzfilme sowie Exponate des ehemaligen jüdischen Kaufhauses, eine Zusammenschau von lokaler Wirtschafts-, Stadt- und Familiengeschichte und damit Einblicke sowohl in Zeiten der Integration und als auch der Ausgrenzung jüdischer Bürger. Das Stadt- und Kreisarchiv Paderborn hatte zahlreiche Fotografien und Dokumente beige-steuert. Manche waren erstmals öffentlich zu sehen. Bei der Ausstellung handelte es sich um ein Kooperationsprojekt der Bank mit dem Kommunalarchiv. Verantwortlich für die Planung und Gestaltung waren die Archivare Wilhelm Grabe und Andreas Gaidt sowie die

Betreuerin der Kunst- und Kultursammlung der Bank, Heike Sondermann. Vornehmlich für ein jüngeres Publikum ermöglichte der Instagram-Kanal @haus.gruenebaum auch einen digitalen Zugang zur „Geschichte eines stadtbekanntes Hauses“. Das Ausstellungsdesign lag in den Händen der Paderborner Grafikerin Regina Padberg. Aufgrund der beachtlichen Resonanz – auch Klassen weiterführender Schulen nutzten das Angebot von Führungen – wurde die Ausstellung, die bis zum 27. September dauern sollte, bis zum 31. Oktober verlängert und um mehrere Sonderführungen und eine Lesung aus dem Naarmann-Buch „Eine ‚vernünftige‘ Auswanderung“ mit dem Schauspieler Max Max Rohland erweitert. Die Suche nach Exponaten zum Haus Grünebaum, zu der die Verbundvolksbank und das Stadt- und Kreisarchiv im Vorfeld aufgerufen hatten, ergab zwei Kleiderbügel mit der Firmenaufschrift. Fotos der Galerie mit ihrer Glasdecke im Inneren des Kaufhauses oder der aus 6.000 Taschentüchern geformten Wewelsburg als Schaufenster-Blickfang der „Weißen Wochen“, die immer im verkaufsschwachen Februar ausgerichtet wurden, blieben ein Wunsch der Ausstellungsmacher.

Der Umgang mit Geschichte ist nicht leicht. Bei einem so schwierigen Thema vorzupreschen wie die auf Öffentlichkeitswirksamkeit bedachte Verbundvolksbank OWL beim „Haus Grünebaum“, hat allerdings auch seine Tücken. Die jahrzehntelang in Paderborn geleistete Erinnerungsarbeit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Paderborn blieb eher unbeachtet. Warum beispielsweise die Vorsitzende dieser Gesellschaft, Monika Schrader-Bewermeier, nicht auf dem von der Bank verbreiteten Gruppenfoto vertreten war, das die Gruppe der Nachfahren der Familie Grünebaum allein mit Bankvertretern zeigte, warf Fragen auf. Dabei hatte Schrader-Bewermeier der Bank die Adressen dieser Nachfahren übermittelt und für deren mehrtägigen Paderborn-Aufenthalt ein umfassendes Rahmenprogramm mit Betreuung fast rund um die Uhr organisiert. „Wo sind Mitglieder der Volksbank bei der Betreuung? Warum verkünden Finanzleute ihre Investition und die damit verbundene Ausstellung als Alleinstellungsmerkmal und legen auf eine Kooperation keinen Wert?“, fragte der Theologe und langjährige ehemalige Vorsitzende der Gesellschaft, Hubert Frankemölle, in einem kritischen Leserbrief.¹

Zur Ausstellungsöffnung kam auch eine Neuauflage von Margit Naarmanns Buch „Eine ‚vernünftige‘ Auswanderung“ (2002)² auf den Markt. Als Herausgeberin fungiert die Verbundvolksbank. Der Sohn der Autorin, Dr. Benedikt Naarmann, hatte der Bank die Rechte an dem Buch übertragen.³ Erschienen ist das Buch ebenso wie die Erstauflage im Paderborner TAKT-Verlag (20 Euro). Die Abfolge der Kapitel wurde verändert, seit Erscheinen der 1. Auflage neu entdeckte Abbildungen wurden eingefügt. Neu ist eine als dreiseitiges Nachwort verfasste Biografie Naarmanns unter dem Titel „Das lässt mich nicht mehr los“.

Mit ihrer Erforschung der jüdischen Geschichte Paderborns im 19. und 20. Jahrhundert habe die im sauerländischen Padberg geborene Historikerin eine „klaffende Lücke in

1 FRANKEMÖLLE, Hubert, Erinnerungskultur der Verbundvolksbank, Leserbrief in der NW vom 31.7.2024.

2 NAARMANN, Margit, Eine „vernünftige“ Auswanderung. Geseke, Paderborn, Amerika: Aufstieg, Verfolgung und Emigration der Familie Grünebaum, Paderborn 2002. Im Folgenden: NAARMANN I.

3 NAARMANN, Margit, Eine „vernünftige“ Auswanderung, Aufstieg, Verfolgung und Flucht der Familie Grünebaum, hg. von der Verbundvolksbank Paderborn eG, Paderborn ²2024. Im Folgenden: NAARMANN II.



Aus Los Angeles angereist: Peter Gray betrachtete am 25. Juli 2024 die soeben enthüllte neue Erinnerungstafel. Der 86-jährige war der älteste Grünebaum-Nachfahre, der nach Paderborn gekommen war – und der einzige, der vor der Emigration einige Monate als Neugeborener in Paderborn gelebt hatte. Seine Mutter Lilly Grünebaum, geb. Kahn (1904-1994), hatte ihn am 2. Juli 1938 im Jüdischen Krankenhaus Hannover entbunden, weil sie befürchtete, als hochschwangere Jüdin in einem Paderborner Krankenhaus keine Aufnahme zu finden. Am 8. Mai 1939 konnten Lilly und ihr kleiner Sohn in die USA auswandern, wo der bereits am 1. Dezember 1938 nach New York emigrierte Ehemann und Vater Ludwig Grünebaum (1900-1993) auf sie wartete. Foto: Stüken

der Stadtgeschichtsschreibung nahezu im Alleingang geschlossen“, schreibt der Leiter des Stadt- und Kreisarchivs, Wilhelm Grabe. Ihr mittlerweile erschlossener wissenschaftliche Nachlass, der Anfang 2017 auf Wunsch der Familie ins Stadt- und Kreisarchiv gelangte, zähle heute „zu den am meisten genutzten Beständen“. Trotz des Bundesverdienstkreuzes (2001) und des Paderborner Ehrenrings (2009): Naarmann, gelegentlich mit böartigen Zuschreibungen wie „geschichtsinteressierte Hausfrau“ bedacht, habe zweifellos von öffentlicher Seite nicht immer die Unterstützung und Wertschätzung für ihre Erinnerungs- und Versöhnungsarbeit bekommen, „die sie sich gewünscht hatte und die sie ganz ohne Zweifel auch verdient gehabt hätte“, konstatiert Grabe. Damit spielt er unter anderem auf die unselbige Debatte im Kulturausschuss des Paderborner Rates an, ob ihre wissenschaftliche Studie „Die Paderborner Juden 1802-1945“ bei Veröffentlichung mit einem städtischen Druckkostenzuschuss bedacht werden solle oder nicht.⁴

Die erste Erinnerungstafel am „Haus Grünebaum“ wurde am 28. Mai 2001 im Beisein von 14 Nachfahren der Familie Grünebaum aus den USA an der Gebäudeecke Rathaus-

⁴ Siehe dazu auch NAARMANN, Margit, Die geschuldete Erinnerung. Gedenken und Erinnern in Paderborn nach 1945, Dokumentation eines Vortrags vom 7. Dezember 1998 in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität-GH Paderborn Nr. 12, 1999, Heft 1, S. 44. Im Folgenden: NAARMANN III.

platz/Kamp angebracht. Mit dabei waren der damalige Bürgermeister Heinz Paus und Hannelore Loewe, die als Eigentümerin des Gebäudes nach längerer Wartezeit ihre Zustimmung zur Installation dieser Tafel gegeben hatte. Diese erste Tafel hatte folgenden Wortlaut:

„Ehemaliges Kaufhaus Sternberg & Grünebaum

*1909/10 erbaut nach Plänen des Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, im Auftrag des jüdischen Kaufmanns Siegmund Grünebaum (*1856 in Geseke, †1935 in Paderborn) anstelle des alten Geschäftshauses von Steinberg & Grünebaum. Markantes Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland. Nach Verpachtung (1936) und Veräußerung (1941) Modehaus Pötz GmbH. 1945 schwer beschädigt. Seit dem Krieg Nutzung für gewerbliche und kulturelle Zwecke.“⁵*

Im Jahr 1985 nahm der Fachbereich 1 (Philosophie, Geschichte, Geographie, Religions- und Gesellschaftswissenschaften) der damaligen Universität-Gesamthochschule Paderborn (Uni-GH) Margit Naarmanns grundlegende Forschungsarbeit zur Geschichte der Paderborner Juden 1802-1945 als Dissertation an. 1988 erschien sie als Buch – übrigens als Band 1 der vom Verein für Geschichte an der Uni-GH herausgegebenen Reihe „Paderborner Historische Forschungen“.⁶ Das Thema ließ die Historikerin nicht los. Ein Jahrzehnt lang recherchierte sie anschließend auf eigene Initiative Einzel- und Familienschicksale jüdischer Bürger und Familien Paderborns – eine zeitintensive Arbeit, in deren Verlauf nicht nur der Weg vieler Paderborner Juden in die Vernichtungslager des NS-Staates erhellt, sondern zum Teil enge Kontakte zu rechtzeitig vor dem Holocaust emigrierten ehemaligen Bürgern geknüpft werden konnten.

Ergebnis dieser zweiten, auf Personen ausgerichteten Forschungsphase war das Buch „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“, das 1998 erschien – als Band 7 der Paderborner Historischen Forschungen.⁷ Naarmann selbst sprach von einem „Gedenkbuch“. Die Arbeit daran sei ein „mühsamer Prozess“ gewesen, „der viel Kraft – manchmal bis an die Grenze der Belastbarkeit und begleitet von Phasen der Resignation und Trauer – Zeit sowie einen großen persönlichen finanziellen Aufwand gekostet hat.“⁸ Über Jahre seien Tod und Untergang ihr „täglicher Begleiter“ gewesen, bekannte sie in einem Interview. „Die Leidensgeschichte der jüdischen Menschen aus unserer Stadt, die mir so vertraut geworden ist, kehrte nachts in meinen Träumen zurück.“⁹

5 Dokumentiert in: NAARMANN I, S.173.

6 NAARMANN, Margit, Die Paderborner Juden 1802-1945, Emanzipation, Integration und Vernichtung, Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. Und 20. Jahrhundert, Paderborn 1988. Im Folgenden: NAARMANN IV.

7 NAARMANN, Margit, „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“, Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus, Köln 1998. Im Folgenden: NAARMANN V.

8 NAARMANN III, S. 44.

9 FLÜTER, Karl-Martin, „Den Opfern schuldig, nach ihnen zu fragen“, Interview mit Dr. Margit Naarmann, in: Neue Westfälische, Paderborner Kreiszeitung (NW), vom 9.11.2002.

Zu dieser Zeit hatte Margit Naarmann zu einem der ausgewanderten Grünebaum-Nachfahren, Walter Sherwin (1931-2006, geboren als Walter Schwerin, Nachname nach der Emigration angliert), einen intensiven und freundschaftlichen Briefkontakt aufgebaut. Er war ein Enkel des aus Geseke stammenden Paderborner Kaufmanns Siegmund Grünebaum (1856-1935), Erbauer des Modehauses Steinberg & Grünebaum am Rathausplatz 7. Diesem Walter Sherwin teilte Margit Naarmann am 9. Dezember 1998 mit, sie habe dem Paderborner Stadtarchiv „einen kleinen Text zur Anbringung einer Tafel“ übermittelt.¹⁰ Dieser Text fand sich, leicht verändert und geringfügig gekürzt, zweieinhalb Jahre später, auf der ersten Erinnerungstafel wieder. Das lässt erahnen, in welchem Schnecken-tempo das Projekt damals verlief. Bemerkenswert, dass die Historikerin Dr. Naarmann es 1998 nicht wagte, in ihrem Textentwurf für die 2001 installierte Tafel den Begriff „Arisierung“ zu verwenden. Die Rücksichtnahme auf die Eigentümerin des Gebäudes, Hannelore Löwe, die Tochter des Arisierers Jakob Pötz, war immens. Zumal die Stadt Paderborn als Pächterin von Teilen des Gebäudes – unter anderem lange Jahre zentral in der Innenstadt gelegene Veranstaltungsräume der Volkshochschule und von Abteilungen der Stadtbibliothek – auf das Wohlwollen dieser in Bielefeld lebenden, höchst empfindsamen Eigentümerin bei der Vertrags- und Mietpreisgestaltung dringend angewiesen war.

Margit Naarmann am 1. Oktober 1998 in einem Brief an Walter Sherwin: „Das Haus soll heute monatliche Mieteinnahmen von über 30.000 DM erbringen. Damit dürften kulturelle Wert- und Renditeüberlegungen sich nicht ausschließen.“¹¹

Am 16. Juli 1984 war die Eintragung des Gebäudes Rathausplatz 7 mit seinen zu den Straßenseiten gelegenen Außenfassaden und dem Dach in die Denkmalliste der Stadt erfolgt, wobei der Technische Beigeordnete Wolf Köster in ziemlicher Unkenntnis der Geschichte zu dem seinerzeit als Medienzentrum des Erzbistums genutzten Haus vermerkte: „Ursprünglich wohl Kaufhaus oder Bank.“ Aber auch er bemerkte: „Repräsentative Architektur in unmittelbarer Nähe des Rathauses, auch heute noch mitbestimmend für die Architektur des Platzes.“ Um den Denkmalschutz wissend, regte Margit Naarmann in einem Schreiben vom 9. Februar 1998 an die Stadt an, an dem Gebäude ein Hinweisschild anzubringen. Das städtische Hochbauamt antwortete am 24. Februar: „Bezüglich Ihrer Anregung, an dem Gebäude einen Hinweis über charakteristische Merkmale/Baustil anzubringen, teile ich mit, dass die Stadt Paderborn Ihrer Anregung grundsätzlich positiv gegenübersteht. Da die Stadt Paderborn jedoch nicht Eigentümerin des Gebäudes ist, bitte sich Sie, sich zunächst hinsichtlich der Form und der Beschriftung einer Hinweistafel an die Eigentümerin des Gebäudes, Pötz GmbH & Co KG, Frau Loewe, Industriestraße 33, 33689 Bielefeld, zu wenden.“ Bereits einige Wochen zuvor, am 17. Januar 1998, hatte Naarmann den Heimatverein Paderborn um Unterstützung ihres Vorschlages geben. Im Schreiben an den Vorsitzenden Gerhard Sander heißt es: „Durch die ‚Arisierung‘ kam das Kaufhaus Ende der dreißiger Jahre in den Besitz der Familie Löwe-Pötz. Obwohl es nicht lange als Kaufhaus Pötz geführt wurde und im Laufe der Jahre stets wechselnde Mieter

10 Stadt- und Kreisarchiv Paderborn (SKAP), Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

11 SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.



„Nahezu im Alleingang“: Die Historikerin Dr. Margit Naarmann (1938-2016). Foto: Stadt Paderborn

hatte, blieb der Name Pötz (Verschleierung?) stets mit dem Gebäude verbunden. Ich möchte bei der Stadt Paderborn anregen, dass im amtlichen Sprachgebrauch zukünftig der Name ‚Haus Grünebaum‘ eingeführt und eine kleine Tafel angebracht wird, die an den Erbauer erinnert.“

Am 12. März 1998 schrieb Margit Naarmann erstmals an Besitzerin Hannelore Löwe und bat um grundsätzliche Zustimmung zur Anbringung einer „kleinen Hinweistafel“. Das sei dem Erbauer und seinen Nachkommen geschuldet. „Es wäre eine große Geste.“ Als eine Antwort ausblieb, bat Naarmann den Paderborner Heimatverein um einen „Vorstoß“ bei der Eigentümerin. Keine Reaktion. Am 10. August schrieb Walter Sherwin, das „fortgesetzte Schweigen von Frau Loewe, nachdem sie zwei Briefe von Ihnen erhalten hat, ist wirklich nicht akzeptabel.“ Sherwin bot an, seinerseits einen Brief an die Eigentümerin zu richten. Sollte nach sechs Wochen immer noch keine Antwort erfolgt

sein oder diese negativ ausfallen, würde er einen zweiten Brief schreiben. „Diesmal würde ich eine kleine Peitsche statt Zuckerbrot benutzen, nämlich, es tue ihm sehr leid, dass ihm, statt für die Zustimmung zur Anbringung einer Tafel öffentlich zu danken, öffentlich in Paderborn zu erklären, dass uns die Zustimmung von der ‚arisierten‘ Nachfolgefirma vorenthalten wurde.“ Sherwin weiter: „Ich kann mir vorstellen, dass manche Leute eine solche Erklärung nicht gern hören würden. Jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt, 53 Jahre nach dem Krieg [...] glaube ich, dass es nicht mehr nötig sein soll, bei diesem Thema auf Eierschalen zu laufen (walk on eggshells).“

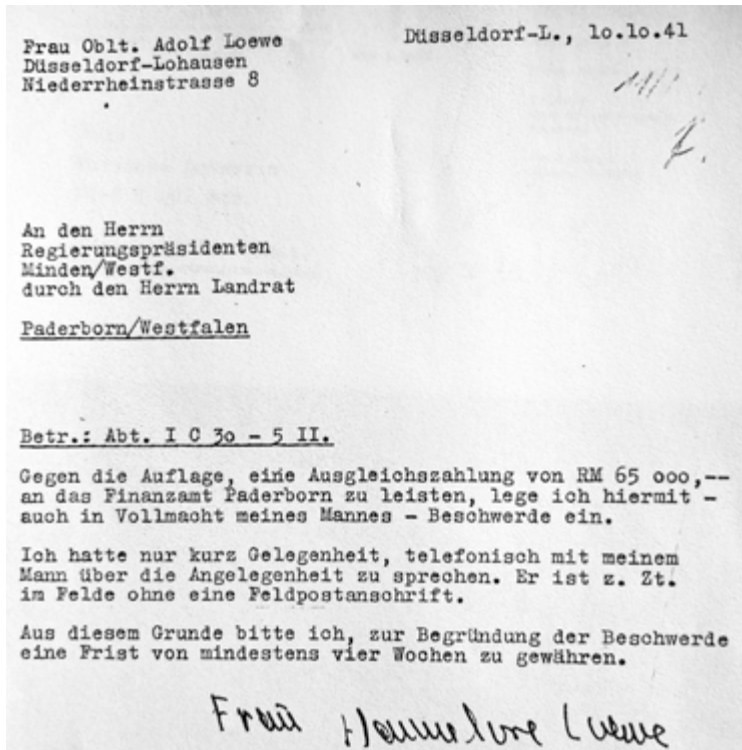
Zwölf Tage später schrieb Sherwin an Hannelore Loewe: „Ich habe vor, Paderborn nächstes Jahr zu besuchen, und bei der Gelegenheit wäre es mir eine besondere Freude, wenn ich mich bei Ihnen für Ihre liebenswürdige Zustimmung der [muss heißen: zur, WST) Anbringung einer Plakette öffentlich bedanken könnte. Ich hoffe, dass Sie dieses Ergebnis durch eine positive Beantwortung dieses Briefes und deren von Dr. Naarmann ermöglichen werden.“ Abschriften adressierte Sherwin an Bürgermeister Wilhelm Lücke und den Vorsitzenden des Paderborner Heimatvereins, Sander. Und in der Tat: Frau Loewe, die sich laut gedrucktem Briefkopf nun „Hanne L. Loewe“ nannte, antwortete Walter Sherwin am 16. September 1998. „Bevor ich zu Ihrem Wunsch nach Anbringung eines Namensschildes Ihrer Familie an dem Haus in Paderborn, Stellung nehme, erlauben Sie mir folgende Anmerkung.“ Es sei „uns sehr wohl bekannt, dass das Gebäude, das seit über 60 Jahren im Besitz unserer Familie ist“ unter Denkmalschutz stehe. Das Haus sei durch Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg „nahezu zerstört“ worden. Geblieben seien im

Wesentlichen die Außenmauern. „Wir haben nach Kriegsende mit erheblichem persönlichen Einsatz und beachtlichen finanziellen Anstrengungen das Haus wieder aufgebaut und darauf geachtet, dass der historische Wert erhalten blieb.“ Auch in der Folgezeit seien Erhaltungsmaßnahmen durchgeführt worden, so 1980/81 und 1996/97 vollständige Fassadenrenovierungen durch erfahrene Fachkräfte (Dombauhütte), obgleich beim zweiten Mal Reparaturen einzelner Gebäudeteile ausgereicht hätten. „Wir haben dem kulturellen Wert immer den Vorrang vor Renditeüberlegungen gegeben.“¹² Im nächsten Absatz reagiert Loewe auf eine Bemerkung in dem zweiten, allerdings nicht im Naarmann-Nachlass erhaltenen Schreiben Walter Sherwins vom 22. August 1998, das Gebäude sei „übereignet“ worden. Die Eigentümerin: „Diese Darstellung könnte den Gedanken aufkommen lassen, es habe eine unentgeltliche Übertragung stattgefunden. Tatsächlich hat mein Vater das Haus käuflich erworben und hinzu kam eine weitere Zahlung nach dem Krieg aufgrund der einschlägigen Gesetze.“ So vermied es Hannelore Löwe, den Begriff Wiedergutmachung zu verwenden. Und mit der Bemerkung zum angeblich durch ihren Vater vorgenommenen Kauf streute sie eine weitere Nebelkerze. Weil mehrere an der Arisierung beteiligte NS-Instanzen den katholischen Verleger Jakob Pötz als politisch unzuverlässig und damit als Käufer ungeeignet eingestuft hatten, war das Immobiliengeschäft mit Verzögerung erst 1941 über die Pötz-Tochter Hannelore – also die Briefschreiberin von 1998 – und deren Ehemann, den Oberleutnant der Luftwaffe Adolf Loewe, abgewickelt worden.

Zu Dr. Naarmann ging Hannelore Loewe in ihrem Schreiben deutlich auf Distanz. Diese habe sich Anfang des Jahres [gemeint ist 1998] mit einem Artikel an die Öffentlichkeit gewandt, „auf dessen Wahrheitsgehalt es ihr offenbar nicht angekommen ist“. Die Historikerin habe in diesem Artikel ausgeführt, „dass mein Mann – von ihr mit dem Dienstgrad eines Oberst versehen – und ich das Haus während der Nazizeit erworben hätten. Wir empfinden dieses als Polemik, heißt es doch hintergründig, dass ein Oberst der Naziluftwaffe von einem Eigentümer jüdischen Glaubens ein Haus erworben hat.“ Aber genau das – bis auf den von Naarmann verwechselten Dienstgrad – war der Fall gewesen. Dennoch behauptete die Eigentümerin weiter: „Wie bereits ausgeführt, hat mein Vater das Haus erworben. Er wurde in der NS-Zeit als katholischer Zeitungsverleger verfolgt und musste seine Zeitungen aufgrund seiner politischen Einstellung zwangsverkaufen. Um weiteren Repressalien zu entgegen, hat er das Objekt in Paderborn meinem Mann und mir übertragen. Nach Ende des Krieges wurde das Anwesen auf unsere Familie rückübertragen.“ Dass Hannelore Loewe selbst es war, die nach dem auf 185.000 Reichsmark gesenkten Preis für die „Entjudung“ des Gebäudes von Steinberg & Grünebaum am 10. Oktober 1941 beim Mindener Regierungspräsidenten – „auch in Vollmacht meines Mannes“ – schriftlich Beschwerde gegen die verhängte Ausgleichszahlung von 65.000 Reichsmark an das Finanzamt einlegte, hatte sie offenbar völlig verdrängt. Und ebenso, dass aufgrund ihrer Intervention und der später nachgereichten Begründung ihres Ehemannes diese Ausgleichszahlung schließlich auf 25.000 Reichsmark reduziert wurde. Als Margit Naarmann von dem Brief Hannelore Loewes an Walter Sherwin erfuhr, fuhr sie erneut ins damalige Staats-

12 SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

archiv (heute Landesarchiv NRW, Abteilung Ostwestfalen-Lippe) nach Detmold, um aus der Arisierungskarte zwecks Beweissicherung Reproduktionen der mit der Unterschrift „Frau Hannelore Loewe“ versehenen Beschwerde vom 10. Oktober 1941 und weiterer Dokumente in Auftrag zu geben.



Das Schreiben trug ihre Unterschrift: Hannelore Loewe beschwerte sich 1941 beim Mindener Regierungspräsidenten über die Höhe der geforderten Ausgleichszahlung. Reproduktion: Stüken

Dass Margit Naarmann bei dem von ihr Anfang 1998 verfassten Zeitungsartikel nicht auf den Wahrheitsgehalt geachtet haben sollte, wie Hannelore Loewe gegenüber Walter Sherwin behauptete, bezog sich auf einen Nachruf auf den am 5. Januar 1998 in Kalifornien im Alter von 84 gestorbenen Walter F. Gray. Er war 1913 in Paderborn als jüngstes Kind von Siegmund und Toni Grünebaum, den Besitzern von Steinberg & Grünebaum, geboren worden, hatte 1933 am Theodorianum seine Reifeprüfung abgelegt, war 1937 als erster der Geschwister Grünebaum in die USA emigriert und hatte seine Geburtsstadt später wiederholt besucht (Nachname Gray angliisiert). Im letzten Absatz des mit dem Namen der Autorin gekennzeichneten Artikels¹³ war zu lesen: „Es ist bedauerlich, dass das von dem bekannten Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, gebaute und 1910 eröffnete Warenhaus nicht nach seinem Erbauer Siegmund Grünebaum ‚Haus Grünebaum‘ genannt wird, sondern ‚Haus Pötz‘ – nach den Erwerbern in der NS-Zeit, dem Oberst Löwe und seiner Frau Hannelore, geb. Pötz. Durch die Umbenennung könnte der großher-

¹³ Fritz Grünebaum war Theodorianer, in: WV vom 11.1.1998.

zigen Familie Grünebaum, die auch ein Stück Paderborner Wirtschaftsgeschichte geschrieben hat, ein Denkmal gesetzt werden.“

Die Neue Westfälische druckte den Nachruf in ihrer Paderborner Ausgabe fünf Tage später und formulierte aus der Naarmann-Forderung die Überschriftenzeile: „Das ‚Haus Pötz‘ umbenennen“¹⁴ Naarmann ging am 1. Oktober 1998 in einem Schreiben an Walter Sherwin auf Abstand zu dieser Überschrift. Das sei „von seiten des Redakteurs geschehen,“ befürchtete sie offenbar eine negative Reaktion der empfindsamen Pötz-Tochter Hannelore.

Zu dem nunmehr auch aus den USA unterstützten Wunsch nach einer Erinnerungstafel bemerkte Hannelore Loewe in ihrem Schreiben vom 16. September 1998 an Walter Sherwin: „Die Paderborner Denkmalbehörde hat uns wissen lassen, dass sie beabsichtigt, an 20 denkmalgeschützten Häusern eine Tafel anbringen zu lassen, die die Vergangenheit der Gebäude dokumentiert. Nähere Einzelheiten sind uns derzeit noch nicht bekannt. Wir werden Sie aber informieren, sobald wir mehr darüber wissen.“ Abschließend formulierte sie eine Einladung an den Grünebaum-Nachfahren. „Es würde uns freuen, wenn wir Sie anlässlich Ihres Besuches in Paderborn als unseren Gast begrüßen könnten. Wir finden, eine persönliche Begegnung mit einem Gedankenaustausch würde zu einem gegenseitigen Verständnis beitragen.“

„Hoffentlich würde diese Begegnung unter positiven Umständen stattfinden, das heißt, bei oder nach der Anbringung der gewünschten Plakette“, hielt Sherwin in „Bemerkungen“ zum Brief Hannelore Loewes fest, die er am 22. September an Margit Naarmann schickte.¹⁵

Während Loewe geschrieben hatte, der im Volksmund gebräuchliche Gebäudename „Haus Pötz“ komme „ausschließlich aus der Öffentlichkeit“ und sei „von der Presse übernommen worden“ („Wir selber haben zu der Benennung keinen Beitrag geleistet“), befand Walter Sherwin: „Ich habe nichts gegen den Namen ‚Haus Pötz‘, wenn das dem Wunsch der Paderborner Öffentlichkeit entspricht. Diese Benennung ist verständlich, wenn man bedenkt, dass Steinberg & Grünebaum seit 62 Jahren nicht mehr existiert. Mein einziges Interesse ist, dass die Tatsache, dass mein Großvater den Entwurf und den Bau des Kaufhauses veranlasste, und dass es überhaupt einmal ein Geschäft namens Steinberg & Grünebaum gab, das für 67 Jahre als wichtiger Komponent der Paderborner Wirtschaft stand¹⁶, zu Recht anerkannt werden. Meiner Ansicht nach ist eine Plakette zu diesem Zweck ein notwendiges Element.“ Dass Frau Loewe Margit Naarmann wegen des von ihr geschriebenen Zeitungsartikels von Anfang Januar „böse ist“, sei für ihn „klar“, ließ Sherwin die Paderborner Historikerin wissen.

In ihrer Replik auf Sherwins „Bemerkungen“ vom 1. Oktober 1998 nannte Margit Naarmann es „empörend“, dass Hannelore Loewe behauptet hatte, es sei ihr bei der Nennung der Erwerber in der NS-Zeit „nicht auf den Wahrheitsgehalt“ angekommen. Sie

14 NW vom 16.1.1998.

15 SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

16 Das von Sherwin eingedeutschte englische Wort component steht für hier für „Bestandteil“, die Zeitangabe 67 Jahre bezieht sich auf die in Paderborn erfolgte Gründung des Unternehmens M. Steinberg im Jahre 1858, dessen Kommanditist der aus Geseke stammende Levi Grünebaum (1817-1899) war, und die Arisierung des Geschäftsbetriebs von Steinberg & Grünebaum (Namensänderung des Geschäftes 1881) in den Jahren 1935/1936. 1891 war die Kommanditgesellschaft aufgelöst und Siegmund Grünebaum unter Beibehaltung des Firmennamens Steinberg & Grünebaum Alleininhaber geworden.

bot dem Grünebaum-Nachfahren nach ihrem erneuten Archivbesuch in Detmold an, ihm auf Wunsch „den gesamten Sachverhalt schriftlich und in Fotokopie“ vorzulegen. Wie stark sie die Loewe-Kritik getroffen hatte, zeigt der folgende Satz: „Ich bin Historikerin, dessen bin ich mir immer bewusst, ich mache weder Geschichten noch Geschichtchen, wie ich sie auch vor Ort so oft erlebt habe, sondern recherchiere ganz korrekt.“

Was das Thema Plakette betreffe, habe er bis jetzt „keine Antwort von Herrn Sander oder dem Bürgermeister bekommen, und ich glaube, keine ist mehr zu erwarten. Aber wenigstens haben wir den Brief von Frau Loewe erhalten,“ schrieb Walter Sherwin am 5. Oktober 1998 an Margit Naarmann. Der Loewe-Vorwurf, mit Unwahrheiten zu operieren, hatte Margit Naarmann stark getroffen. Dessen war sich auch Walter Sherwin bewusst, und deshalb richtete er bereits zwei Tage später, am 7. Oktober 1998, ein weiteres Schreiben an die Paderborner Historikerin. Es habe ihn schockiert, aber nicht überrascht, dass es Frau Löwe nicht auf den Wahrheitsgehalt angekommen sei, schrieb er nach Paderborn. In dieser Hinsicht“ erinnere er sich an den deutschen Film „Das schlimme Mädchen“, der in Süddeutschland spiele. Dieses Mädchen oder diese junge Frau habe viele Leute in ihrem Ort durch ihre Forschungen über das Verhalten der Gemeinde während der Nazizeit in Aufregung versetzt. Sherwin meinte den Film „Das schreckliche Mädchen“ des Regisseurs Michael Verhoeven. (1938-2024) aus dem Jahr 1989, den dieser gemeinsam mit seiner Ehepartnerin Senta Berger produziert hatte. Naarmann sei „gar nicht so konfrontationell, wenn es so ein Wort gibt, wie das Mädchen im Film“, hatte er nach einer Übersetzung des englischen „confrontational“ (= herausfordernd, auf Konfrontation ausgerichtet, WST) gesucht. „Aber Ihre Entschlossenheit, die Wahrheit über die Behandlung der Paderborner Juden unter dem NS-Regime zu erforschen und herauszugeben, hat Sie sicherlich bei gewissen Leuten in den Ruf eines ‚schlimmen Mädchens‘ gebracht. Wenn das der Fall ist, dann sage ich herzliche Glückwünsche! Sie haben den Ruf durch Ihre wichtige und nötige Arbeit verdient.“¹⁷

Am 17. November 1998 meldete sich Walter Sherwin erneut bei Margit Naarmann. Unerwartet habe er einen Brief von Bürgermeister Wilhelm Lücke erhalten, in dem dieser mitteile, dass er, der Vorsitzende des Heimatvereins und ebenso Frau Loewe der Meinung seien, „dass das Kaufhaus mit einer Erläuterungstafel versehen werden soll“. Abzuwarten seien noch eine abschließende Prüfung und Stellungnahme des Heimatvereins und „die Formulierung eines Textes, der dann auch mit Frau Loewe abzustimmen ist“.

Am 9. Dezember 1998 ließ Margit Naarmann Walter Sherwin wissen, sie sei vom Stadtarchiv Paderborn angesprochen worden, einen kleinen Text zur Anbringung einer Tafel fertigzustellen. Dieser laute:

„Der jüdische Kaufmann Siegmund Grünebaum (1856 in Geseke, † 1935 in Paderborn) ließ nach Plänen des bekannten Architekten Otto Engler, Düsseldorf, anstelle des alten Geschäftsdomizils von Steinberg & Grünebaum, in den Jahren 1909/10 diesen Neubau errichten, fortan das Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland.“*

¹⁷ SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

Nach der 1936 erfolgten Verpachtung wurde das Kaufhaus als Modehaus Pötz GmbH weitergeführt. 1941 ging es in den Besitz der Eheleute Wolfgang Adolf Loewe und Hannelore, geb. Pötz, über.“



Undatierte Vorkriegsaufnahme des Paderborner Rathausplatzes mit dem Haus Grünebaum (Bildmitte). Foto: Sammlung Stüken

Zwei Monate später, am 16. Februar 1999, teilte Walter Sherwin Margit Naarmann mit, er habe bislang noch keine Mitteilung von Frau Loewe erhalten, ob der Text akzeptiert sei. Das Projekt Erinnerungstafel befand sich inzwischen in einer längeren Warteschleife. Das Stadtarchiv ließ Walter Sherwin mit Datum vom 17. Juni 1999 wissen, dass die „konkreten Arbeiten (Textformulierung etc.) momentan etwas ins Stocken geraten“ seien, da seit einigen Monaten ein erheblicher Teil der Arbeitskraft der betroffenen Verwaltungsmitarbeiter durch die bevorstehenden Jubiläumsfeierlichkeiten anlässlich der 1200-jährigen Wiederkehr des Treffens von Karl dem Großen und Papst Leo III. im Jahre 799 in Paderborn gebunden sei. Nach Eröffnung der großen Jubiläumsausstellung „Kunst und Kultur der Karolingerzeit“ am 23. Juli 1999 werde aber „zweifelloso wieder Zeit sein, sich dem Beschilderungsprojekt zu widmen“.

Während das Vorhaben „Erinnerungstafel“ im bürokratischen Stau steckte, nahm Walter Sherwin am 17. August in einem Brief an Hannelore Loewe die von ihr ausgesprochene Einladung zu einem Treffen an und schlug ihr für seinen geplanten Deutschlandbesuch im Herbst einen Termin am Samstagmorgen, 25. September, vor. „Ich bin nun

gespannt, ob sie mich wirklich treffen will – aber es war ihre Idee, nicht meine,“ schrieb er am 19. August 1999 an Margit Naarmann. Wegen der Gedenktafel habe er aus Paderborn noch keine weitere Nachricht erhalten. Ein „einfacher Entschluss von allen Seiten“, ein Schild anzubringen, würde ihn zufrieden stellen, auch wenn es bei seinem geplanten Besuch noch nicht produziert sei. Er frage sich, ob Frau Loewe den von Margit Naarmann vorgeschlagenen Text akzeptieren werde. Nachdem sie in ihrem Brief vom 16. September 1998 strengstens dementiert habe, das Kaufhaus erworben zu haben und von „übertragen“ und „rückübertragen“ spreche, sei ihm der Unterschied „gar nicht klar“. Vielleicht wisse Frau Loewe nicht, dass die Akten hinsichtlich des Zwangsverkauf im Detmolder Archiv liegen, vermutete Sherwin. „Meine eigene Haltung zu der Frage der Besitzverhältnisse des Kaufhauses ist folgende: es macht nichts aus, ob das Haus erworben oder übertragen wurde – die Grünebaums haben es durch Zwang der Nazi-Verbrecher an die Familie Pötz verloren, und nach dem Krieg ist uns die Sache durch Wiedergutmachung rechtgestellt worden – end oft he story! Das einzige, was jetzt notwendig ist, ist, dass man der Geschichte treu und offen bleibt in bezug auf die Entstehung des Hauses sowie auch auf die Verhältnisse seines Verkaufs.“¹⁸

Das Treffen Loewe-Sherwin im Herbst 1999 fand tatsächlich statt. Belegt wird dies durch einen Weihnachtsgruß, in dem sich Philipp Grabensee, der Enkel Hannelore Loewes, bei Walter Sherwin für Fotos von dieser „besonderen Begegnung“ bedankte, die dieser ihm zugeschickt hat. „Meine Großmutter bittet um Entschuldigung, dass sie sich nicht persönlich bei Ihnen bedanken konnte. Die Erkrankung meines Großvaters nimmt sie voll in Anspruch.“ In der Familie, so der Enkel, werde noch oft über die Begegnung gesprochen. „Sie diene nicht nur der Generation meiner Großmutter, sondern auch in meiner Generation für viel Gesprächsstoff über die Ereignisse in der Vergangenheit. Wir werden die Diskussion hier fortsetzen und uns auch selbst um die entsprechenden Unterlagen und Grundbuchauszüge bemühen. Sollten Ihrerseits Rückfragen hinsichtlich der geplanten Plakette bestehen, bitte ich Sie, sich direkt an mich zu wenden, da ich meine Großmutter etwas entlasten möchte.“ Grabensee hatte die Anrede „Sehr geehrter, lieber Herr Sherwin benutzt.“

Sherwin seinerseits übermittelte das Dankschreiben unverzüglich an die „Liebe Margit“, mit der er in Paderborn inzwischen Duz-Freundschaft geschlossen hatte. „Die Freundlichkeit dieses Briefes freut mich sehr. Man sieht hier, dass wenigstens Grabensee, und vielleicht auch Frau Loewe selber, jetzt versteht und akzeptiert, was wirklich mit der Arisierung des Geschäftes passiert ist. Glücklicherweise hatte ich die Gelegenheit, dank Deiner Erforschungen, den beiden diese Geschichte und ihrer Dokumentierung genau vorzustellen. Wie ich Dir damals erzählte, Grabensee hatte keine Ahnung davon, und Frau Loewe reagierte überhaupt nicht, als ich die damalige Korrespondenz beschrieb, aber blieb sehr freundlich. Es wird jetzt viel schwerer für Loewe sein, die Wahrheit über die Übereignung von S & G [Steinberg & Grünebaum, WST] an Pötz zu verschleiern, sollte das immer noch ihre Absicht sein. Ich habe den Eindruck, dass Grabensee auf seine Großmutter einen

18 SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

guten Einfluss über diese Affäre haben wird, und hoffe also, dass die beiden dem Plakettext, wie Du ihn entworfen hast, zustimmen werden.“ Dann spricht er von einer nicht näher beschriebenen „Kommission, die den Text vorab prüfen muss“, und der Hoffnung, dass diese den Text „nicht irgendwie schwächen wird“.

Der Schilderung Hannelore Loewes, das Haus Pötzt sei durch die Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg „nahezu zerstört“ worden, stand am 27. Januar 1999 eine gegensätzliche Darstellung in der wöchentlichen Kolumne „Stadtgespräch“ im Westfälischen Volksblatt entgegen. Georg Vockel (1932-2019), langjähriger Leiter der Lokalredaktion dieses Blattes, schrieb, das Gebäude habe mit seiner Stahlbeton-Konstruktion und den dicken Fassaden den Bombenangriffen 1945 getrotzt. „Wände und Decken blieben erhalten, und so konnten die britischen Besatzer schon zwei Monate nach dem schweren Bombenangriff auf die Innenstadt Teile des Hauses beziehen. Der Ausbau wurde fortgesetzt, so dass bald alle vier Geschosse wieder genutzt werden konnten. Im Erdgeschoss präsentierten Pötzt, die Kaufhalle und die WMF-Filiale [WMF = Württembergische Metallwarenfabrik, WST] ihr spärliches Warenangebot. Im ersten Stock lockte ein Kino mit Filmvorstellungen und als Versammlungsort in geheizten Räumen. Zudem gab es hier Damenhüte. Im zweiten Obergeschoss hatte das deutsche Arbeitsamt seine Büros, im dritten das englische Arbeitsamt. Auch Parteiversammlungen fanden im Kinosaal statt, wobei es unter Sozialdemokraten und Kommunisten schon mal zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kam. Die CDU hatte am 16. Dezember 1945 [...] ihre erste öffentliche Versammlung in der Pötzt-Etage.“¹⁹ In punkto Geschichte des Hauses in der NS-Zeit lieferte der Autor allerdings eine von den Tatsachen abweichende Version: „Das Kaufhaus Steinberg und Grünebaum wurde 1936 verkauft an den Verleger zweier Zeitungen im Ruhrgebiet namens Pötzt. Oberst Löwe und seine Frau Hannelore, geb. Pötzt, übernahmen die Geschäftsführung dieses Warenhauses, das seitdem ‚Haus Pötzt‘ heißt.“ Worauf es Vockel in seinem „Stadtgespräch“ ankam, war etwas anderes: Er wollte die durch Bomben zerstörten beiden „knabenhaften“ Engelköpfe über dem Hauseingang erneuert wissen, und empfahl dafür, die „markanten Profile“ zweier bekannter Paderborner Bankchefs, die mit dem Haus in Verbindung standen: Die des Vorstandschefs der Sparkasse, die bald wegen der Neu- und Umbauphase im Schildern mit ihrer dortigen Geschäftsstelle für mehrere Jahre ins Haus Pötzt übersiedelte, und des Kollegen von der Volksbank, die zu diesem Zeitpunkt bereits als künftiger Hauptmieter feststand. Margit Naarmann reagierte am 28. Januar 1999 mit einem Brief an Georg Vockel auf dessen Idee. „Ich schlage vor, einem der Engel doch eher die Gesichtszüge von Siegmund Grünebaum zu verleihen, der so vorausschauend und auf eigene Kosten und Risiko dieses Haus hat erbauen lassen. Für den anderen Engel könnte ich auch noch einen Vorschlag machen!“ Naarmann korrigierte die fehlerhaften Angaben zur NS-Zeit und hob hervor, dass die Eheleute Loewe auch im Verfahren „Rückerstattungs- und Wiedergutmachungsangelegenheit“ 1950 als Eigentümer aufgetreten seien. Naarmann beendete ihren Brief mit einer Frage: „Hat es also Tendenz, wenn die Loewes nicht als Erwerber hier in Paderborn erscheinen sollen?“

19 VOCKEL, Georg, Haus Pötzt: Engeln fehlen die Köpfe (Kolumne Stadtgespräch), WV vom 27.1.1999. Siehe auch Anm. 19.

Auch in der Neuausgabe des Naarmann-Buches „Eine ‚vernünftige‘ Auswanderung“ ist nachzulesen, das Kaufhaus Pötz habe „den Krieg nahezu unbeschädigt überstanden“.²⁰

Im Herbst des Jahres 2000 zeichnete sich ab, dass im Frühjahr 2001 die Erinnerungstafel am Rathausplatz 7 endlich angebracht werden sollte. Inzwischen fungierte Heinz Paus (Jahrgang 1948, amtierte von 1999-2014) als Paderborns erster hauptamtlicher Bürgermeister. Er hatte bei der Kommunalwahl 1999 Wilhelm Lüke (1934-2021) abgelöst, der von 1988 bis 1999 das Amt des letzten ehrenamtlichen Bürgermeisters innehatte. In einer E-Mail an Margit Naarmann vom 6. November 2000 kündigte Walter Sherwin eine Deutschlandreise von drei Nachfahren der Familie Grünebaum an, um bei der Anbringung der „Plakette“ dabei zu sein. Er fügte den aus dem Naarmann-Vorschlag hervorgegangenen Text an, den ihm das Stadtarchiv im Juni zugesandt hatte:

*„Ehemaliges Kaufhaus Steinberg & Grünebaum 1909/10 erb. nach Plänen des Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, im Auftrag des jüdischen Kaufmanns Siegmund Grünebaum (*1856 in Geseke, † 1935 in Paderborn) anstelle des alten Geschäftshauses von Steinberg & Grünebaum. Markantes Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland. Nach Verpachtung (1936) und Veräußerung (1941) Modehaus Pötz GmbH. Dekor 1945 z.T. beschädigt. Seit dem Krieg Nutzung für gewerbliche und kulturelle Zwecke.“*

Mit der Erwähnung der Rolle, die Siegmund Grünebaum gespielt habe und der markanten Architektur des Geschäftsgebäudes, sei „unsere Familie“ sehr zufrieden, ließ Sherwin die Paderborner Historikerin wissen. Der Satz über die Verpachtung und die Veräußerung sei „soweit richtig“. Dann regte er jedoch eine „Texteinfügung“ an, die der Paderborner Bevölkerung ein „historisch vollständigeres Bild“ vermitteln würde, und diese übermittelte er am 23. November 2000 an das Stadtarchiv:

*„Ehemaliges Kaufhaus Steinberg & Grünebaum 1909/10 erb. nach Plänen des Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, im Auftrag des jüdischen Kaufmanns Siegmund Grünebaum (*1856 in Geseke, † 1935 in Paderborn) anstelle des alten Geschäftshauses von Steinberg & Grünebaum. Markantes Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland. Firma S & G aufgelöst aufgrund antijüdischer Gesetze und Boykottmaßnahmen [es fehlen die beiden Worte: in den, WST] 30er Jahren. Nach Verpachtung (1936) und Veräußerung (1941) Modehaus Pötz GmbH. Freundschaftliche Übereignungs-Endregelung mit Erben Grünebaum in den USA 1950. Dekor 1945 z.T. beschädigt. Seit dem Krieg Nutzung für gewerbliche und kulturelle Zwecke.“*

Sherwin in seinem Schreiben an das Archiv: „Ich überlasse es Ihnen, zu entscheiden, ob ab man Frau Loewe eine solche Textänderung vorschlagen könnte – ich möchte betonen, dass wir keine unüberwindbare Schwierigkeiten in den Weg der Tafelanbringung legen wollen. Sollte ein solcher Vorschlag ratsam sein, und sollte Frau Loewe ihm zustimmen, wunderschön! Wenn nicht, nehmen wir das auch gut hin; in dem Fall werden Sie wenig-

20 NAARMANN II, Bildtext S. 71.

tens wissen, was unsere Vorstellung über diese historischen Ereignisse ist. Wie ich Ihnen letzten Jahr mitteilte, hatte ich eine freundschaftliche und offene Begegnung mit Frau Loewe, aber ich weiß, dass der Wortlaut des Textes für sie eine empfindliche Sache ist.“²¹ Der Historikerin und Freundin Margit Naarmann versicherte Sherwin: „Wie Du, will ich Frau Loewe keine Gelegenheit geben, sich querzustellen.“ Er habe auch überlegt, etwas über die Rolle der Loewes einzufügen, nämlich dass Frau Loewe, die heutige Besitzerin des Gebäudes, 1941 zusammen mit ihrem Mann als Vertreter der Firma Pötz die Erwerberin war. „Aber das benötigt scheinbar zu viele Worte, würde bestimmt ein Querstellen der gnädigen Dame erregen, und ist vielleicht gar nicht so wichtig – wir sagen doch oben schon, dass die Firma Pötz das Geschäft unter bösen Umständen übernommen hat.“ Sherwin kündigte an, Naarmann vorab den Text einer kurzen Rede zu schicken, die er bei Zeremonie der Tafel-Anbringung halten möchte.



Nach der Enthüllung der ersten Tafel am 28. Mai 2001: Walter Sherwin (rechts) bei seiner Ansprache. Im hellen Hosenanzug Hannelore Loewe (4. von links), im Hintergrund Margit Naarmann (9. von links). Aufmerksamer Zuhörer der Ansprache ist auch Bürgermeister Heinz Paus (5. von rechts). Foto: Nachlass Naarmann / Stadt- und Kreisarchiv Paderborn

Am 15. März 2001 mailte Margit Naarmann an Walter Sherwin, dass die Plakette „normalerweise ohne ‚Aktion‘ lautlos angebracht worden“ wäre. „Nun hat man das zurückgestellt, weil ich seinerzeit Dein Interesse angemeldet habe, bei dem Akt dabei zu sein.“ Und weiter: „Das Haus ist seit fünfzig Jahren im Privatbesitz, wie immer auch die

21 SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

Geschichte verlaufen ist. Es ist seinerzeit den Grünebaums zur Rückerstattung angeboten worden. Die Erbgemeinschaft hat sich dann verständlicherweise für eine finanzielle Abfindung entschieden. Wer hätte auch zurückkehren mögen. Die Stadt möchte daher bei der Anbringung so wenig Öffentlichkeit wie möglich, weil sie befürchtet, dass Frau Loewe einen Rückzieher machen könnte. Sie ist Besitzerin und könnte noch nachträglich die Entfernung verlangen, wenn auch sie Probleme mit der Massen-Demonstration bekommen sollte.“ Zu diesem Zeitpunkt waren fünf Grünebaum-Nachfahren aus den USA als „Stammgruppe“ (Naarmann) angemeldet.

Eine „Massen-Demonstration“ auf dem Rathausplatz wurde es nicht, obwohl das Westfälische Volksblatt die Enthüllung der auch „Erläuterungstafel“ genannten „Gedenkplakette“ durch Bürgermeister Heinz Paus öffentlich für Montag, 28. Mai, 2001, um 12 Uhr ankündigte.²² Dort versammelten sich 14 Grünebaum-Nachfahren aus den USA und Mitglieder der Paderborner Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ). Hannelore Löwe, Walter Sherwin und Heinz Paus enthüllten die kleine Plexiglas-Tafel, auf der in schwarzer Schrift zu lesen war:

*„Ehemaliges Kaufhaus Steinberg & Grünebaum 1909/10 erbaut nach Plänen des Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, im Auftrag des jüdischen Kaufmanns Siegmund Grünebaum (*1856 in Geseke, † 1935 in Paderborn) anstelle des alten Geschäftshauses von Steinberg & Grünebaum. Markantes Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland. Nach Verpachtung (1936) und Veräußerung (1941) Modehaus Pötz GmbH. Dekor 1945 schwer beschädigt. Seit dem Krieg Nutzung für gewerbliche und kulturelle Zwecke.“*

Sherwins Texteingfügungen waren nicht berücksichtigt. Dennoch erklärte er in seiner Ansprache: „Für unsere Familie ist heute ein Ehrentag, den wir in Freude mit Ihnen begehen möchten.“ Und was er als Textergänzung gedacht hatte, fasste er nun in gesprochene Worte: „Wir bedanken uns für die freundschaftliche Weise, in der unsere Eltern – die Kinder und Erben von Siegmund und Toni Grünebaum – und die Firma und Familie Pötz kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eine für beide Parteien günstige Endregelung für die Übereignung des Geschäftes erreichen konnten.“²³ Es waren Worte, die Jahre später noch Bedeutung erlangen sollten. Sherwin dankte Margit Naarmann für ihre „langjährigen und tiefgehenden Forschungen“ und erklärte: Wenn wir etwas über das Leben unserer Vorfahren lernen möchten, wenden wir uns zuerst an Dr. Naarmann.“ Sherwin sprach vom Glück, das alle Paderborner Grünebaums gehabt hätten, die Verfolgung durch die Nazis durch Auswanderung überleben zu können. „Wir bedanken uns für die Freiheit, die Amerika unseren Familien gegeben hat, ein bescheidenes jedoch wundervolles neues Leben in einem neuen Land aufzubauen“. Sherwin schaute auf die Besuchergruppe aus den USA: „Mit all diesen Kindern und Enkelkindern der Grünebaums haben wir jetzt die vierte Generation seit dem Krieg erreicht, die in Freiheit lebt, die die jüdische Tradition der Familie bewahrt und die sich an die Familiengeschichte erinnert, ungeachtet der Anstrengungen von Hitler

²² „Gedenkplakette für eine bekannte jüdische Kaufmannsfamilie in Paderborn“, WV vom 26.5.2001.

²³ SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

und seiner Bande, uns eine Zukunft zu verweigern.“ Walter Sherwin sprach auch seinen Dank an die Stadt Paderborn und Deutschland als Ganzem für die großen Bemühungen aus, „sich mit den schrecklichen Ereignissen der dreissiger und vierziger Jahre ständig auseinanderzusetzen“.

Die Resonanz auf die Enthüllung der Gedenktafel in Paderborn fiel keineswegs ungeteilt positiv aus. „Klein und kümmerlich wirke die neue Plakette am Haus Pötz. Wer in 10 Metern Entfernung vorbeischlendere, habe gute Chancen, die etwa 40 mal 30 Zentimeter große Plexiglasscheibe mit den kleinen schwarzen Lettern auf der hellen Sandsteinmauer zu übersehen, befand die Berichterstatterin der Neuen Westfälischen. Der Text der Tafel lasse jede Verstrickung in die deutsche Geschichte vermissen. „Es ist schade: Mit einer deutlich dem Juden Grünebaum gewidmeten und auffälligeren Gedenktafel hätte man ein klares Zeichen setzen können: für die Verdienste einer alten Paderborner Familie und für das Nicht-Vergessen des dunkelsten Kapitels unserer Geschichte. Herausgekommen ist nichts Halbes und nichts Ganzes.“²⁴

Nach der Rückkehr aus Deutschland mailte ein zufriedener Walter Sherwin am 15. Juni 2001 an Margit Naarmann, die ganze Reise, die u.a. auch nach Berlin, Erfurt und Weimar führte, sei „ein großer Erfolg“ geworden. „In Paderborn hätte es nicht besser gehen können.“ Mit seiner überraschenden Einladung an die Presse habe Bürgermeister Paus „politische Klugheit“ bewiesen. „Es war auch beeindruckend, dass er drei Stunden mit uns verbrachte. Und die furchterregende Frau Löwe benahm sich wie eine zahme Miezkatze und brachte sogar ihre zwei Enkel mit.“ Aber auch Sherwin war nicht entgangen, dass die Erinnerungstafel eine Nummer zu klein ausgefallen war. „Glaubst Du“, fragte er Naarmann, „dass die Stadt eine sichtbarere Plakette eines Tages anbringen wird?“

Eines Tages – bis dahin sollten noch weitere fast 20 Monate ins Land ziehen. Mehrfach wurde in Leserzuschriften an die Paderborner Zeitungen heftige Kritik an der Erinnerungstafel laut. Aufhorchen ließ ließ etwa ein Leserbrief von Wolfgang Schöler, der in Paderborn aufgewachsen und inzwischen Mitglied der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit geworden war. „Ich bedaure es zutiefst, dass man im heutigen Sprachgebrauch nicht bei dem Namen ‚Haus Steinberg-Grünebaum‘ geblieben ist. Als ich jetzt vor der Tafel an der Ecke zum Kötterhagen [früherer Name einer an den Rathausplatz grenzenden Gasse, WST] stand, habe ich mich als Bürger der Stadt richtig für diese dürftige, um nicht zu sagen schäbige Erinnerungstafel geschämt. Wäre diese ehrenwerte Familie nicht einer etwas größeren Tafel in Bronze wert gewesen, wie man sie an derartigen historischen Häusern findet und wie man sie z.B. zur Erinnerung an den Priester Franz Stock an dem nach ihm benannten Platz angebracht hat? Mir ist nicht bekannt, auf welche Weise die Familie Pötz in den Besitz des Hauses gekommen ist. Ich weiß nur, daß die Familie Steinberg-Grünebaum das Haus im Rahmen der Arisierung verloren hat. Warum sollte die Familie Pötz sich scheuen, einer Bronzetafel zuzustimmen, wie sie üblicherweise zur Erinnerung an

24 BIGOTT, Rebecca: Kommentar „Nichts Halbes und nichts Ganzes“, in: NW vom 29.5.2001.

Menschen angebracht wird, die einmal dem jeweiligen Gebäude verbunden waren?“²⁵

„Die von mir kritisierte Plakette ist [...] geeignet, als Vertuschungsversuch eines grässlichen Teiles unserer Geschichte verstanden zu werden. Mit historischen Halbheiten und Lügen durch Weglassen ist der richtigen Beurteilung der schrecklichen Zeit unter Hitler nicht gedient. Das Gegenteil wird erreicht.“ Das schrieb ein Geschäftsnachbar vom Rathausplatz, der einflussreiche CDU-Mittelständler Paul Schmandt (1930-2012), am 11. Oktober 2002.²⁶ Die Kritik an der Bezeichnung „Haus Pötz“ flammte erneut auf, als im Januar 2003 der für den Sommer geplante Einzug der Systemgastronomie „Bar Celona“ in dessen Erdgeschoss bekannt gegeben wurde. „Die Familie Pötz zog erst nach dem Krieg ein, außerdem verbinden vor allem ältere Paderborner mit diesem Namen den wenig ruhmreichen Besitzerwechseln unter den Nationalsozialisten, schrieb der Paderborner Friedrich Koch.“²⁷

„Wieso wird [...] erneut die kaum zu ertragende Bezeichnung ‚Haus Pötz‘ für das zwangsarisierte Gebäude verwendet? Hier fehlt es in Paderborn an jeglichem historischen Gespür bzw. man will die geschichtlichen Tatsachen totschweigen. Nennen Sie das Gebäude wie Sie wollen, aber bitte nicht ‚Haus Pötz‘,“ empörte sich Ralf R. Eichmann in derselben Zeitungsausgabe.²⁸

Nun dauerte es nicht mehr lange, bis auch die Stadt reagierte. „Herr Walter Sherwin aus Bethesda, USA, hatte vor einiger Zeit den Vorschlag unterbreitet, den Text auf der Erinnerungstafel zu ergänzen und die Tafel zu vergrößern. Wir hatten daraufhin die Eigentümerin des Gebäudes, Frau Hanne L. Loewe aus Bielefeld und ihren Enkel, Herrn Rechtsanwalt Grabensee aus Düsseldorf, gebeten, dem Wunsch zu entsprechen. Erfreut kann ich Ihnen mitteilen, dass die Eigentümerin und Herr Grabensee ihr Einverständnis erteilt haben. Allerdings haben sie sich bei der Auswahl des Materials der Tafel nicht für eine Ausfertigung in Bronze, sondern für Plexiglas entschieden. Das entspricht im Übrigen einem grundsätzlichen Beschluss des Kulturausschusses, der sich für die Beschilderung von öffentlichen Gebäuden für Plexiglas entschieden hat. Voraussichtlich in der nächsten Woche wird die bisherige Tafel ausgetauscht werden.“ So heißt es in einem Schreiben, das Bürgermeister Heinz Paus am 25. Februar 2003 an Margit Naarmann richtete. Paus bat die Historikerin, eine entsprechende Nachricht an Walter Sherwin zu übermitteln. Die Zustimmung von Hanne L. Loewe und ihres Enkels sei „uneingeschränkt“ erfolgt, schrieb Paus. Die vergrößerte Tafel mit ebenfalls vergrößerten Buchstaben ermögliche „eine deutlich bessere Lesbarkeit des Textes“.

Anfang März berichtete das Westfälische Volksblatt unter der Überschrift „Debatte um Plakette jetzt beendet – Erweiterte Inschrift am ‚Kaufhaus Grünebaum‘ über die Installa-

25 SCHÖLER, Wolfgang, Leserbrief „Familie Steinberg-Grünebaum hat Besseres verdient – Die Erinnerung wach halten“, in: WV vom 23.2.2002; SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

26 SCHMANDT, Paul, Leserbrief „Haus Pötz: Beschilderung ist lückenhaft – Plakette wird Opfern nicht gerecht“, in: WV vom 11.10.2002 und „Unwahre Plakette“, in: NW vom 25.10.2002; SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

27 KOCH, Friedrich, Leserbrief „Beim Namen der Gründer bleiben“, in: NW vom 17.1.2003; SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

28 EICHMANN, Ralf R., Leserbrief „Haus Pötz‘ nicht zu ertragen“, in: NW vom 17.1.2003; SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

tion der neuen Tafel. Mit der erweiterten Inschrift würden „jetzt alle Belange gewürdigt und berücksichtigt“. Das Wort Arisierung wurde wie bei der ersten Tafel vermieden. Und der Ausgang des Wiedergutmachungsverfahrens von 1950, das in einem Vergleich mit einer Zahlung von 210.000 DM durch die Firma Pötz an die Erben Grünebaum endete, wurde zur „freundschaftlichen Übereignungsendregelung“ schöngeschrieben. Das war genau der Wortlaut jener „Texteinfügung“, die Walter Sherwin am 23. November 2000 dem Stadtarchiv vorgeschlagen hatte.

Diese zweite Erinnerungstafel hatte folgenden Wortlaut:

*„Ehemaliges Kaufhaus Steinberg & Grünebaum 1909/10 erbaut nach Plänen des Warenhausarchitekten Otto Engler, Düsseldorf, im Auftrag des jüdischen Kaufmanns Siegmund Grünebaum (*1856 in Geseke, † 1935 in Paderborn) anstelle des alten Geschäftshauses von Steinberg & Grünebaum. Markantes Beispiel klassischer Warenhausarchitektur in Deutschland. Auflösung der Firma Steinberg & Grünebaum aufgrund antijüdischer Gesetze und Boykottmaßnahmen in den 30er Jahren. Nach Verpachtung (1936) und Veräußerung (1941) Modehaus Pötz GmbH. 1945 schwer beschädigt. 1950 freundschaftliche Übereignungsendregelung mit Erben Grünebaum. Seitdem Nutzung für gewerbliche und kulturelle Zwecke.“²⁹*

Am 12. Dezember schrieb Walter Sherwin an Margit Naarmann: „Ich bin froh, dass wir die Schwierigkeiten mit dem Schild am Haus Pötz noch während Frau Loewes Lebenszeit überwinden konnten.“ Und er fügte die Frage an: „Ist Herr Grabensee jetzt der Leiter der Firma?“

Weil es wegen der Bestuhlung der Außengastronomie der „Bar Celona“ zunehmend schwieriger wurde, auf dem Rathausplatz mit Menschengruppen bei Besichtigungen nahe an die Tafel an der Ecke Rathausplatz/Kamp heranzutreten, etwa bei Führungen „Paderborn auf jüdischen Spuren“ der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, wurde die Tafel einige Zeit später auf Bitten dieser Gesellschaft neben den Hauseingang am Kamp verlegt – genau dorthin, wo am 25. Juli 2024 die neue Tafel aus Bronze angebracht wurde.

Die „freundschaftliche Übereignungsendregelung“ hielt auch Einzug in den Pressebericht vom 27. Januar 2023, mit dem die Bundvolksbank OWL den Kauf des „Hauses Pötz“ am Rathausplatz bekanntgab. Seit 2002 war sie bereits dessen Mieterin gewesen. Auch in dieser Pressemitteilung blieb beim Blick in die Historie der Immobilie das Wort „Arisierung“ außen vor.³⁰ Zum Zeitpunkt des Verkaufs fungierte Philipp Grabensee, der Urenkel von Jacob Pötz, als geschäftsführender Gesellschafter der Pötz GmbH & Co. KG. Als deren Unternehmenssitz wurde Kreuztal genannt. Über den Kaufpreis, so die Bank, sei Stillschweigen vereinbart worden.

²⁹ Wortlaut dokumentiert in: WV vom 1.3.2003; SKAP, Nachlass Margit Naarmann, S1/114/110.

³⁰ Pressemitteilung der Bundvolksbank Paderborn vom 27.2.2023 „Bundvolksbank OWL eG kauft „Haus Pötz“ am Rathausplatz“; Siehe auch STÜKEN, Wolfgang, Leserbriefe „Völlig verharmlosend und Irreführend“, NW vom 2.2.2023, und „Das Wort ‚Arisierung‘ wird nicht verwendet“, NW vom 16.2.2024.

Auch andere Unternehmen meiden möglichst jeden Hinweis auf ihren Anteil an der „Entjudung“ der deutschen Wirtschaft. So listete die Paderborner Firma F. Klingenthal GmbH, die vier Textilhäuser in Ostwestfalen betreibt, im September 2024 in ihrem Jubiläums-Magazin „150 Jahre Mode auf den Punkt“ in einer Zeitleiste für das Jahr 1938 die „Übernahme des Kaufhauses in Herford“ auf. Kein Wort, dass es sich dabei um die Arisierung des jüdischen Kaufhauses von Emmi Herzfeld durch Franz Klingenthal (1880-1955) handelte. Kein Wort, dass 1939 das benachbarte Herforder Einheitspreisgeschäft „Wohlwert“ der jüdischen Eigentümer Max und Erich Hoffmann ebenfalls von Klingenthal übernommen wurde. Während die Familie Herzfeld ebenso wie die Paderborner Grünebaums noch rechtzeitig auswandern konnten, wurden die Brüder Hoffmann im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet.³¹

Hinsichtlich des Beginns der Arisierung des Hauses Grünebaum im Jahre 1936 und der Übernahme des Geschäftsbetriebs durch den Düsseldorfer Verleger Jakob Pötz sind auch fast neun Jahrzehnte später noch Fragen offen. „Wie die Verbindung zu Pötz zustande kam, ist nicht bekannt, aber es ist eine Tatsache, dass Makler in ganz Deutschland mit der Verwertung jüdischen Vermögens beauftragt waren,“ schrieb Margit Naarmann 1998.³² Vier Jahre später schilderte sie in ihrem Buch „Eine ‚vernünftige‘ Auswanderung“, dass bereits zum 1. April 1934 die am Marienplatz gelegene Abteilung für Herren- und Knabenbekleidung „in nichtjüdische Hände übergegangen“ war.³³ Diese Abteilung wurde vom früheren Hettlage-Geschäftsführer Johannes Rodenbüsch aus Düsseldorf übernommen.³⁴ Das geschah bereits ein Jahr vor dem Tod von Siegmund Grünebaum, des Begründers des Paderborner Familienzweigs der Grünebaums und Bauherrn des Geschäftsneubaus am Rathausplatz. Im Alter von 78 Jahren starb dieser am 24. März 1935.

Siegmunds ältester Sohn Ludwig (1900-1993) und Nachfolger in der Geschäftsleitung sah angesichts der immer bedrängender werdenden antijüdischen Politik des NS-Staates und der Boykottmaßnahmen keine Zukunft für die Weiterführung von Steinberg & Grünebaum und bot das Geschäftshaus in der Frankfurter Zeitung zum Verkauf an. Das geschah vermutlich Ende Oktober 1935. Ludwig Grünebaum informierte über diesen Schritt am 1. November 1935 seinen Vetter Erich Grünebaum, der seit 1926 Mitinhaber des Hamburger Bankhauses Simon Hirschland und in Wirtschaftskreisen gut vernetzt war.³⁵

Vielleicht war es diese Chiffreanzeige in vom 31. Oktober 1935 (Frankfurter Zeitung und Handelsblatt): „In Garnisonstadt Mitteldeutschlands Geschäftshaus in sehr guter Lage unter günstigen Bedingungen alsbald zu verkaufen.“ Auch Ludwigs ältere Schwester, die Volkswirtin und – seit 1932 – Personalleiterin bei Steinberg & Grünebaum, Dr. Klara Grünebaum (1898-1993) wandte sich am 12. Mai 1936 an den Vetter in Hamburg. Inzwischen war nach der Verkaufsofferte mehr als ein halbes Jahr vergangen, und es gab Interes-

31 BRAUN, Hartmut, Denkanstöße im Parkhaus-Zelt, in: Neue Westfälische, Herforder Kreisanzeiger, vom 27.11.2010.

32 NAARMANN V, S. 179.

33 NAARMANN I, S. 114.

34 NAARMANN V, S. 178 f.

35 Zu Erich Otto Grünebaum gibt es voneinander abweichende Lebensdaten. Der aktualisierte Stammbaum der Familie Grünebaum in NAARMANN II, S. 7, nennt 1902-1988, der „Guide to the Papers of the Hirschland Bank and Family 1819-1999“, AR 25638, im Center for Jewish History in New York (NY) 1911-1957.



Vielleicht war es diese Chiffreanzeige in der Frankfurter Zeitung vom 31. Oktober 1935, mit der Ludwig Grünebaum 1935 seine Suche nach einem Käufer für das Geschäftshaus am Rathausplatz begann. Reproduktion: Stüken

senten. „Der Fall liegt nämlich so, dass wir mehrere Leute an der Hand haben, die teils 100.000,- teils 150.000,- Anzahlung geben können & bei Übernahme des Warenlagers & Geschäftes den Rest stehen lassen wollen, um ihn innerhalb von 3 Jahren etwa abzubezahlen. Soll man das machen, fragt Ludwig. [...] Ist es also nicht empfehlenswert, sich mit einer Teilsumme als Anzahlung einverstanden zu erklären? Dabei ist zu beachten, dass der Betrieb nicht mehr einen seinen [muss heißen: seinem, WST] Spesenapparat angemessenen Umsatz erreicht, sondern mit Verlust arbeitet.“³⁶ Ludwig sei jetzt unterwegs und wolle eventuell „einige Interessenten an den Stätten ihrer Wirksamkeit beugen“. Das ließ auf Interessenten aus der Textilbranche schließen.

Aber möglicherweise kam es ganz anders. Ich bin der Ansicht, dass es letztlich nur einer Information vom Rathausplatz 7 über die Straße hinweg ins Verlagshaus Schöningh bedurfte. Der Herausgeber des Westfälischen Volksblatts, Dr. Hans Schöning (1890-1955), hatte in langjährigen Geschäftsbeziehungen zu Steinberg & Grünebaum gestanden. Das jüdische Kaufhaus zählte zweifellos seit langem zu den besten Anzeigenkunden des WV. Und Ludwig Grünebaum hielt gegenüber dem WV-Verleger im Herbst 1935 beim Gespräch unter Nachbarn sicher nicht mit der Absicht hinter dem Berge, dass er Verkaufsabsichten hegte. Vielleicht wurde Schöningh sogar konkret von Ludwig Grünebaum gefragt, ob ihm möglicherweise potenzielle Kaufinteressenten bekannt seien. Da musste Schöningh nicht lange überlegen. So wie er selbst mit seiner ehemaligen Zentrums-Zeitung dem zunehmenden Gleichschaltungsdruck der Nazis ausgesetzt war, so erging es auch dem weitaus mächtigeren katholischen Düsseldorfer Verlegerkollegen Jakob Pötz (1888-1948). Beide kannten sich aus der Zentrumsparterie, die am 24. März 1933 Hitlers Ermächtigungsgesetz zugestimmt und sich am 5. Juli 1933 selbst aufgelöst hatte. Beide kannten sich aus dem bis 1933 existierenden Verein Deutscher Zeitungsverleger, obendrein wahrscheinlich

³⁶ NAARMANN I, S. 115.

aus dem Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungsverleger-Verein (Bochum), ganz sicher aber auch aus dem 1878 in Düsseldorf gegründeten Augustinus-Verein zur Pflege der katholischen Presse, der bis 1934 existierte.

In dem Buch „Hirten unter Hitler – Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit“ hatte ich vor 25 Jahren angesichts der beiden katholischen Verleger Jakob Pötz (Düsseldorf) und Dr. Hans Schöning (Paderborn) bereits von einer „katholischen ‚Arisierungs‘-Seilschaft“ geschrieben.³⁷ Beim Blick auf den Notar, der die beiden Phasen der Arisierung von Steinberg & Grünebaum beurkundete, fällt beim Namen Auffenberg noch etwas auf. Der Jurist Carl Auffenberg (1873-1945) war als Gründungsgesellschafter- und zugleich Aufsichtsratsmitglied der 1910 gegründeten Kapitalgesellschaft Westfälisches Volksblatt AG Teil der Führung des Verlages³⁸, und als solcher sicherlich die erste Wahl und Empfehlung von Verleger Dr. Hans Schöning, als es um die Auswahl des Notars für die Beurkundung der Arisierung ging. Vom Verlegerkollegen Pötz als neuem Inhaber des jüdischen Kaufhauses konnte sich Schöningh weiter gute Anzeigenaufträge für das WV erhoffen, für das er nun als Drucker einer NS-Zeitung fungierte. Nach der durch die Nazis erzwungenen Übertragung der Verlagsrechte des Volksblattes an die zum NS-Pressetrust gehörende Vera GmbH, die durch notariellen Vertrag vom 18. Februar 1936 erfolgte (erzielter Verkaufspreis: 256.000 Mark) und die gleichzeitig das Ende der Volksblatt AG bedeutete³⁹, hatte sich Schöningh für seine Zeitungsdruckerei den Auftrag zur Herstellung des nun als NS-Organ erscheinenden WV gesichert. Ebenso hatte in Düsseldorf Jakob Pötz mit dem von den Nazis erzwungenen Verkauf seines Zeitungskonzerns, zu dem unter anderem das Düsseldorfer Tageblatt und die Neusser Zeitung gehörten an die Vera GmbH zum 1. Mai 1936, mehr als 550.000 Reichsmark erlöst und obendrein einen langfristigen Druckauftrag für die zu seinen bisherigen Konzerntöchtern gehörenden Druckereien erhalten.

Nach der Übernahme des Geschäftsbetriebs von Steinberg & Grünebaum zeigte die Pötz GmbH am 3. Oktober 1936 im Westfälischen Volksblatt die erfolgte Geschäftsübernahme an. Unter dem in großen Lettern gedruckten Namen „Pötz“, der in eine Zeichnung des Geschäftshauses ragte, stand in kleinerer Schrift „früher: Steinberg & Grünebaum, Paderborn, Rathausplatz 7“, und am Fuß der Anzeige die Information „Jetzt in deutschem Besitz“. Wenige Wochen später empfahl sich die Pötz GmbH in einer weiteren Anzeige am 22. Oktober 1936 zu „Klein-Libori“ als „das Haus des vorteilhaften Einkaufs und des guten Geschmacks“. Zu Libori 1937 war der Name Steinberg & Grünebaum aus der Werbung der Pötz GmbH verschwunden. In einer Anzeige zum beginnenden Sommer-Schluss-Verkauf wurde der im Jahr zuvor erfolgte Besitzerwechsel mit dieser Werbeaussage übergangen: „Seit nahezu 70 Jahren die bevorzugte Einkaufsstätte für Paderborn Stadt und Land“. Neben

37 STÜKEN, Wolfgang, Hirten unter Hitler – Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit, Essen 1999, S. 118, Neuausgabe Norderstedt 2021, S. 277.

38 HIPPE, Jens, Die Paderborner Pressegeschichte vom Ende des Kulturkampfes bis zur Nachkriegszeit, in: PHM Nr. 12, Heft 2, Paderborn 1999, S. 87 f.

39 Laut der Anordnung des Präsidenten der Reichspressekammer, Max Amann, vom 24. April 1935, nach der Aktiengesellschaften nicht länger Zeitungen publizieren durften, wäre das Ende der mit einem Grundkapital von 300.000 Mark ausgestatteten Westfälisches Volksblatt AG ohnehin nahe gewesen. Der mit dem WV konkurrierende „Paderborner Anzeiger“ musste aufgrund dieser Anordnung im Sommer 1935 eingestellt werden.



*War es das gedruckte Dankeschön eines Düsseldorfer Verlegers an seinen Paderborner Kollegen? Anzeige aus dem Westfälischen Volksblatt vom 24. Juli 1937.
Reproduktion: Stüken*

dieser Pötz-Anzeige im WV vom 24. Juli 1937 fällt ein weiteres, kleineres Inserat im Anzeigenteil derselben Ausgabe auf: Unter einer gezeichneten Teilansicht der Stadt am Rhein und einer Rheinbrücke war dieser Text zu lesen: „Düsseldorf und das Düsseldorfische Tageblatt sind ein Begriff!“ Dass eine rheinische Regionalzeitung völlig außerhalb ihres Verbreitungsgebietes für sich in westfälischen Paderborn die Werbetrommel rührte, machte eigentlich keinen Sinn. Es sei denn, man betrachtet dieses Inserat als Zeichen des Dankes eines Düsseldorfer Besitzers von Zeitungsdruckereien (und Besitzers eines Paderborner Modehauses) an einen Paderborner Kollegen aus der Zeitungsbranche, der seinen Sitz unweit jenes Modehauses und ihm im Jahr zuvor den Tip zur Arisierung dieses Modehauses gegeben hatte. Das alte Verlagsarchiv Schöningh kann darüber keine Auskunft mehr geben. Es

wurde 1945 bei der Bombardierung Paderborns gegen Ende des Zweiten Weltkriegs fast vollständig vernichtet.⁴⁰ Wie Jakob Pötz investierte auch Dr. Hans Schöningh den Erlös aus dem Verkauf seiner Zeitung an den Presstrust der Nationalsozialisten in die Arisierung. Nachdem er 1937 in die NSDAP eingetreten war, übernahm er 1938 mit einem Teilhaber

⁴⁰ Das ab 1945 geführte neue Verlagsarchiv wurde 2018, ein Jahr nach der Übernahme des Schöningh-Verlages durch die niederländische Verlagsgruppe Brill, dem Stadt und Kreisarchiv Paderborn übergeben.

die Betriebsanteile der jüdischen Familie Rosenthal an den Neuhauser Mühlenwerken.⁴¹

Der ehemalige Zentrumsolitiker und Notar Carl Auffenberg wurde mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter 1945 beim großen Bombenangriff am 27. März 1945 in seinem Haus an der Paderborner Liboristraße getötet.⁴² Sein Sohn Dr. Karl Auffenberg (1907-1998), der 1933 in die väterliche Anwaltspraxis eingetreten war, hatte sein Referendariat in der Kanzlei des jüdischen Rechtsanwalts und Notars Dr. Albert Rose (1882-1969) absolviert, der 1938 Berufsverbot erhielt und in der Pogromnacht verhaftet wurde. Schon drei Jahre zuvor war ihm das Notariat entzogen worden. Dr. Karl Auffenberg, der spätere langjährige Paderborner Schützenoberst (Amtszeit 1961-1986), hatte aufgrund seiner Verbindungen zur Kanzlei Rose an der Friedrichstraße vermutlich viel tiefere Einblicke in die Ausgrenzungsmaßnahmen der Nationalsozialisten gegen jüdische Bürger als sein Vater, der seit 1918 auch als Erzbischöflicher Justitiar und Domsyndikus tätig war. Dr. Karl Auffenberg vertrat später den in die USA emigrierten Dr. Albert Rose in Sachen Wiedergutmachung.⁴³ Er knüpfte und pflegte in der Nachkriegszeit Kontakte zu einer Reihe von ehemaligen jüdischen Paderbornern, die in der NS-Zeit emigriert waren. 1995 schrieb Dr. Karl Auffenberg für „Die Brücke“, Paderborner Zeitung von Älteren für Ältere, einen Bericht über das Geschäftshaus Steinberg & Grünebaum am Rathaus sowie die Familie Grünebaum. Kein Wort, dass sein Vater als Notar an der Arisierung dieses „markanten, vielen nur als Haus Pötz bekannten Gebäudes“ beteiligt gewesen war. Dann verwechselte Auffenberg auch noch die 1936 erfolgte Geschäftsübernahme durch die Firma Pötz mit dem tatsächlich erst 1941 abgewickelten Verkauf des Gebäudes. Auffenberg vermied es, die Verdrängung und Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben durch die Nazis beim Namen zu nennen. Nach seinen Worten geschah der Verkauf „unter dem Druck der Zeitverhältnisse“.⁴⁴

Ob sich auch der Verlag Ferdinand Schöningh, der 1997 sein 150-jähriges Bestehen feiern konnte, in seinem Jubiläumsjahr dem Druck von Zeitverhältnissen ausgesetzt sah? Der Verlag, der unter anderem stolz auf sein umfangreiches Wissenschaftsprogramm verweisen konnte, blendete in seiner Jubiläumsschrift sowohl in der „Zeittafel“ der Verlagsgeschichte als auch im Abschnitt über „Die Entwicklung des Westfälischen Volksblatts bis zur Übernahme durch die NSDAP“ konsequent (und unwissenschaftlich) einen Namen völlig aus: Den von Dr. Hans Schöningh.⁴⁵

Jakob Pötz, der Düsseldorfer Verleger, war in der NS-Zeit nicht nur Paderborner Modehaus-Besitzer geworden, sondern hatte laut einem Schnellbrief der NSDAP-Gaulei-

41 Siehe dazu: NAARMANN, Margit, Die Familie Rosenthal in Neuhaus. Porträt einer jüdischen Unternehmergegeneration. Aus Anlass der Benennung des Emilie-Rosenthal-Weges in Schloss Neuhaus am 17. April 1996. Paderborn 1996. Siehe ferner: NAARMANN V, S. 423 ff.

42 VON HINDENBURG, Barbara, Biographisches Handbuch der Abgeordneten des Preußischen Landtags. Verfassungsgebende Preußische Landesversammlung und Preußischer Landtag 1919-1933, Frankfurt am Main 2017, S. 233 ff.

43 NAARMANN III, S. 38.

44 AUFFENBERG, Karl, Steinberg & Grünebaum am Rathaus, in Die Brücke Nr. 48, Paderborn 1995.

45 KIENECKER, Michael, THIELE, Saskia, VOSSHANS, Christiane, ENZIAN, Georg, SCHÖNINGH, Ferdinand, WERB, Volker, Verlag Ferdinand Schöningh 1847-1997, Paderborn 1997. Die nicht mit einer internationalen Buchnummer (ISBN) versehene 79-seitige Schrift war nicht im Buchhandel erhältlich.

tung Düsseldorf vom 15. Januar 1940 an den Mindener Regierungspräsidenten auch ein Lichtspielhaus in Kohlscheid bei Aachen und – an einem nicht näher bezeichneten Ort – ein Sägewerk übernommen.⁴⁶ In der Nachkriegszeit vermied es die Familie Pötz beharrlich, in die Nähe des Themas Arisierung gerückt zu werden. Das hatte einen Grund: Der katholische Verleger, von den Nazis als „restlos dem römischen Männerbund“ verschriebener Mensch abgelehnt, versuchte einen Neustart – in der Politik des neu entstandenen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen. Das 1996 vom Präsidenten des Landtags NRW herausgegebene Buch „50 Jahre Landtag Nordrhein-Westfalen – Das Land und seine Abgeordneten“ listet Pötz als Abgeordneten der Deutschen Zentrumspartei in der sogenannten ersten Ernennungsperiode vom 2. Oktober 1946 bis 19. Dezember 1946, also in der Zeit vor der ersten Landtagswahl 1947.⁴⁷ In seiner kurzen Biografie ist dort für die NS-Zeit vermerkt: „1936 zwangsweise Abgabe aller Verlage an eine Treuhandgesellschaft in Berlin.“ Dass er 1936 auch unter den Arisierern zu finden war, blieb unerwähnt.



Der Wiederaufbau des Rathauses läuft. Von großen Kriegsschäden an den Außenmauern des „Hauses Pötz“ kann bis auf die fehlenden Engelköpfe über dem Hauseingang rechts keine Rede sein. Eine Aufnahme aus dem Jahre 1948. Foto: Franz-Josef Tudyka / Stadt- und Kreisarchiv Paderborn

⁴⁶ Landesarchiv NRW, Abteilung Ost-Westfalen-Lippe, Bestand M 1 I P, Nr. 1454, Blatt 178.

⁴⁷ Band 9 der Schriften des Landtags Nordrhein-Westfalen (Düsseldorf), S. 417.

Überlegungen zu drei gravierten Messinggrabplatten des 14. Jahrhunderts im Paderborner Dom

Hans Gerd Dormagen

Der Dom zu Paderborn beherbergt drei äußerst gut erhaltene gravierte Grabplatten des 14. Jahrhunderts aus Messing. Als Einlagen steinerner Deckplatten schlossen sie Grabmäler der Bischöfe, die in Tumbenform etwas über das Fußbodenniveau des Domes herausragten. Alle drei hatten ihren Standort über Grabstätten im Langhaus des Domes, das die Paderborner Bischöfe sich als Begräbnisplatz vorbehalten hatten. Durch die erhöhte Anordnung war ein Schutz vor Abnutzung gegeben, den Kirchenbesucher beim Betreten der empfindlichen, gravierten Oberfläche verursacht hätten. Auf eine Beschreibung der Platten wird hier verzichtet, da dies schon oft und ausführlich geschehen ist.¹

Dass die Messingplatten waagrecht auf den Grabstätten platziert waren, lässt sich aus dem beim Umschreiten jeweils von der gegenüberliegenden Seite lesbaren, nach innen gerichteten Schriftrand folgern. Erst bei der barocken Umgestaltung des Paderborner Domes wurden die Tumben im Jahre 1652 eingeebnet und die Messingteile vertikal an Wänden und Pfeilern neu aufgerichtet. Die Kosten hierfür beliefen sich auf vier Taler.²

Standorte der Grabplatten

Nach Nikolaus Schaten wurde Bischof Bernhard V. zur Lippe (amt. 1321–1341) unter einem sorgfältig bearbeiteten, edlen Monument in der Mitte seiner Kirche beigesetzt.³ Die von ihm erwähnte, darüber schwebende Krone wird wohl nicht, wie die Wappen, ein fester Bestandteil der Grabplatte gewesen sein. Vielmehr mag man darunter eine Lichtkrone sehen, einen Radleuchter, der schwebend das Himmlische Jerusalem symbolisch darstellen sollte.⁴ Die Paderborner „corona“ ist vernichtet, über ihre ehemalige Position kann nur spekuliert

1 Zuletzt mit Hinweisen auf ältere Literatur bei: BRANDT, Hans Jürgen/HENGST, Karl: Die Bischöfe und Erzbischöfe von Paderborn, Paderborn 1984, S. 141–153 und 156–160; BÖHM, Gabriele: Mittelalterliche figürliche Grabmäler in Westfalen von den Anfängen bis 1400, Münster/Hamburg 1993, S. 172–183; WOLKEWITZ, Ursula: Die gravierten Messinggrabplatten des 13. und 14. Jahrhunderts im Bereich der norddeutschen Hanse – ihre Herkunft und ihre Bedeutung, Kassel 2014, S. 50 f., 72–74.

2 STOLTE, Bernhard: Der Dom zu Paderborn, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 63^{II} (1905), S. 118–158, hier S. 124.

3 SCHATEN, Nicolaus: Annalium Paderbornensium, pars II, complectens imprimis fusiorem Episcoporum Paderbornensium deinde Succinctiorem Historiam reliquorum per Westfaliam et Saxoniam Antistitum ..., Neuhaus 1698, S. 294: „... in medio Basilicæ, monumentumque illi, opere elaborato ac supra humum paululum erecto ...“.

4 KROOS, Renate: Grabbräuche – Grabbilder, in: SCHMID, Karl (Hg.): Memoria der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, S. 285–353, hier S. 350.

werden.⁵

Die Metallteile der Grabplatte Bernhards, also Umschrift und Bildnis des Bischofs, sind heute auf der Nordseite des südwestlichen Vierungspfeilers auf ein glattflächiges Putzbett aufgelegt. Hier befanden sie sich auf jeden Fall schon 1899, damals allerdings noch auf rauem Untergrund.⁶ Bis zur Restaurierung des Domes in den 1860er Jahren war ihr Standort auf der Nordseite des vierten Pfeilers (von Westen) im Langhaus.⁷ Dass Marc Grellert und Hristo Kunchew sie dort bis in die 1930er Jahre lokalisierten, ist demnach ein Fehler.⁸

Vermutlich kamen schon bei der Umlegung während der Barockisierung Teile des Schriftrandes abhanden. Alle Abbildungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigen die Platte mit einer dreiseitigen Anordnung des aus zehn Abschnitten bestehenden Restes der originalen Umschrift. Da die Reihenfolge fehlerhaft war, blieb der Text unverständlich. Heute ist diese Unstimmigkeit korrigiert. Die beiden fehlenden Stücke sind zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu geschaffen und gemeinsam mit den ursprünglichen Partien neu positioniert worden.

Die Metallauflagen der Platte des Heinrich III. Spiegel zum Desenberg (amt. 1361–1380) sind heute auf der Südseite des nordwestlichen Vierungspfeilers, also vis à vis der vorigen Platte, ebenfalls auf einem ebenen Putzbett angebracht.

Bis zur barocken Umgestaltung des Domes 1652 schmückten die Messingteile die steinerne Deckplatte der Tumba des Bischofs vor dem Eingang der Vituskapelle.⁹ Diese Kapelle, die vierte von Westen im Winkel des Südquerarmes und des Seitenschiffs, hatte Bischof Heinrich III. zu Ehren des heiligen Vitus gestiftet. 1381 bekunden seine Testamentsvollstrecker, dass sie in der Kapelle entsprechend seinem Letzten Willen einen Altar dotiert hätten.¹⁰ Nach dem 30jährigen Krieg befand sich die Kapelle in ruinösem Zustand und erhielt erst 1706 ihre heutige Gestalt durch eine Stiftung des Domdechanten Ferdinand von Plettenberg und seines Zwillingbruders Bernhard.¹¹

5 HORCH, Caroline: Formen und Orte der Memoria (Memorialsysteme) in Kathedalkirchen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: STIEGEMANN, Christoph (Hg.): Gotik. Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa, Petersberg 2018, S. 370–375, hier S. 373.

6 LUDOLFF, Albert (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Paderborn, Münster 1899, S. 97; STOLTE, Bernhard: Der Paderborner Dom, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 61^{II} (1903), S. 61–144, hier S. 134; MICHELS, Paul: Ahnentafeln Paderborner Domherren nach Aufschwörungstafeln, Epitaphien und anderen Denkmälern, Paderborn 1966S. 191f. und 218, Lageplan 2).

7 BRAND, Franz Joseph: Der Dom zu Paderborn in historischer und artistischer Hinsicht dargestellt, Lemgo 1827, S. 72f.; GIEFERS, Wilhelm Engelbert: Der Dom zu Paderborn. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine zu Paderborn, Soest 1860, S. 41.

8 GRELLERT, Marc/KUNCHEW, Hristo: Virtuelle Rekonstruktion der barocken Ausstattung des Paderborner Doms, in: STIEGEMANN, Christoph (Hg.): Peter Paul Rubens und der Barock im Norden. Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn, Petersberg 2020, S. 235–238, Abb. zu Katalog-Nr. 6.

9 STOLTE, Dom 1903 (wie Anm. 6), S. 143f).

10 BRANDT/HENGST, Bischöfe (wie Anm. 1), S. 150; dies.: Felix Paderae Civitas, der heilige Liborius 836–1986. Festschrift zur 1150jährigen Feier der Reliquienübertragung des Patronen von Dom, Stadt und Erzbistum Paderborn, Paderborn 1986, S. 219 und 241f.

11 SCHATEN, Annalium (wie Anm. 3), S. 410; STOLTE, Dom 1903 (wie Anm. 6), S. 144; ders., Dom 1905 (wie Anm. 2), S. 124; TACK, Wilhelm: Die Barockisierung des Paderborner Doms, 1. Teil, in: Westfälische Zeitschrift 97^{II} (1947), S. 35–79, hier S. 42; ders.: Die Barockisierung des Paderborner Doms, 2. Teil, in: Westfälische Zeitschrift 98/99^{II} (1949), S. 34–76, hier S. 45f. und S. 55 und S. 61f.; FUCHS, Alois: Der Dom zu Paderborn, Paderborn 1936, S. 44.

Franz Joseph Brand und Wilhelm Engelbert Giefers sahen die metallenen Teile der Grabaufflage am vierten südlichen Pfeiler des Mittelschiffs vor der Chortreppe.¹² Hierhin waren sie 1652 verbracht worden. Albert Ludolff positionierte sie 1899 am nordöstlichen Vierungspfeiler.¹³ Dort waren die Teile wohl provisorisch auf rauen Putz montiert. Ein Foto dieses Zustandes zeigt Paul Michels, der 1966 die Platte dann allerdings auf die Ostseite des südwestlichen Vierungspfeilers verlagert sah.¹⁴

Die Einfassung mit der Originalinschrift wird wohl erst nach 1796 verlorengegangen sein, da Philippe Baert sie noch in diesem Jahr in seine *Inscriptiones sepulcrales* aufnahm.¹⁵ Der jetzt präsentierte Schriftrahmen ist eine Neuanfertigung aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Die Platte Bischof Ruprechts von Ravensberg (amt. 1390–1394) lag auf seinem Grab im Mittelschiff in der Vierung vor dem Kreuzaltar.¹⁶ Die genaue Lage lässt sich durch den Hinweis von Gobelin Person „ante altare sancte Crucis“ festlegen. Gleich zu Beginn der Barockisierung im Jahre 1652 wurde auch diese etwas über den Boden herausragende Tumba auf das Fußbodenniveau abgesenkt und die metallene Grabplatte an den „ersten Pfeiler links vor der Haupttreppe zu Chor“, den vierten Pfeiler (von Westen) des Langhauses verbracht. Hier ist sie auch auf einer virtuellen Rekonstruktion der barocken Ausstattung des Domes zu erkennen.¹⁷ Diesen Standort belegten noch Giefers und Ludolff.¹⁸ Schließlich gelangte die Platte an die Wand des östlichsten Jochs im nördlichen Seitenschiff zwischen dem Portal der Engelkapelle und dem nordöstlichen Querarm, dem sogenannten Hasenkamp.

Eine prominente Platzierung innerhalb der Kirche, möglichst in der Nähe eines Altars, war der sehnliche Wunsch vieler Gläubiger. Hier erhoffte man am Tage der Auferstehung die Hilfe und Fürsprache der Heiligen. Die Bischofsgrabmäler in Paderborn sind in der Längsachse der Kirche positioniert. Die Verstorbenen wurden mit Blick nach Osten bestattet. Ihr Blick war der aufgehenden Sonne entgegen und damit bei der Auferstehung am Jüngsten Tag auf das kommende Reich Gottes gerichtet.

Bischof Ruprecht starb sehr jung; er dürfte noch kein Testament gemacht haben. Originale der Testamente von Bernhard V. und Heinrich III. sind bisher in den Archiven unentdeckt, so dass eventuelle Regelungen im Hinblick auf den Begräbnisort, Gedächtnisfeiern und Anweisungen über das Aussehen der Grabplatten nicht vorliegen. Die Urkunde vom

12 BRAND, Dom (wie Anm. 7), S. 75; GIEFERS, Dom (wie Anm. 7) S. 42.

13 LUDOLFF, Bau- und Kunstdenkmäler (wie Anm. 6), S. 97; Abb. Tafel 49, Nr. 5; GRELLERT/KUNCHEW, Rekonstruktion (wie Anm. 8), S. 235–238, Abb. Zu Katalog Nr. 6.

14 MICHELS, Ahnentafeln (wie Anm. 6), S. 205 und Abb. S. 207 und S. 218, Lageplan 2, Nr. 55.

15 KLÖTZER, ROLF/WIEDNER, Marcus (Bearb.): Das Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn e. V. (Inventare der nichtstaatlichen Archive Westfalens NF 17), Münster 2003, S. 152 f. (Codex 133); STOLTE, Dom 1905 (wie Anm. 2), S. 124.

16 SCHATEN, (wie Anm. 3), S. 445; TACK, Barockisierung 1947 (wie Anm. 11), S. 39 und S. 46, Nr. 1 und S. 47 Nr. 14 und S. 51; BÖHM, Grabmäler (wie Anm. 1), S. 179; HENGST, Karl: Die Altäre und Benefizien des Paderborner Domes und anliegender Kapellen von 777–1550, in: BRANDT/HENGST, Felix Paderae Civitas (wie Anm. 10), S. 214–265, hier S. 225: der Kreuzaltar stand mitten vor dem Lettner und wurde bei der Barockisierung an die Ostwand des südlichen Querschiffs (sog. Pfarrflügel) transferiert. Seit 1917 steht er dort an der Südwand.

17 GRELLERT/KUNCHEW, Rekonstruktion (wie Anm. 8), S. 235–238, Abb. zu Katalog Nr. 6.

18 GIEFERS, Dom (wie Anm. 12), S. 42; LUDOLFF, Bau- und Kunstdenkmäler (wie Anm. 6), S. 97.

12. August 1333, in welcher Bernhard V. vor dem Paderborner Domkapitel und anderen Zeugen seine Testamentsvollstrecker bestimmt, enthält dazu keine Einzelheiten.¹⁹

Memoria und Inschriftenformular

In den seit dem frühen Mittelalter kalendarisch geführten Nekrologen der Klöster wurden die Namen Verstorbener aufgeführt, die sich um die Gemeinschaft verdient gemacht hatten. Im Rahmen von Gottesdiensten wurde ihnen vor allem am Todestag mit der Verlesung des Namens gedacht.²⁰ Der Todestag wurde als der Tag der wahren Geburt angesehen, an welchem der Entschlafene in das Paradies einzugehen hoffte. Die Lebenden konnten durch ihre Gebete die Qualen des Fegefeuers verkürzen. Die Verlesung des Namens in der Messfeier vergegenwärtigte zudem den Verstorbenen in der Gemeinschaft der Lebenden. Vor allem geistliche Gemeinschaften in Klöstern und Kirchen konnten das unverzichtbare Gebet als Gegenleistung zu Stiftungen unterschiedlichster Art gewährleisten. So stiftete Bischof Heinrich III. von Spiegel zum Desenberg die Vituskapelle im Paderborner Dom, die er mit einem Altarbenefizium versah. Für den liturgischen Dienst schenkte er einen Kelch, in den er die Bitte an den Ministranten eingravieren ließ, während des Messopfers Gott um seine ewige Ruhe zu bitten.²¹ Auch Inschriften und Bildwerke auf den Grabplatten, die kein Portrait darstellen mussten, hoben den Verstorbenen aus der Anonymität heraus.

Aufforderungen und Wünsche zum Gedenken oder stillen Gebet äußerten alle drei Bischöfe auf den hier vorzustellenden Grabplatten. Am deutlichsten drückt das Bischof Bernhard V. mit der Formel „clerus plebs corde precetur“ (Klerus und Volk mögen von Herzen erbitten, dass ihm Heil zuteilwerde) aus. Ähnlich zu verstehen sind auch die Sätze „proh iacet in tumulo“ (Wehe, er liegt jetzt im Grabe) bei Bischof Heinrich III. Spiegel und „cui tu messia rogo confer gaudia divina“ (Du Heiland, so bitte ich, schenke ihm himmlische Freuden) bei Bischof Rupert von Ravensberg.

Diese Formeln dienten der Kommunikation zwischen dem Leser der Grabinschrift und dem Verstorbenen. Der Leser wurde aufgefordert, den Schritt von der passiven Betrachtung zum aktiven liturgischen Gedenken zu tun.

Alle drei Grabplatten weisen viel Text für das 14. Jahrhundert auf, vor allem für die älteste, die des Bischofs Bernhard V., ist das ungewöhnlich. Das standardmäßige Inschriftenformular der Zeit ließ kaum Spielraum zur Nennung spezifischer Merkmale des Verstorbenen. Es bestand aus Todesvermerk und Sterbedatum, Name, eventuell Titel (reverendus pater oder dominus) und Amt (episcopus + Bistum).

Es ist deshalb beachtlich, dass hier in gebundener Sprache auf die Verdienste der Indivi-

19 LAV NRW W, B 401u, Fürstbistum Paderborn, Urkunden, Nr. 594 (12. August 1333); SCHATEN, (wie Anm. 3), S. 275f.

20 Dan 7, 10; Joh 5, 28-29; Offb 20, 12.

21 WERMERT, Karin: Kelch aus Dörenhagen, in: STIEGEMANN, Christoph (Hg.): Gotik. Der Paderborner Dom und die Baukultur des 13. Jahrhunderts in Europa, Petersberg 2018, S. 657ff.: Dieser Kelch hat sich erhalten und befindet sich heute im Besitz der katholischen Kirchengemeinde St. Meinolfus in Borchon-Dörenhagen.

duen eingegangen wird. Die Metrik lebt teils von der Anwendung elegischer Distichen, die sich jeweils aus einem Hexameter und einem Pentameter zusammensetzen, partiell erschöpft sie sich in der Aneinanderreihung von Hexametern. Zeilen mit Binnen- und Endreimen erhöhen die Qualität der Dichtung. Das relativ kurze Gedicht auf der Grabplatte Bischof Ruprechts wird ergänzt durch eine längere Lobpreisung, die auf einer Votivtafel in der Nähe des Grabes an „der nahe dabei stehenden Säule“ prangte.²²

Die ersten Zeilen aller drei Grabinschriften formulieren das Todesjahr in Form von mehr oder weniger schwer zu lösenden Denkspielen. Daten in Form von Chronogrammen sind vielfach verwendet worden; die Verklausulierungen der Paderborner Metallplatten sind recht selten.

Bei Bernhard V. wird die rätselhafteste Formulierung verwendet: „Post dupla ce(n)tena xpi bis bina trigena Lustra die Jan(uar)j terdena“ (Nach doppelten Lustren multipliziert mit hundert [und] zwei mal zwei [und] dreißig [seit der Geburt] Christi ist am drei mal zehnten Tag im Januar).²³ Die Anwendungen bei Heinrich III. „Mille quadingentis bis denisinde retentis“ (Tausend vierhundert, zwei mal zehn abgezogen) und Ruprecht „Annis M(ille)simis xpi quadrige(n)t(esi)mis q(ue) min(us) sex“ (Im Jahre Christi eintausend vierhundert minus sechs) verlangen lediglich einige mathematische Kenntnisse.

Mögliche Auftraggeber der Grabplatten

Grabdenkmäler der Zeit wurden vorwiegend aus Stein gefertigt. Figuren und Schrift waren oft eingeritzt. Aufwändiger waren Monumente mit Figuren in Flachrelief und eingeritzter oder erhabener ausgearbeiteter Schrift. Repräsentativer muss man sich die Grabplatten aus Metall, einige aus Bronze, andere aus Messing vorstellen. Gerade die Messinggrabplatten glänzten ursprünglich golden. Verstärkt wurde der Eindruck noch durch das Sonnenlicht, das die Grabplatten in den hellen gotischen Kathedralen beschien. Einen Kontrast boten die oft mit einer schwarzen Masse ausgefüllten Gravurlinien. Rückstände dieses Niello genannten Materials lassen sich in Paderborn nicht nachweisen.²⁴ Noch Nikolaus Schaten wies auf die beeindruckende Wirkung der metallenen Grabplatten hin.²⁵ Der Luxus schlug sich natürlich auch im erheblich höheren Preis dieser Denkmäler nieder. Die filigranen Gravuren übernahmen Goldschmiedewerkstätten. Üblich war die Abrechnung

22 JANSEN, Max: *Cosmidromius Gobelini Person und als Anhang desselben Verfassers Processus translacionis et reformationis monasterii Budecensis*, Münster 1900, S. 134 f.; in diesem Gedicht gibt Person den 29. Juni als Todestag an (ante die Iulius terno surgente Kalendas = tercio die ante Kal. Iul. = 29 Juni). Wenig vorher (S. 133) nennt er den 28. Juni als Todestag; BRAND, Dom (wie Anm. 7), S. 76f.

23 Ein Lustrum ist ein Zeitraum von fünf Jahren. CREENY, W. F.: *A book of facsimiles of monumental brasses on the continent of Europe*, Norwich 1884, S. 8, ging davon aus, dass das Weihedatum des Bischofs (1320) dargestellt ist. Das Datum bezieht sich allerdings auf sein Todesjahr. Dieses berechnet sich wie folgt: $5+5 = 10 \times (100+4+30) = 1340$, den 30. Januar. Nach heutiger Rechnung ist das 1341, da im Erzbistum Köln, also auch in Paderborn, der Jahresanfang im Mittelalter nach dem Paschastil auf den Ostersonntag gelegt wurde. Person (JANSEN, Person, wie Anm. 22), S. 54, und auch SCHATEN, (wie Anm. 3), S. 294, interpretierten „die Jan terdena“ als den 13. Januar.

24 Ein Beispiel dafür ist der von Bischof Heinrich II. von Werl (amt. 1084–1127) gestiftete Tragaltar, der im Diözesanmuseum Paderborn aufbewahrt wird (Inv.-Nr. DS2).

25 SCHATEN, (wie Anm. 3), S. 294.

des Generalunternehmers nach dem Gewicht des Metalls, unabhängig von der künstlerischen Ausgestaltung.²⁶

Es ist deshalb durchaus denkbar, dass die unbekanntenen Auftraggeber der beiden Platten für Bernhard V. und Heinrich III. außerhalb ihrer Familien, vielleicht unter ihren Nachfolgern auf dem Bischofsstuhl zu suchen sind. Diese gaben aus Kostengründen ausgeschnittene Figuren in Auftrag und verzichteten auf eine kostspielige Architektur.

Ein zweiter Aspekt sollte nicht aus den Augen verloren werden, wenn über den möglichen Stifter der Grabplatte Bischof Bernhards V. nachgedacht wird. Sowohl sein gleichnamiger Bruder (um 1290–1364/65) als auch ein weiterer Bruder, Otto (um 1300–um 1360), waren mit Töchtern des Grafen Engelbert II. von der Mark vermählt. Ein gleichnamiger Sohn Engelberts II., also ein Bruder der beiden Gemahlinnen der Brüder zur Lippe, bekleidete von 1364 bis 1368 das Amt des Erzbischofs von Köln.²⁷ Schon von 1363 bis 1364 hatte dieses Amt in den Händen seines Neffen Adolf von der Mark (gest. 1394) gelegen hatte, der dann aber aus dynastischen Gründen resignierte. Könnte nicht einer aus dieser engen hochadeligen Verwandtschaft als Besteller des teuren Grabmals mit Messingeinlagen infrage kommen?

Anders war die Situation bei Ruprecht von Ravensberg. Die Auftraggeber für sein Grabmal sind zweifelsfrei in seiner Familie, wahrscheinlich bei seinen Eltern, Herzog Wilhelm von Berg (um 1348–1408) und Anna von der Pfalz (gest 1415), zu suchen. Sollte das zutreffen, wird die Anfertigung kurz nach Ruprechts Tod und die Verlegung vor dem 7. Juni 1397 erfolgt sein, da Herzog Wilhelm an diesem Tag bei der Schlacht bei Kleverhamm in Gefangenschaft geriet. Für seine Freilassung musste er sich anschließend finanziell ruinieren.²⁸ Gering einzuschätzen ist die Vorstellung, dass Ruprechts Bruder Wilhelm (1382–1429, amt. 1402–1414), der ab 1402 als Fürstbischof im Hochstift Paderborn regierte, für die Kosten aufkam.

Herkunft der Grabplatten und Vergleich mit anderen zeitgenössischen Beispielen

Grabauflagen mit ausgeschnittenen Figuren in Metall sind für Deutschland untypisch, aber nicht ausgeschlossen. Auf jeden Fall sind nur wenige Beispiele aus der Zeit des 14. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts auf uns überkommen. Sie sind jedoch charakteristisch für England. Das zeigt die Grabplatte des Bischofs von Salisbury Robert Hallum, der während

26 Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9864/9 (Abrechnung der Tafeln, in das Churf. Monument nach Freybergk Gehörige), fol. 1r–10r; DORMAGEN, Hans Gerd: Die Grablege der albertinischen Wettiner im Dom zu Freiberg, in: *Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins* 99 (2007), S. 23–108, hier S. 80.

27 Erzbischof Engelbert III. von der Mark ließ sich in einer repräsentativen Tumba im Hohen Dom zu Köln bestatten, die er zu seinen Lebzeiten selbst in Auftrag gegeben hatte. Beachtenswert ist, dass er zusätzlich eine Gedenktafel aus Bronze erhielt, die sich bis zur Säkularisation an einem Pfeiler in unmittelbarer Nähe seines Grabes befand. GELENUS, Aegidius: *De admiranda, sacra et civili magnitudine Coloniae Claudiae Agrippinensis Augustae Ubiorum Urbis*, Köln 1645, S. 242f.; HEINZ, Stefan/ROTHBRUST, Barbara/SCHMID, Wolfgang: *Die Grabdenkmäler der Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz*, Trier 2004, S. 99, Nr. 25 und S. 113 f.

28 In der Schlacht von Kleverhamm wurde Herzog Wilhelm II. von Berg von seinen Kontrahenten, Graf Dietrich von der Mark und seinem Bruder Graf Adolf von Kleve, im Streit um den Rheinzoll bei Kaiserswerth besiegt und geriet in Gefangenschaft. Seine Freilassung erreichte er gegen Zahlung eines gewaltigen Lösegelds, das er nur durch Verpfändungen beträchtlicher Landesteile aufbringen konnte.

des Konzils 1417 in Konstanz für immer die Augen schloss und im dortigen Münster in einer Gruft vor dem Hochaltar bestattet wurde. Sein Grab deckte ein Stein mit einer gravierten metallenen Auflage, die aus England importiert wurde.

Zwei beachtenswerte Belege sind in Lübeck gesichert. In der Marienkirche befindet sich das in Messing gravierte Bildnis des Bürgermeisters Bruno von Warendorp (gest. 1369), das sehr wahrscheinlich eine flandrische Arbeit ist.²⁹ Im Dom ist die Grabplatte mit ausgeschnittener Figur des Bischofs Bertram Cremon (gest. 1377) an der Westwand des nördlichen Seitenschiffs aufgerichtet. Hier handelt es sich eventuell um eine einheimische Lübecker Arbeit. Sie ist flandrisch beeinflusst, reicht aber in ihrer Qualität nicht an die Originale heran. Beide sind für den bruchstückhaft überkommenen Bestand im norddeutschen Raum solitär. Das gilt auch für die Grabplatte Hermann Schomakers (gest. 1406) in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul zu Bardowick. Die in Metall gravierte Gestalt des Kanonikers ist umgeben von gotischer Architektur, die in die steinerne Deckplatte geritzt ist. Die grobe Ausführung der Gravur lässt eine lokale Herstellung vermuten.³⁰

Ein erheblich jüngerer, aber eindrucksvolles Denkmal mit ausgeschnittener Figur befindet sich sogar im Dom zu Paderborn. Seit 1980 ist die Grabplatte des Bischofs Rembert von Kerssenbrock (amt. 1547–1568) an der Westwand des südöstlichen Querarms, dem sogenannten Pfarrwinkel, aufgerichtet. Sie zeigt in flachem Relief das Bildnis des „stehend Liegenden“, begleitet von schlanken Säulen, die einen Rundbogen tragen, als schlichte architektonische Elemente.³¹

Die Hypothese, dass die älteren Grabplatten ihrer architektonischen Umgebung beraubt wurden und deshalb „zu beklagen ist, daß die beiden besten durch Habsucht früherer Zeiten schmählich verstümmelt sind“, kann deshalb höchstens eingeschränkt vertreten werden.³² Als Datum einer Zerstörung böte sich in erster Linie der Zeitpunkt der Barockisierung an und die damit verbundene Verlagerung im Jahre 1652. Die Figuren sind allerdings überaus sorgfältig ausgeschnitten, so dass Vandalismus ausgeschlossen werden muss. Bei einer Überprüfung wurde zudem augenfällig, dass die Kanten der Bischofsgestalten zum großen Teil gerundet sind. Das deutet vielmehr daraufhin, dass hier die natürliche Form bewahrt ist und die ausgeschnittenen Figuren den zeitgleichen Lübecker Tafeln des Bruno Warendorp und des Bischofs Bertram Cremon entsprechen. Eine schärfere, gerade Kante lässt sich in der unteren Hälfte der Figur Bischof Bernhards V. feststellen, wo ein Teil der Albe sowie die linke Partie der gotischen Fensterreihe zu Füßen des Bischofs fehlen. Das hier anfangs angesetzte Teilstück ist zu einem nicht bekannten Zeitpunkt verlorengegangen. Misslungen wirkt das Ansatzstück des linken Arms mit der Hand, die das Pedum hält. Es wird sich hierbei aber um eine spätere Instandsetzung mit einem verbliebenen Fragment handeln.

Der mit einer beidseitigen Doppellinie abgeschlossene Schriftrahmen dieser Platte

29 KRÜGER, Klaus: Corpus der mittelalterlichen Grabdenkmäler in Lübeck, Schleswig Holstein und Lauenburg (1100–1600), Stuttgart 1999, S. 897–899, Nr. LÜMA10.

30 DORMAGEN, Hans Gerd: Die Grabplatte des Kanonikers Hermann Schomaker (+ 1406) in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul zu Bardowick, in: Lüneburger Blätter 35 (2016), S. 117–127.

31 BRANDT/HENGST, Bischöfe (wie Anm. 1), S. 201–205.

32 GIEFERS, Dom (wie Anm. 7), S. 42.

wirkt vollständig und stellt sich nicht als seines Inneren beraubt dar. Dieser Befund führt zwangsläufig zur Überlegung, dass, wenn eine Vernichtung der gotischen Elemente bei der Umgestaltung ins Auge gefasst wurde, auch die Architektur der Ruprechtplatte hätte vernichtet werden müssen.

Die gotische Minuskel trat auf steinernen Grabinschriften vereinzelt ab etwa 1300 auf, löste aber die bisher vorherrschende gotische Majuskel erst um die Wende zum 15. Jahrhundert endgültig ab. Die außerordentlich frühe Verwendung auf dieser Metallgrabplatte Bernhards V. dünkt ungewöhnlich und weist eher auf eine Anfertigung in der 1360er Jahren hin, vielleicht in die Regierungszeit Heinrichs III. Spiegel zum Desenberg. Gerade die Besteller der flämischen gravierten Platten erwiesen sich als sehr konservativ und akzeptierten die Minuskelschrift zaghaft ab etwa 1360. Erst ab Mitte der 1370er Jahre wurde sie, entsprechend dem geänderten Zeitgeschmack, zur Regel. Das früheste Beispiel flämischer Provenienz mit einer Inschrift in gotischen Minuskeln, das sich im deutschen Raum erhalten hat, ist die Grabplatte des Stralsunder Bürgermeisters Albert Hövener (gest. 1357).³³

Für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts stellte Karl Bernd Heppel Paderborn als Zentrum einer Goldschmiedeproduktion fest, ohne einen Meister namentlich fassen zu können. Die hohe Qualität der Erzeugnisse lassen die wenigen liturgischen Geräte, vorwiegend Kelche, erahnen, die sich bis heute in Paderborner Kirchen oder Gotteshäusern der Umgebung erhalten haben.³⁴ Nur wenige profane Gegenstände (Trinkbecher, Schalen, Schmuck, Siegelstempel), die gewiss den Großteil der Arbeiten ausmachten, sind erhalten; vermutlich sind sehr viele im Laufe der Zeit aus den unterschiedlichsten Gründen eingeschmolzen oder umgearbeitet worden. Ungewiss bleibt, ob eine oder mehrere Goldschmiedewerkstätten in Paderborn aktiv waren. Selbstverständlich waren diese Manufakturen in der Lage, auch Grabplatten aus Messing zu gravieren. Da sich aber weitere Zentren in Münster, Dortmund, Soest und Hildesheim nachweisen lassen, muss die Wahrscheinlichkeit einer heimischen Produktion der drei Grabplatten auf den Großraum Westfalen oder sogar Niedersachsen ausgedehnt werden. Die Tatsache, dass Wanderungen und Gedankenaustausch westfälischer Goldschmiede urkundlich überliefert sind, kommt dieser These entgegen.³⁵

Bei der Betrachtung der drei Grabplatten lassen sich flandrische Einflüsse nicht verbergen. Über das bedeutende Hansekontor in Brügge gelang es über das gesamte 14. Jahrhundert Herstellern aus diesem Raum, ihre Erzeugnisse in Europa zu verkaufen. Abnehmer waren vorwiegend Mitglieder des Patriziats der wohlhabenden Hansestädte an der Ostsee. In Lübeck gelang es einheimischen Goldschmieden, diese gravierten Grabplatten zu kopieren, erst unsicher, dann qualitätsvoller und zuletzt in zunehmendem Maße

33 DORMAGEN, Hans Gerd: Die Grabplatte Wikbolds, Bischof von Kulm (gest. 21. Juli 1398/1400) im Kontext anderer flandrischer Grabplatten des 14. Jahrhunderts, in: *Altenberger Blätter* 82 (2021), S. 31–57, hier S. 55.

34 HEPPEL, Karl Bernd: Gotische Goldschmiedekunst in Westfalen vom zweiten Drittel des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (phil. Diss. Münster 1973), Münster 1977, S. 419–495, Nr. 96 und 152 und 279f. und 282 und 293f. und 296 und 321 und 323.

35 FRITZ, Johann Michael: *Gestochene Bilder. Gravierungen auf deutschen Goldschmiedearbeiten der Spätgotik*, Köln/Graz 1966, S. 121–135.

mit eigenen Elementen versehen.

Wie Dortmund, Münster und Soest war auch Paderborn Mitglied des Hansebundes. 1295 wird erstmals eine hansische Entscheidung Paderborns erwähnt. Wie sehr die Hanse in der städtischen Wahrnehmung verankert war beweist die Tatsache, dass Bischof Bernhard V. im Jahre 1327 den Gilden der Stadt ein „ius quod hanse dicitur“ zugestehen musste.³⁶ Paderborner Kaufleute waren am Fernhandel beteiligt. Haupthandelsplatz war im Westen die Stadt Deventer, besonders enge Beziehungen aber bestanden zu Lübeck. Hier lassen sich im 13. und 14. Jahrhundert unter den Neubürgern mehr als 20 Personen Paderborner Herkunft nachweisen. Zwischen 1366 und 1389 wandte sich der Paderborner Rat mehrfach an die Hansestadt, um das Erbe der in Lübeck verstorbenen ehemaligen Paderborner im Sinne der in der Heimat verbliebenen Angehörigen zu regeln.³⁷

Es darf als sicher gelten, dass auf Grund dieser Verbindungen die eindrucksvolle flämische Doppelgrabplatte der Lübecker Bischöfe Burchard von Serken (gest. 1317) und Johannes von Mul (gest. 1350), die vielleicht schon lokal gefertigte Platte des Bischof Bertram Cremon (gest. 1377), beide im Dom, und die Platte des Lübecker Patriziers Brun von Warendorp (gest. 1369) in der St. Marienkirche ebenso bekannt waren wie andere Monumente, die sich nicht erhalten haben. Dass das auch für die aufwändig gestaltete frühe Doppelgrabplatte der Bischöfe Ludolf (gest. 1339) und Heinrich (gest. 1347) sowie die jüngere der Bischöfe Gottfried (gest. 1314) und Friedrich (gest. 1375) von Bülow im Dom zu Schwerin gelten kann, ist nicht von der Hand zu weisen.³⁸ Beide sind zweifelsfrei flämischen Ursprungs.

So steht Bischof Bernhard V. auf der ältesten Paderborner Platte, deren Anfertigung aus den oben genannten Gründen in den Anfang der 1360er Jahre zu legen ist, uns frontal mit weit geöffneten Augen zugewandt. Dieses Merkmal weisen so gut wie alle flandrischen Platten auf, die bis 1364 hergestellt wurden.³⁹ Das Gesicht ist in wenigen Strichen schematisch und ausdruckslos gezeichnet mit einer Nase, die in Hakenform einseitig als Augenbraue ausläuft; auch das ist von den früheren flandrischen Grabplatten übernommen. Die Kasel ist mit Schüsselfalten überzogen. Die sie schmückenden Adler- und Greifmedaillons erzeugen aber keine Beweglichkeit des Stoffes, sondern werden von den Faltenlinien lediglich durchzogen. Vielleicht beschaffte sich der ausführende Goldschmied im Handel erhältliche Stempel, um diese nicht selbst anfertigen zu müssen. Die verwendeten Motive sind altbekannt.

Bei der Grabplatte Bischof Heinrichs III. ist eine technische und künstlerische Entwicklung festzustellen. Zum Vergleich kann die etwa gleichzeitige jüngere Schweriner Platte der Bischöfe Gottfried und Friedrich von Bülow (nach 1475) dienen. Beispiele Geistlicher aus

36 SCHOPPMAYER, Heinrich: Paderborn als Hansestadt, in: Westfälische Zeitschrift 120 (1970), S. 313–376, hier S. 324.

37 SCHOPPMAYER, Hansestadt (wie Anm. 36), S. 331 und 343.

38 SCHOPPMAYER, (wie Anm. 36), S. 333.

39 König Eric Menved und Königin Ingeborg in Ringsted, Dänemark (1319), Bischöfe Ludolf und Heinrich von Bülow in Schwerin (ca. 1347), Adam der Walsokne in King's Lynn, England (1349), Bischöfe Serken und Mul in Lübeck (1350), Albert Hövener in Stralsund (1357), das Ehepaar Soest in Thorn (1361).

Gent und Brügge sind zu fragmentarisch erhalten, um eine parallele Entfaltung aufzuzeigen. Die ausgeschnittene Gestalt des Simon de Wensley, Wensley, Yorkshire/England (gest. 1372), ebenfalls flandrischen Ursprungs, ist vergleichbar und verdient Beachtung.

Bischof Heinrichs Haupt ruht auf einem Paradekissen. Das Gesicht ist ausdrucksvoll ausgearbeitet. Auch wenn der Mund wie auf vielen der Metallplatten aus Flandern in Violinform dargestellt ist, weicht die Gesamtkonzeption des Gesichtes von diesen Vorbildern ab. Die Augen des Verstorbenen sind immer noch weit geöffnet. Platten flandrischer Produktion bevorzugen um 1380 halb geschlossene, wenig später ganz geschlossene Augen. Der Nasenrücken wird jetzt als schmale Fläche zwischen zwei Linien, die bis zu den Augenbrauen hochgezogen sind, dargestellt. Die Wangen sind grob als spitze Dreiecke betont; die Kinnpartie ist bartlos. Gerade diese Merkmale sind auf den flandrischen Platten feiner und sorgfältiger gezeichnet, auch wenn hier wie da kein Portrait angestrebt wird.

Die Kleidung ist routiniert und wirklichkeitsgetreuer ausgearbeitet. Gelungen ist die Wiedergabe von Perspektive bei der Faltenbildung der Ärmel der weiten gotischen Kasel. Auch die Wellenform des Gabelkreuzes in Kombination mit den Schüsselfalten drückt gekonnter eine Bewegung aus. Das trifft nicht zu bei dessen immer noch durchgängig starr gezeichnetem ornamentalem Schmuck.

Die dritte Grabplatte im Paderborner Dom ist dem erwählten, aber nicht geweihten Bischof Ruprecht von Ravensberg gewidmet. Dass er, der zuvor dem Bistum Passau vorstand, 1389 von Papst Urban VI. auf Wunsch seines Vaters nach Paderborn transferiert wurde, war politisch motiviert. Als ältester Sohn Wilhelms, des ersten Herzogs von Berg, sollte Ruprecht als Reichsfürst dazu beitragen, die Hausmacht seiner Dynastie im westfälischen Raum zu konsolidieren.

Das Denkmal erinnert mit seiner, die Figur des Verstorbenen umgebenden gotischen Architektur, am ehesten an die in Flandern produzierten Grabplatten. Musizierende Engel kündigen von den Freuden des Himmlischen Jerusalem.⁴⁰ Sie bevölkern die gemauerte Galerie zwischen drei Wimpergen sowie die mit Fialen gekrönten Nischen in der Architektur zu beiden Seiten der Gestalt, in die auf den weitaus prunkvolleren flämischen Grabplatten in Schwerin und Lübeck bis zu 24 Apostel und Propheten eingestellt sind.

Der Mode der Zeit trägt das Antlitz mit einem kurz gehaltenen Vollbart Rechnung; das gibt dem Verstorbenen etwas Individuelles. Modisch sind auch das Übergewand mit den trichterförmig herabhängenden Ärmeln sowie die bis zu den Fingerwurzeln reichenden, eng anliegenden Manschetten eines Untergewandes.⁴¹

Nur selten gibt es Parallelen zu der Darstellung der beiden Engel, die die Mitra lediglich über den Kopf halten. Die Forschung ist sich einig, dass dies auf die fehlende Bischofsweihe zurückzuführen ist, die Ruprecht wegen seines jugendlichen Alters noch nicht empfangen konnte. Das Motiv der beiden Engel, die entweder Bischöfen die Mitra aufge-

40 Musizierende Engel auch auf der jüngeren Platte in Schwerin (1375) sowie den Denkmälern in Stralsund (1361) und der Ritter Jan und Gerard van Heere in Brüssel (nach 1398).

41 PERSCHMANN, Theodor: Nordhausens mittelalterliche Grabmäler, Nordhausen 1880, S. 13ff. und Tafel I. Hier ist die gleiche modische Art der Manschetten auf der messingenen Gedenkplatte des Hermann von Werther (gest. 1395) in Nordhausen abgebildet, ohne dass hier Rückschlüsse auf die Herkunft aus derselben Werkstatt gezogen werden können.

setzt oder profanen Personen ein Kissen unter dem Kopf platziert hatten, ist auf den flandrischen Platten seit Jahren gern gesehen.⁴²

Wie sehr der Auftraggeber die Illustration der Platte zu beeinflussen verstand, erkennt man an den beiden gerüsteten Rittern zu Füßen des Fürstbischofs, die er förmlich zermalmt. Hier wird auf Ruprechts erfolgreichen Kampf gegen die Räuberbande der Bengeler angespielt. Die Basis der anderen Paderborner Platten drücken ebenfalls die Hauptkriterien der Amtszeit dieser beiden Oberhirten aus, auch hier vermutlich auf besonderen Wunsch der Besteller. Bernhard V. ist als Mann der Kirche erkennbar. Die gotische Architektur unter seinen Füßen weist ihn als Wohltäter vieler kirchlicher und mönchischer Institutionen in seinem Bistum aus. Die Platte Heinrichs III. gibt eindeutig weltlichen Aktivitäten des Bischofs den Vorzug. Mit dem linken Fuß drückt er einen knienden Krieger zu Boden; der rechte Fuß ruht auf einem Löwen, einem Symbol für Mut, Stärke und Herrschergewalt.

Diese Details wurden auf den flandrischen Platten sehr variabel gehandhabt. Die Grabplatte der Ritter van Heere in Brüssel zeigt keulenschwingende wilde Männer in Kombination mit Löwen, mit beiden Füßen auf Löwen steht Bischof Wikbold von Kulm (gest. 1398/1400), dessen Grabdenkmal im Altenberger Dom sich nicht erhalten hat.⁴³ Ausgefallen ist die Platte des Ehepaares von Soest in Thorn (1361); zu Füßen des Ehemannes tummeln sich ein Löwe und ein wilder Mann, während dort auf der Seite der Ehefrau ein Hund und ein Hase dargestellt werden.

Als Rückschritt muss die völlige Flächigkeit des Paderborner Bildnisses gesehen werden. Den Platten flämischen Ursprungs gelingt es seit Beginn des dritten Viertels des 14. Jahrhunderts immer besser, eine Dreidimensionalität auszudrücken. Dieses Manko spricht für eine lokale Anfertigung, genau wie auch der mit Sterne darstellenden Stempeln willkürlich ausgefüllte Hintergrund. Hier wird zwar dem „horror vacui“ der kostspieligen flämischen Grabplatten entsprochen, doch lässt die etwas unbeholfene Dekoration mangelnde Erfahrung auf diesem Sektor durchblicken.

Die noch ungelente Schrift ohne ausgeprägte Ober- und Unterlängen, zuweilen nach links geneigt und mit unregelmäßigem Abstand der einzelnen Buchstaben auf der Platte Bernhards deutet darauf hin, dass der Graveur in der Anfertigung dieser großen Lettern ungeübt war. Diese Fehler wiederholen sich nicht auf der Platte Ruprechts, doch reicht auch hier der Schriftduktus nicht an die Souveränität der flandrischen Originale heran.

Die Frage nach der Herkunft der blank polierten Messingbleche kann vielleicht mit Köln beantwortet werden. Diese bedeutende Hanse- und Handelsstadt war ein Hauptumschlagplatz für die Messingerzeugnisse der Städte aus dem burgundisch/flämischen Raum um Huy und Dinant. In England sind diese Tafeln sogar als „cullen plates“ ein festste-

42 Erstmals in Stralsund (1357), dann in Thorn (nach 1361), der jüngeren Schweriner Platte (1375) und in Brüssel (nach 1398).

43 DORMAGEN (wie Anm. 33), S. 34 (Abb.)

hender Begriff gewesen.⁴⁴ Ihre handliche Größe belief sich in der Regel auf etwa 0,25 m² (oft ca. 0,5 m x 0,5 m). Sie waren damit problemlos über weite Entfernungen zu transportieren. Die Paderborner Bildfelder mussten deshalb aus mehreren Stücken geformt werden. Die Platte Bischof Bernhards bestand ursprünglich aus sechs Teilen. Die kompakter konzipierte Gestalt Bischof Heinrichs zeigt vier bearbeitete Teile, während das Monument Bischof Ruprechts aus sechs etwa gleich großen rechteckigen Platten im Hochformat zusammengesetzt ist. Die größeren Denkmäler in Lübeck und Schwerin bestehen aus bis zu 26 Einzelteilen.

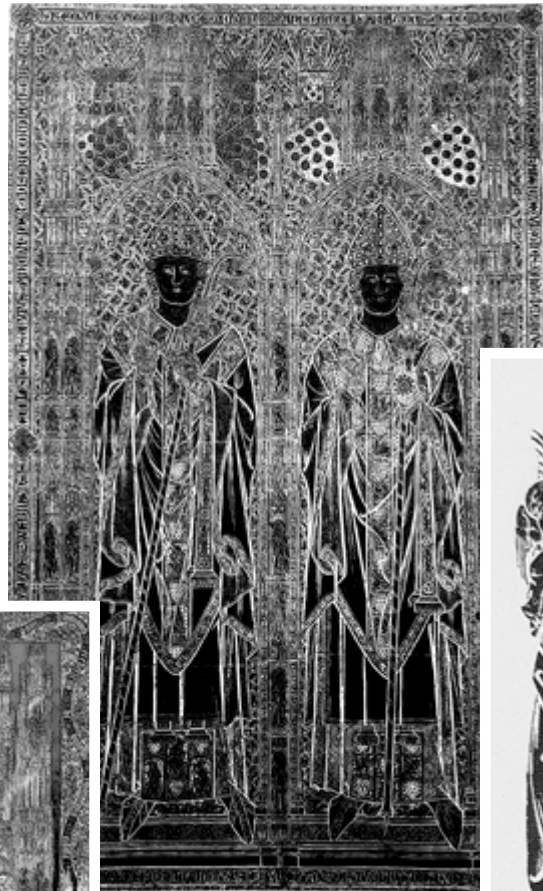
Fazit

Das Fehlen archivalischer Zeugnisse lässt weder die Bestimmung der Hersteller noch der Auftraggeber zu. Flandrische Einflüsse sind nicht von der Hand zu weisen, denn gerade in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die metallenen Grabplatten aus Flandern in vielen Hansestädten Europas, vor allem im Ostseeraum, gefragt.

Das die Paderborner Platten allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach einheimische Erzeugnisse sind, lassen qualitative Unzulänglichkeiten vermuten. Diese zeigen sich an den teils unsicheren Schriftzügen, vor allem aber an den einfacher gestalteten Gesichtszügen der Verstorbenen und unzureichend umgesetzter Perspektive. Auch die grobe Hintergrundgestaltung auf der Platte des Bischofs Ruprecht deutet darauf hin. Weitere Grabplatten lokaler Produktion der kommenden Jahrzehnte fehlen; daraus lässt sich nicht schließen, dass keine metallenen Grabdenkmäler angefertigt wurden. Mit aller Vorsicht kann man sagen, dass die Vorhandenen der Zerstörung in Kriegs- und Krisenzeiten durch Einschmelzen zum Opfer gefallen sind. Leider ist es aus diesem Grund unmöglich festzustellen, ob eine qualitative Entwicklung stattfand und ob sich einheimische Werkstätten hervortaten.

Erst mit dem Auftreten der Vischer-Werkstatt aus Nürnberg in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts erreichten die messingenen Grabplatten sowohl in gravierter als auch reliefierter Ausführung quantitativ wie qualitativ einen Höhepunkt. Mehr als ein Jahrhundert belieferten die Vischers weltliche und geistliche Auftraggeber vor allem in Süddeutschland (Bamberg, Würzburg) sowie in den sächsischen und thüringischen Herzogtümern. An dieser ununterbrochene Serie lässt sich eine stilistische Entwicklung würdigen.

⁴⁴ PELTZER, Rudolf Arthur: Geschichte der Messingindustrie und der künstlerischen Arbeiten in Messing (Dinanderies) in Aachen und den Ländern zwischen Maas und Rhein von der Römerzeit bis zur Gegenwart, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 30 (1908); S. 235–463, hier S. 289; KUSKE, Bruno: Köln, der Rhein und das Reich. Beiträge aus fünf Jahrzehnten wirtschaftsgeschichtlicher Forschung, Köln/Graz 1956, S. 158; den bedeutenden Umfang des Kölner Messinghandels und die Beziehungen zu Belgien und dem Aachener Raum beleuchtet auch IRSIGLER, Franz: Die wirtschaftliche Stellung der Stadt Köln im 14. Und 15. Jahrhundert, Wiesbaden 1979, S. 150–156.



War Johann Bernhard Fischer von Erlach ein autonomer Architekt? Zur These von Hans Sedlmayr in seinem Aufsatz „Die Schauseite der Karlskirche in Wien“

Maria Anna Weiland

Einleitung

Der österreichische Kunsthistoriker Hans Sedlmayr (1896–1984) veröffentlichte im Jahr 1956 den Aufsatz „Die Schauseite der Karlskirche in Wien“.¹ Als Ziel formulierte er die Beweisführung, dass der österreichische Bildhauer und Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723), der Architekt der Karlskirche, „im 18. Jahrhundert unter den Architekten nicht seinesgleichen“² hatte. Bereits in seiner Dissertation 1925 über Fischer von Erlach stilisierte er den Architekten zur „universalen Künstlergestalt“³ und trug dieses Narrativ in den folgenden Jahrzehnten weiter. Dadurch förderte er maßgeblich die Rezeption Fischers von Erlach als einen der bedeutendsten Architekten der Barockzeit. Die Forschung hat seine Thesen bis heute teils allzu unkritisch übernommen.⁴

Hinter Sedlmayrs Idee verbirgt sich die Annahme einer autonomen Künstlerpersönlichkeit, der die alleinige Verantwortung für die Gestalt der Karlskirche zuzusprechen sei. Inwiefern Autonomie für einen Architekten in der Zeit zu Anfang des 18. Jh. möglich und in seinem Selbstverständnis verankert war, ist jedoch zu hinterfragen. Noch mehr stellt sich diese Frage für einen Beschäftigten am Hof des Kaisers des Heiligen Römischen Reichs.

Freilich sind Sedlmayrs Thesen ein Kind ihrer Zeit. Ihr Verfasser bewegte sich in einem Umfeld, in dem, vor dem Hintergrund eines angeblichen kulturellen Verfalls, die Diskussion über die Kunst der Barockzeit gesellschaftliche Relevanz gewann.⁵ Sedlmayr brachte sich mit einem Plädoyer für die Barockzeit als letzte Epoche einer verlorengegangenen Einheit ein⁶ und prangerte eine seither vermeintlich eingetretene Verflachung des Sehens an, sowie ein Negieren des Symbolgehalts von Bauwerken.⁷

Seine Reputation gewann Sedlmayr, zuerst Inhaber eines Lehrstuhls für Kunstgeschichte in Wien und dann, nach dem Zweiten Weltkrieg, in München und Salzburg, als

1 SEDLMAYR, Hans: Die Schauseite der Karlskirche in Wien, in: Epochen und Werke, Gesammelte Schriften zur Kunstgeschichte, 2. Bd. München 1985, S. 174–187. Die Erstveröffentlichung fand innerhalb seiner Fischer-von-Erlach-Monographie statt, in der er alle seine Texte zum Barock zusammenfasste. Aurenhammer geht vom Jahr 1944 als Datum der Verfassung aus. Siehe: MÄNNIG, Maria: Hans Sedlmayrs Kunstgeschichte. Eine kritische Studie, Wien 2017, S. 253.

2 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 175.

3 MÄNNIG, Maria: Hans Sedlmayrs Kunstgeschichte. Eine kritische Studie, Wien 2017, S. 252.

4 HOPPE, Stefan: Was ist Barock? Architektur und Städtebau Europas 1580–1770, Darmstadt 2003, u.a.m.

5 Die Veröffentlichungen von Wölfflin, Burckhardt, Riegl und Weiteren trugen zu dieser kontroversen Auseinandersetzung bei.

6 SEDLMAYR, Verlust der Mitte, Salzburg 1948, S. 64.

7 SEDLMAYR, S. 174, 175.

Begründer der kunstwissenschaftlichen Methode der Strukturanalyse.⁸ Diese bietet mittels der Nachgestaltung in der direkten Anschauung die Möglichkeit, von wenigem Zentralen aus möglichst vieles begreifbar zu machen.⁹

Kritik an Sedlmayrs Aussagen gab es früh. In der zweiten Hälfte des 20. Jh. konzentrierte sie sich auf die von Sedlmayr propagierten Begriffe. So forderte Franz Matsche die Korrektur des Begriffs „Reichsstil“ zu einem „Kaiserstil“.¹⁰ In den letzten zwei Jahrzehnten wurden vermehrt die Textstrategien Sedlmayrs untersucht und kritisch hinterfragt. Simon Morgenthaler beschäftigt sich mit den Textstrategien Sedlmayrs und geht der Frage von „Grauzonen zwischen Zitat, Paraphrase und Plagiat“ nach.¹¹ Im Folgenden sollen Sedlmayrs Thesen zu Fischer von Erlach der Kritik unterzogen werden: Im Gegensatz zu seiner Behauptung der singulären Alleinstellung des Architekten wird die Gegenthese begründet, dass Fischer von Erlach als entscheidender Mitgestalter habsburgischer Herrscherrepräsentation eng in das höfische Netzwerk eingebunden war und nicht als autonom agierend im Sinne der Moderne verstanden werden kann.

Dazu werden zuerst der Architekt selbst und die Bedingungen seines Schaffens in der Frühen Neuzeit untersucht. Von Sedlmayr nur randständig erwähnt, wird ein genauere Blick auf den Numismatiker und Konzepteur des habsburgischen Hofes, Carl Gustav Heraeus (1671–1725), geworfen.

Johann Bernhard Fischer von Erlach – ein Architekt der Frühen Neuzeit

Das Berufsbild des Architekten formte sich in der Frühen Neuzeit regional unterschiedlich heraus. In Italien trugen die Schriften Vitruvs (1. Jh.) und Albertis (15. Jh.) zur Aufwertung dieses Berufs bei.¹² Im 16. Jh. waren unter den Baumeistern noch zahlreiche Handwerker wie Steinmetze und Zimmermänner vertreten. Der Begriff „Künstlerarchitekt“ tauchte zu dieser Zeit parallel dazu auf. Die Loslösung von den Zünften wurde durch die Gründung der „Accademia del disegno“ im Jahr 1563 in Florenz gefördert und ließ Diversifizierungen des Berufs mit einem leitenden und einem entwerfenden Schwerpunkt als Kunst des „disegno“ entstehen.¹³ Ins Heilige Römische Reich nördlich der Alpen gelangten die italienischen Gepflogenheiten ab dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. In den Bibliotheken bekannter Baumeister waren bis dahin in vielen Fällen nur die Schriften des römi-

8 BAUER, Hermann: Form, Struktur, Stil: Die formanalytischen und formgeschichtlichen Methoden, in: BELTING, Hans/ DILLY, Heinrich/ KEMP, Wolfgang/ SAUERLÄNDER, Willibald/ WARNKE, Martin (Hg.): Kunstgeschichte. Eine Einführung, Berlin 1996, S. 151–167, hier S. 160.

9 SEDLMAYR, Kunst und Wahrheit, Mittenwald 1978, S. 103.

10 MATSCHE, Franz: Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karl VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des „Kaiserstils“ (Beiträge zur Kunstgeschichte 16/1), Berlin, New York 1981.

11 MORGENTHALER, Simon: Formationen einer Kunstwissenschaft. Text- und Archivistudien zu Hans Sedlmayr (Textologie 8), Berlin 2020, S. 405.

12 BOGNÁR, Anna-Victoria: Der Architekt in der Frühen Neuzeit. Ausbildung-Karriereweg-Berufsfelder (Höfische Kultur interdisziplinär. Schriften und Materialien des Rudolstädter Arbeitskreises zur Residenzkultur 2), Heidelberg 2020, S. 40, URL: <https://library.oapen.org/bitstream/id/661b3906-0629-423b-b193-7fd54e298631/heiUP_OAPEN_Bognar_Architekt_book.pdf> (11.03.2024).

13 BOGNÁR, Der Architekt, S. 42.

schen Architekten und Theoretikers Vitruv zu finden. Für die deutschsprachigen Theoretiker war der Architekt am Ende des 17. Jh. noch „kein eigentlicher Künstler, sondern ein Oberhaupt und Ordonierer anderer Künstler“¹⁴, „ein Regent [...] der Künstler“¹⁵, und noch 1744 machte der Professor und Architekturtheoretiker Johann Friedrich Penther (1693–1749) keinen Unterschied zwischen Architekten und Baumeistern. Eine eigenständige Berufsgattung für Architekten formte sich demnach in dieser Zeit erst allmählich und war starken Schwankungen zwischen handwerklicher Verankerung und Herauslösen zur planerischen Eigenständigkeit unterworfen.

Als Amt wurde das herrschaftliche Bauwesen in der Frühen Neuzeit nach und nach institutionalisiert. Am habsburgischen Hof in Wien war die Leitung des Bauamtes während des 17. Jh. nur nach Bedarf besetzt.¹⁶ Dieser Umstand und die unterschiedlichen Qualifikationen seiner Inhaber, vom Bauschreiber über Entwerfer, Ingenieure und Hofkammerräte in Aufsichtsfunktion, lassen eine Geringschätzung dieses Amtes erkennen. Nach mehreren Stationen, unter anderem als Architektur- und Zeichenlehrer des Sohnes Kaiser Leopolds I. (1640–1705) und als Architekt mehrerer Kirchen für den Salzburger Erzbischof, hatte Fischer von Erlach ab 1705 den Posten eines „Oberinspector über alle Kay. Lust- und Hoffgebeü“ im kaiserlichen Bauamt in Wien inne.¹⁷ Welche Aufgaben damit verbunden waren, kann wegen der fehlenden Instruktion nicht mehr nachvollzogen werden. Eine stärkere Strukturierung des Apparates des Bauamtes erfolgte erst in den 1720er-Jahren.

Um eine Stelle an einem regierenden Hof zu erhalten, gab es keine formalen Vorschriften.¹⁸ Die Empfehlung einer vertrauten Person war der sicherste Weg für einen Einstieg. Ab der zweiten Hälfte des 17. Jh. war eine Nobilitierung für die Besetzung höherer Ämter Voraussetzung.¹⁹ Meist wurden Architekten wegen langjähriger treuer Dienste nobilitiert, was sich nicht von anderen höfischen Beförderungen unterschied.²⁰ Ab 1700 war vermehrt eine qualifizierende Ausbildung, passend zur Stelle, notwendig.²¹ Von anderen Amtsträgern unterschieden sich Architekten durch ihre zusätzlichen technischen und künstlerischen Qualifikationen. Doch der Unterschied zu Künstlern wie Malern, Bildhauern oder Musikern im Hinblick auf ihren Status und ihren Lohn in der Frühen Neuzeit ist signifikant.²²

Es wird angenommen, dass Fischer von Erlach während seines 15-jährigen Italienaufenthalts eine Ausbildung an der Accademia di San Luca in Rom erhalten hat, da sein Werkstattmeister Philipp Schor deren Vorsteher war. Durch seine in Italien aufgebauten Kontakte in Adelskreisen gelangte er zu Empfehlungen, die ihm bei der Rückkehr 1686

14 DIEUSSART, Charles Philippe, 1697, in: BOGNÁR, Der Architekt, S. 43.

15 STURM, Leopold Christoph, 1714, in: BOGNÁR, Der Architekt, S. 43.

16 BOGNÁR, Der Architekt, S. 244.

17 BOGNÁR, Der Architekt, S. 244.

18 BOGNÁR, Der Architekt, S. 185.

19 KREUL, Andreas: Fischer von Erlach, Johann Bernhard, in: BEYER, Andreas/ SAVOY, BÉNÉDICTE/ TEGETHOFF, Wolf (Hg.): Allgemeines Künstlerlexikon - Internationale Künstlerdatenbank, Berlin, New York 2021, o.S., URL: <https://www.degruyter.com/database/AKL/entry/_00068301/html> (26.3.2024).

20 BOGNÁR, Der Architekt, S. 331.

21 BOGNÁR, Der Architekt, S. 187 und 331.

22 BOGNÁR, Der Architekt, S. 383.

hilfreich waren.²³ Er wurde in den Jahren 1701 oder 1705 nobilitiert.²⁴ Sein Werdegang entspricht demnach den damaligen Möglichkeiten.

Neben seiner Tätigkeit im Hofbauamt arbeitete Fischer von Erlach ab 1705 am „Entwurf einer historischen Architectur“, einem architekturtheoretischen Stichwerk, das einen Überblick zu bedeutenden monumentalen Bauwerken aus mehreren Ländern und Epochen geben sollte.²⁵ 1712 bot sich die Gelegenheit, das Manuskript zielgerichtet einzusetzen. In aller Eile stellte er es gemeinsam mit dem Numismatiker des Kaisers, Carl Gustav Heraeus, der die Widmung dazu verfasste²⁶, für den neuen Kaiser zusammen. Sein ehemaliger Schüler, Kaiser Joseph I., war unerwartet verstorben und an seine Stelle rückte dessen Bruder Karl VI. (1685–1740), der aus Spanien zurückkehren musste. Eine Weiterbeschäftigung in einer leitenden Stellung war bei einem Wechsel an der Spitze der Regierung nicht gewiss und dieses Manuskript eine Empfehlung ihrer beider Expertise.

Mittels der antiquarischen Kenntnisse von Heraeus in der Numismatik und der antiken Literatur war es Fischer von Erlach gelungen, Abbildungen zu nutzen und das Stichwerk aufzubauen.²⁷ Abgebildet sind in fünf Büchern Gebäude der Antike, unter anderem aus Judäa und Rom, schließlich Gebäude und Entwürfe von Fischer von Erlach selbst sowie antike Vasen.²⁸

Im vierten Buch ist mit einer Ehrenpforte zur Vermählung Josephs I. im Jahr 1699 ein ephemerer Bau zu sehen.²⁹ Mit Bauten und Illuminationen aus vergänglichen Materialien wurden Feierlichkeiten wie Krönungen, Trauerbezeugungen, Vermählungen oder Geburten gefeiert und mit allegorischen Aussagen verknüpft. Architekten und Theaterarchitekten in Wien konkurrierten um die zahlreichen Aufträge des Hochadels und des kaiserlichen Hofes. Bereits 1690 hatte Fischer von Erlach eine Ehrenpforte zur Krönung von Joseph I. zum römischen König erschaffen.³⁰ Er kombinierte zwei Triumphsäulen, mit einem Schraubenfries geschmückte säulenförmige Statuenträger in Art der Trajanssäule³¹, mit einer tonnengewölbten Durchfahrt, ein Aufbau, der von den Zeitgenossen als ungewöhnlich innovativ empfunden worden sein soll. Das Motiv der Triumphsäule beschäftigte Fischer von Erlach im Kontext von Herrscherrepräsentation demnach von Beginn seines Schaffens an, wobei er das Motiv der Triumphsäule und deren Bedeutung zur Herrscherlegitimierung mit ziemlicher Sicherheit in Rom kennengelernt hatte.

Eine andere Tafel im Stichwerk zeigt Fischers von Erlach monumentalen Entwurf für

23 KREUL, Fischer von Erlach, o.S.

24 KREUL, Fischer von Erlach, o.S.

25 KUNOTH, George: Die historische Architektur Fischers von Erlach (Bonner Beiträge zur Kunstwissenschaft 5), Düsseldorf 1956.

26 MATSche, Kunst im Dienst, S. 44.

27 MATSche, Kunst im Dienst, S. 44.

28 FISCHER VON ERLACH, Entwurf einer historischen Architektur (Die bibliophilen Taschenbücher), Dortmund 1978.

29 KUNOTH, Historische Architektur, Abb. 99.

30 FÜRST, Ulrich: Einführung in die Architektur der Renaissance und des Barock. URL: < https://www.projekte.kunstgeschichte.uni-muenchen.de/arch_complete_vers/40-ren-barock-architektur/studieneinheiten/lektion_0/0_5_28.htm > (3.3.2024).

31 GAUER, Werner: Die Triumphsäulen als Wahrzeichen Roms und der Roma secunda und als Denkmäler der Herrschaft im Donauraum, in: Zeitschrift Antike und Abendland 27/1 (1981), S. 179–192, hier S. 179. URL: <<https://doi.org/10.1515/9783110241396.179>> (23.3.2024).

das ehemalige Jagdschloss Schönbrunn als einen Versuch, das Schloss Versailles Ludwigs XIV. (1638–1715) zu übertrumpfen.³² Die Rivalitäten zwischen dem französischen König und dem Habsburger Kaiserhaus waren traditionell. Nach einem abgeänderten Entwurf von Fischer von Erlach wurde mit dem Bau von Schönbrunn 1696 unter Leopold I. begonnen. Mit der Regierungsübernahme von Karl VI. wurden die Bauarbeiten eingestellt und das Schloss erst unter Maria Theresia (1717–1780) vollendet, da Kaiser Karl VI. seinen kunstpolitischen Schwerpunkt anders setzte. So spiegeln sich im Stichwerk zeitgeschichtliche Entscheidungen wider.

In der Forschung wird diskutiert, ob der „Entwurf einer historischen Architectur“ als die „erste Weltgeschichte der Architektur“³³ gelten könne. Das Werk ähnelt zwar denen anderer Architekten seit der Renaissance, die ebenfalls Architekturtraktate veröffentlichten.³⁴ Aber es wurde nicht als Sammlung eines ungebundenen Architekten angelegt. So fehlen beispielsweise wichtige Bauten aus Frankreich, was dem Hegemoniekampf um Europa zwischen den Bourbonen und den Habsburgern geschuldet war.³⁵ Bauten des klassischen Altertums werden bevorzugt. Mit dieser Selektivität stellte Fischer von Erlach das Werk in den Dienst des Heiligen Römischen Reichs, für dessen Legitimation und Kontinuität. Es wird selbst zum Baustein der kaiserlichen Programmatik Karls VI.³⁶ Seine eigenen Entwürfe und Bauwerke stellte der Architekt mit diesem Stichwerk in die Nachfolge dieser antiken Vorbilder. Für Matsche ist dies die historische Begründung des „Kaiserstils“.³⁷

Das Regierungsprogramm Kaiser Karls VI. spiegelt sich im politisch ausgerichteten Bauprogramm des Architekten wider.³⁸ Architektur ist als öffentlich sichtbare Macht demonstration daher enger als andere Künste mit den politischen Prozessen von Gesellschaften verflochten.³⁹ Die architektonischen Werke werden selbst zu *Politica*, mit den zu verkörpernden Tugenden des Herrschers im Mittelpunkt. Weder aus der Sicht Karls VI. noch aus der Sicht seines Architekten kann daher die Rede von einer Autonomie der Kunstwerke als rein ästhetische Gebilde und von einer Trennung zwischen Kunst und Politik gesprochen werden.

In der ersten Druckfassung seines Stichwerks, die 1721 erschien, präsentiert Fischer von Erlach auch die Karlskirche. Der Bau wird in der Frontansicht zusammen mit der Gedenkmedaille der Grundsteinlegung (Abb. 1), in der Seitenansicht und als Querschnitt durch die Längsachse abgebildet. Der Wettbewerb für diese Votivkirche des Kaisers als Zeichen des Danks für das Ende der Pestepidemie in Wien von 1713 fand am Schnittpunkt zwischen Fischers von Erlach gereifter Entwicklung am habsburgischen Hof und dem

32 KUNOTH, *Historische Architektur*, Abb. 100.

33 HAMMARLUND, ANDERS: *ETT äventyr i staten. Carl Gustav Heraeus 1671–1725. Fran Stockholm till keysarhovet i Wien*, Stockholm 2003. Deutsche Übersetzung: DeepL URL: <www.deepl.com/translator> (27.1.2024), *„Ett äventyr*, S. 188.

34 THOENES, Christoph: Einführung, in: TASCHEN VERLAG (Hg.): *Architekturtheorie. Von der Renaissance bis zur Gegenwart* (Bibliotheca Universalis), Köln 2015, S. 24.

35 FISCHER VON ERLACH, Entwurf, S. 2.

36 EVERS, Bernd/ ZIMMER Jürgen: Deutschland. Johann Bernhard Fischer von Erlach, in: TASCHEN VERLAG, *Architekturtheorie*, S. 567.

37 MATSCHI, *Kunst im Dienst*, S. 49.

38 MATSCHI, *Kunst im Dienst*, S. X.

39 THOENES, Einführung, S. 22.

Beginn der Regierungszeit Karls VI. statt. Mit einem Entwurf, der alle programmatischen Vorhaben des jungen Kaisers in einem Bau vereinte, gewann der Architekt den Wettbewerb. Im Unterschied zu seinen Mitbewerbern Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) und Giuseppe Galli-Bibiena (1696–1757) reichte Fischer von Erlach einen Entwurf in einem monumentalen Stil ein.⁴⁰ Durch die Verbindung von christlichen architektonischen Bauteilen und römischer Triumphalarchitektur zu einem kaiserlichen Monument markiert die Karlskirche einen Wandel in der visuellen Repräsentation der habsburgischen Herrschaft. Mit Karl VI. hatte sich die Kunstpolitik des Hauses weggewandt von der Blickrichtung nach Frankreich und hin zu einer Verbindung des katholischen Herrscherhauses mit der römischen Antike.⁴¹



Abb. 1: FISCHER VON ERLACH, Johann Bernhard: Prospect der Neuen Kirchen S. Caroli Borromaeis, in: Entwurf einer historischen Architektur, Leipzig 1725. URL: <<https://doi.org/10.11588/diglit.1612#0105>> (01.08.2024)

40 POLLEROS, Friedrich: Die Karlskirche als Kunstwerk und politisches Symbol. Votivkirche und Staatsdenkmal, in: DOPPLER, Elke (Hg.): Am Puls der Stadt: 2000 Jahre Karlsplatz, Ausstellungskatalog, Wien 2008, S. 80–87, hier S. 82.

41 MATSCHE, Kunst im Dienst, S. XI.

Sedlmayr kehrt in seinem Aufsatz begeistert wiederholt zur Verwendung des Motivs der beiden Triumphsäulen für die Karlskirche zurück.⁴² Dieser Säulentyp war im Formrepertoire Fischers von Erlach von Beginn seines Schaffens an verankert. In den Entwürfen zu Schloss Schönbrunn befanden sich zu beiden Seiten des Haupteingangs von Adlern bekrönte Triumphsäulen. In seine „Historische Architectur“ nahm er mehrere antike Bauten mit diesem Säulenmotiv auf, so den Salomonischen Tempel und die Trajanssäule in Rom. Sie galten als bevorzugtes Motiv in der Architektur der Barockzeit, beispielsweise bei Gian Lorenzo Bernini (1598–1680). Für die habsburgischen Kaiser, die ihre Politik der Herrscherlegitimierung in die Nachfolge der römischen Kaiser stellen wollten, nahm die zeitgenössisch beliebte Triumphsäule zusätzliche emblematische Bedeutungsebenen an.

Nachdem Fischer von Erlach den Bau in den ersten Jahren begleitet hatte, übernahm sein Sohn Joseph Emanuel (1693–1742) wegen einer Erkrankung des Vaters ab 1722 die Bauleitung bis zur Fertigstellung im Jahr 1739 und änderte die Ausführung teilweise ab. Als Autoren für das gebaute Ergebnis stehen demnach sowohl der Vater als auch der Sohn ein. Sedlmayr nutzt in seiner Interpretation allerdings nicht den fertigen Bau, sondern besteht auf dem ursprünglichen „Zustand ohne Veränderungen“⁴³ als eine der Bedingungen der Strukturanalyse. Er erreicht dies durch den Blick auf die vorhandenen Münzen und Pläne. Dadurch scheidet der Sohn als Mitautor aus und die Fokussierung auf den Vater wird nicht gefährdet. Die Strukturanalyse Sedlmays scheint an dieser Stelle einseitige, wenn nicht gar gelenkte Ergebnisse zu produzieren, und das Objekt dient der Stilisierung der Person des Architekten. Die Distanz zum Objekt, wie sie andere Methoden, beispielsweise die Stilanalyse, wahren, ist hier nicht gewollt.

Insgesamt zeigt sich in der Betrachtung Fischers von Erlach als Architekt des Kaisers des Heiligen Römischen Reichs eine Eingebundenheit ganz im Dienst der Herrscherrepräsentation und Machtlegitimierung.

Carl Gustav Heraeus – der kaiserliche Konzepteur

Carl Gustav Heraeus, Sohn einer schwedischen Mutter und eines deutschen Vaters, studierte in Frankfurt an der Oder, Gießen und Utrecht und gelangte über mehrere Stationen nach Wien, wo er 1710 von Kaiser Joseph I. die Stellung des „Medaillen- und Antiquitäten-Inspektors“⁴⁴ mit dem Titel eines „kaiserlichen Raths“⁴⁵ erhielt.

Die Numismatik im Europa des 17. Jh. war eng verflochten mit dem Concettismo, einem Begriff, der sich innerhalb der Rhetorik entwickelte.⁴⁶ Ein Konzept basierte auf der besonderen Erfindung, der Invention, die anschließend künstlerisch realisiert wurde. Der Wert der Invention wurde sogar höher angesetzt als die Arbeit des ausführenden Künstlers.

42 SEDLMAYR, Johann Bernhard Fischer von Erlach (Grosse Meister, Epochen und Themen der österreichischen Kunst. Österreichische Galerien und Graphische Sammlung Albertina), Wien 2017, S. 57.

43 SEDLMAYR, Kunst, S. 98.

44 HAMMARLUND, Ett äventyr, S. 153.

45 HAMMARLUND, Ett äventyr, S. 153.

46 BAUER, Hermann: Barock. Kunst einer Epoche, Berlin 1992, S. 183.

Sulzer drückt das in den 1770er-Jahren wie folgt aus: „Die glückliche Erfindung einer Allegorie gibt einem Gemälde einen größeren Wert, als es selbst durch Tizians Pinsel erlangen würde, wenn dieser nicht mit höherem Verdienst verbunden wäre.“⁴⁷ So entwickelte sich ein gelehrtes Spezialistentum, das Konzepte für Theater, Feste und bildliche Ausstattungen für die Auftraggeber von Kirche und Hof erstellte. Dies galt auch für Inventionen, die in der Architektur umgesetzt wurden. Besonders Numismatiker waren mit ihrer umfassenden Kenntnis des Altertums und von Inschriften geeignet, in Doppelfunktion emblematische Konzepte und Devisen zu erstellen. Sie nahmen eine unverzichtbare Stelle für die Aufgabe der Herrscherdarstellung und Machtlegitimation ihrer Auftraggeber ein.

Während seiner Anstellung am Hof erstellte Heraeus nachweislich für alle ephemeren Bauten des Hofes und des Adels in Wien die Konzepte und arbeitete in dieser Funktion auch mit Fischer von Erlach zusammen. In zahlreichen Schriften gewährt Heraeus Einblicke in seine Tätigkeiten. Die „Inscriptiones et symbola, varii argumenti“⁴⁸ ist eine von ihm kommentierte Sammlung der von ihm entworfenen Medaillen, Embleme, ephemeren Gerüste und Inschriften. Sie gewährt einen Blick auf den der Antike verpflichteten Gelehrten, der die Ikonologie der Herrscherrepräsentanz der Kaiser Josephs I. und Karls VI. aufbaute. Sein Einfluss auf die Formung eines „Kaiserstils“ kann hier nur erahnt werden.

Im ersten Teil der Schrift präsentiert Heraeus Medaillen, die er für den Kaiser entworfen hat. Die handlichen und transportablen Medaillen boten sich als geeignetes Kommunikationsmittel an und fungierten im 17. Jh. als beliebtes und verbreitetes Bild-Text-Medium.⁴⁹ Die Themen orientierten sich an antiken Münzen, die die renommierte „Académie des inscriptions“ als ideal ansah.⁵⁰ In Verbindung mit ihrer Dokumentation in Kupferstichen fungierten Gedächtnismedaillen als Leitmedium für die jeweilige Herrscherlegitimation.⁵¹ Durch sie konnten entsprechende Aussagen in den Händen aller lebendig werden und waren nicht an einen Ort gebunden. Die Medaille nahm unter allen Kunstkategorien eine herausragende politische Rolle ein, weshalb Karl VI. eine „Historia numismatica“ plante und Heraeus damit beauftragte.⁵²

Mit Karls Übernahme der Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches und der bleibenden Krone aus seiner Zeit in Spanien galt es für Heraeus, ein Motto für Karl VI. zu entwerfen. Er wählte dazu das Doppelsäulenmotiv, bei dem die eine Säule als Zeichen des Krieges mit Lorbeer und die andere als Zeichen des Friedens mit Palmwedeln umwunden ist. Beides sind Verweise auf künftige große Leistungen des neuen Herrschers. Sie tragen

47 BAUER, Barock, S. 183. Zitat aus: Sulzer, J.G.: Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Leipzig-Berlin 1771-74.

48 HERAEUS, Carl Gustav: Inscriptiones et symbola, varii argumenti, Nürnberg 1721. Digitalisat: URL: <www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10641406?page=1> (18.03.2024).

49 KLECKER, Elisabeth: ‚Antiquos reverentia, novos aequitate‘: „moderne“ Antikerezeption bei Carl Gustav Heraeus, in: PEPER INES/ WALLNIG Thomas (Hg.): Central European Pasts. Old and new in the Intellectual Culture of Habsburg Europe, 1700–1750 (Cultures and Practices of Knowledge in History 6), Berlin, Boston 2022, S. 479–510, hier S. 485.

50 KLECKER, ‚Antiquos reverentia‘, S. 479.

51 KLECKER, ‚Antiquos reverentia‘, S. 485.

52 FABIANKOWITSCH, ANNA: CONSTANTER CONTINENT ORBEM. ZUR REPRÄSENTATION KARLS VI. AUF MÜNZEN UND MEDAILLEN, in: SEITSCHKEK Stefan/ HERTEL Sandra (Hg.): Herrschaft und Repräsentation in der Habsburgermonarchie (1700–1740). Die kaiserliche Familie, die habsburgischen Länder und das Reich (Bibliothek Altes Reich 31), Berlin 2020, S. 399–420, hier S. 413.

gemeinsam eine kaiserliche Krone.⁵³ Zusammen mit dem Wahlspruch „Fortitudine et Constantia“ als Herrschertugenden tauchen bereits hier Ansätze auf, die sich im Konzept der Karlskirche wiederfinden.

Mit dem Motiv der Doppelsäule bezog sich Heraeus einerseits auf Karls Zeit in Spanien, an dessen nicht überschreitbarer Grenze an der Pforte des Mittelmeeres bei Gibraltar die mythologischen Säulen des Herkules standen.⁵⁴ Andererseits konnte der gebildete Barockmensch das Motiv in der Metaphorik der Gedichte Pindars (6./5. Jh. v.Chr.) als Symbole größten Glücks und höchster Leistung⁵⁵ deuten oder mit dem römischen Schriftsteller Tacitus (1./2. Jh.) als Symbol des Herkules, dass alles Großartige an jedem Ort auf dessen Ruhm zu beziehen sei.⁵⁶ Diese Metaphern reichten über die Antike bis in die Frühe Neuzeit und wurden von den Kaisern des Heiligen Römischen Reichs übernommen. Die Antikenrezeption von Heraeus fiel am Wiener Hof auf fruchtbaren Boden. Die Konzepte, die die Herrscherlegitimation emblematisch erschaffen sollten, wurden der Politik des jeweiligen neuen Kaisers angepasst. Karl VI. stellte die Verbindung von Krone und Religion in den Mittelpunkt seiner Legitimation und demonstrierte dies gleich zu Anfang seiner Regierungszeit mit dem Monumentalbau der Karlskirche.

In den „Inscriptiones et symbola, varii argumenti“ bildete Heraeus die Gedenkmedaille zur Grundsteinlegung der Kirche von 1716 ab und fügte eine Erläuterung an (Abb. 2).⁵⁷ Der Bau sei der erste von Karls Bauten und dem ersten kaiserlichen Architekten, Fischer von Erlach, einem „antiquae artis Cultori sedulo“⁵⁸ anvertraut worden. Die beiden Kolossalssäulen, die diejenigen von Trajan und Antonius in Rom imitierten, würden dem Bau einen noch erhabeneren Anblick verleihen. Es gehe nicht um das Eigenlob des „Caesars“, des Kaisers, sondern um dessen Bittsteller, den Hlg. Karl Borromäus (1538–1584). Heraeus beschreibt damit die komplexe Verknüpfung von Religion und Staatspolitik sehr selbstbewusst. Architektonisch fokussiert er auf das Motiv der beiden Säulen, weniger auf andere Bauteile der Komposition. Es stellt sich die Frage, ob er damit auf seinen eigenen Anteil an der Invention der Kirche anspielt.

Auch eine andere Stelle spricht für eine intensive Beteiligung von Heraeus am Konzept. Er berichtete Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), mit dem er in regem Austausch stand, über den Ausgang des Architektenwettbewerbs, dass „sa Maj. Imp. vient de donner une preuve de son bon goût decisif [...] Voila un bon prejuger pour les arts“.⁵⁹ Die Worte zeugen zumindest von einer Parteinahme für Fischer von Erlach. Wahrscheinlicher ist, dass in der ausgedrückten Freude über die persönliche Entscheidung des Kaisers der Stolz für

53 POLLEROSS, Friedrich: Architektur und Panegyrik. Eine Allegorie der Jesuiten zur Geburt von Erzherzog Leopold Joseph (1682), in: ENGEL, Martin (Hg.): Barock in Mitteleuropa: Werke, Phänomene, Analysen. Helmut Lorenz zum 65. Geburtstag (Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 55/56), Wien 2007, S. 375–391, hier S. 389.

54 HOPPE, Stephan: Was ist Barock? Architektur und Städtebau Europas 1580–1770, Darmstadt 2003, S. 198.

55 NESSELRATH, Heinz-Günther: Die Säulen des Herkules – eine mythische Landmarke und ihre Bedeutung in der Klassischen Antike, in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, 1 (2008), S. 226–232, hier S. 230.

56 NESSELRATH, Die Säulen des Herkules, S. 232.

57 HERAEUS, Inscriptiones et symbola, S. 75, 76.

58 HERAEUS, Inscriptiones et symbola, S. 76.

59 MATSche, Kunst im Dienst, S. 34.

das Konzept mitschwingt, an dem er selbst entscheidend beteiligt war. Matsche spricht von einem gemeinsamen, wechselseitig anregenden Arbeitsprozess von Heraeus und Fischer von Erlach⁶⁰ und betont die „gemeinsame Gesamtleistung“.⁶¹ Bauer stellt fest, dass „ein wesentlicher Teil der Symbole der sog. ‚Reichskunst‘ Fischers von Erlach auf Heraeus zurückgehen“⁶² dürfte.



Abb.2: HERAEUS, CARL GUSTAV AVERS DER
GEDÄCHTNISMEDAILLE ZUR GRUNDSTEINLEGUNG DER
KARLSKIRCHE 1716, IN: INSTRUCTIONES ET SYMBOLA, VARIJ
ARGUMENTI, NÜRNBERG 1721.

URL: <<https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/BSB10641406?page=80,81>> (01.08.2024)

Medaille. Es ergeben sich zwei Folgerungen daraus: Entweder hatte Sedlmayr mit seinen Forschungen die ineinandergreifenden Netzwerke barocker Gesellschaften nicht erschlossen oder er hat versucht deren Signifikanz bewusst zu minimieren. In beiden Fällen ist die Nachwirkung bis heute fatal, da sie ein verzerrtes Bild von Fischer von Erlach zeichnet, in dessen Zeit der Geniekult noch keinen Platz hatte.

Sedlmayr erwähnt Heraeus in seinem Aufsatz über die Karlskirche als Erfinder des symbolischen Programms, was „für die Gestaltung eines barocken Gesamtkunstwerkes nicht minder wichtig als Bildhauer, Maler, Stukkateure“ sei.⁶³ Mit dieser Feststellung ordnet er den Gelehrten der Ebene der Handwerker zu und unterstellt ihn dem Architekten. Durch die Strategie der Unterordnung des Numismatikers und Konzepteurs unter den Hofarchitekten⁶⁴ bleibt die dominierende Alleinstellung Fischers von Erlach gewahrt. Dieses Vorgehen scheint symptomatisch für Sedlmayr. In seiner Monographie von 1956 taucht Heraeus ebenfalls nur randständig auf.⁶⁵ Dem Konzepteur ist ein kurzes Kapitel gewidmet. Erwähnt wird er im Zusammenhang mit einer

60 MATSCHE, Kunst im Dienst, S. 45.

61 MATSCHE, Kunst im Dienst, S. 48.

62 BAUER, Barock, S. 186.

63 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 183.

64 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 183.

65 SEDLMAYR, Johann Bernhard Fischer von Erlach, S. 110 und 138.

Fazit

Sedlmayr verweist in der Einleitung zu seinem Aufsatz über die Karlskirche in Wien auf die darin angewandte Methode der Strukturanalyse.⁶⁶ Dabei würden Form und Inhalt durch intuitives Nachgestalten in der Anschauung des Objekts zusammenfallen und dessen Einzigartigkeit herausstellen.⁶⁷ Doch diese Methode enthebt das interpretierte Objekt dem historischen Kontext⁶⁸, führt zu einer gelenkten, einseitigen Deutung und hat eine Engführung der Interpretation zur Folge. Sedlmayr nutzt diesen Ansatz zu einer distanzlosen Verbindung des Gebäudes mit dem Architekten und erreicht so sein Ziel, Fischer von Erlach als alleinigen und autonomen Schöpfer der Karlskirche zu stilisieren. Der eingestreute Kontext wird zum funktionslosen Füllstoff.

Der Ausschluss von Personen, die am Bau beteiligt waren, ist in der Fokussierung auf Fischer von Erlach besonders wichtig. Carl Gustav Heraeus und Joseph Emanuel werden deshalb in ihrer Bedeutung massiv unterschätzt.

Im Gegensatz zu Sedlmayrs These wurde gezeigt, dass Fischer von Erlach in den Traditionen seiner Zeit stand. Die von ihm gebauten Interpretationen der kaiserlichen Embleme und Devisen sind an den jeweiligen Herrscher des Habsburger Hauses angepasst und daher politisch begründet. Für den Hofarchitekten war die Invention eine selbstverständliche, nicht zu vernachlässigende Aufgabe. Ein Portrait, das um 1720 entstanden ist, zeigt ihn mit den Werkzeugen des Architekten und der rechten Hand mit abgespreizten Fingern, der rhetorischen Geste des *Concettismo*.⁶⁹ Im Zusammenspiel mit dem kaiserlichen Numismatiker und Konzepteur Heraeus entstanden Gemeinschaftswerke, die, wie die Karlskirche, den kaiserlichen Machtanspruch visuell genau auf die Programmatik Karls VI. abgestimmt, darstellen sollten. Beide, Heraeus und Fischer von Erlach, können damit als Kreatureure des „Kaiserstils“⁷⁰ bezeichnet werden.

Der von Sedlmayr verfochtene Begriff eines Fischerschen „Reichsstils“⁷¹ ist nicht zu halten, genauso wie seine These, Fischer von Erlach als den herausragendsten Architekten des 18. Jh. zu bewerten.⁷² Seine Hervorhebung dient der Abwertung der künstlerisch-kulturellen Leistungen von Sedlmayrs eigener Epoche⁷³ und verfehlt damit die Möglichkeit, Fischer von Erlach als einen modernen Netzwerker der Frühen Neuzeit zu verstehen.

66 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 174.

67 SEDLMAYR, Kunst, S. 98.

68 BAUER, FORM, STRUKTUR, STIL, S. 161.

69 POLLERROSS, Friedrich: Von redenden Steinen und künstlich-erfundenen Architekturen. Oder: Johann Bernhard Fischer von Erlach und die Wurzeln seiner *conceptus imaginatio*, in: *Römische Mitteilungen* 49 (2007), S. 319–396, hier S. 395.

70 POLLERROSS, Die Karlskirche, S. 82.

71 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 187.

72 SEDLMAYR, Karlskirche, S. 175.

73 MÄNNIG, Hans Sedlmayr, S. 251.

STEFAN PÄTZOLD/ WILFRIED REININGHAUS (Hgg.): Quellenkunde zur westfälischen Geschichte vor 1800. Zwanzig Beiträge zu Auswertungsmöglichkeiten und Erkenntnispotentialen vormoderner Überlieferungen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge, Bd. 72), Münster: Aschendorff 2023, 443 S., Festeinband, Abb., 44,00 €

Die wissenschaftliche Erforschung der westfälischen Landesgeschichte vor 1800 – etwa bis zum Ende des Alten Reiches, steht vor der Herausforderung einer Vielzahl verschiedener Quellen. Jene nutzbar zu machen ist durch besondere Entstehungsumstände erschwert, wenn sie der Quelle nicht unmittelbar zu entnehmen sind. In diesem Kontext liefert die von Stefan Pätzold und Wilfried Reininghaus herausgegebene „Quellenkunde zur westfälischen Geschichte vor 1800“ einen wichtigen Beitrag zur regionalhistorischen Forschung, über die Region hinaus aber auch als Beitrag zu den historischen Grund- und Hilfswissenschaften. Explizit richtet sie sich an mehrere Zielgruppen, so an historisch Interessierte wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die bei den quellenkundlichen Darstellungen die wissenschaftlichen Standards gewahrt finden.

Das Werk aus der Reihe „Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen“ intendiert, der allgemeinen wie landesgeschichtlichen Forschung Rechnung zu tragen, bezieht diverse Archivsparten mit ein und gibt Überlieferungslücken, Ersatz- und Ergänzungsüberlieferungen an. Daneben reagiert das Erscheinen der Quellenkunde auf die mittlerweile auch digital massenhafte Verfügbarkeit von Urkunden, Akten und Amtsbüchern, indem sie zu deren Verständnis Begleitinformationen liefert. Das Herausgeberduo aus Stefan Pätzold (*1966), Historiker, Archivar und Leiter des Stadtarchivs Mülheim an der Ruhr und Wilfried Reininghaus (*1950), Historiker, Archivar, 1. Vorsitzender der Historischen Kommission für Westfalen und Verfasser von zwölf der 20 Beiträge des Bandes, versammelt Aufsätze von sieben Autorinnen und Autoren im Band, der nur den Auftakt zu einer westfälischen Quellenkunde für die Zeit vor 1800 markiert. Weitere 62 Artikel für die „Quellenkunde Westfalens“ stehen aus, die weiterhin zunächst auf der Homepage der Historischen Kommission verfügbar sein und bei einer ausreichenden Anzahl von Beiträgen in einem weiteren Band münden werden. Das Projekt, Forscherinnen und Forschern zur Orts- und Landesgeschichte Westfalens Quellen zur westfälischen Geschichte in modifizierter Form vorzubringen, wurde bereits 2010 angestoßen und soll fortgesetzt werden. Eingang in die Quellenkunde fanden auch die organisatorischen Veränderungen in der Historischen Kommission insbesondere in Bezug auf ihre quellenkundliche Arbeit, die sich aus den Entwicklungen und Trends in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten ergaben und dem Ziel folgten, neue Wege in der Vermittlung von Quellen zu gehen. Wertvolle Impulse für die Konzeption der Quellenkunde generierte die Historische Kommission seit 2011 aus mehreren Workshops mit historisch Forschenden, Archivarinnen und Archivaren, in denen sich jeweils einer mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellengattung gewidmet wurde; sowie aus der Einrichtung von sechs Referaten, die verschiedenen Sparten zugeordnet sind.

Das Erscheinen der Quellenkunde ist auch dem Ansinnen der Historischen Kommission geschuldet, die die sorgfältige Begutachtung der Quellen als notwendiges Erfordernis für Historikerinnen und Historiker betrachtet, um ihrer Beweispflicht und der Wahrung wissenschaftlicher Objektivität Rechnung zu tragen. An dieser Stelle betont sie, dem Zusammenspiel von Geschriebenem und der Materialität eine größere Relevanz zuzuschreiben, speziell die Anzahl der einzubeziehenden Materialien zu vergrößern. Für Westfalen bestehe dieses Erfordernis, was die Herausgeber in der „Einführung“ mit dem Göttinger Akademieprojekt „Ortsnamen zwischen Rhein und Elbe“ verdeutlichen. Zum einen sei es notwendig, sich bei dem Projekt auf der Schnittstelle zwischen Linguistik, Siedlungsgeographie und Landesgeschichte anderen Disziplinen zu öffnen; zum anderen stehen für den Untersuchungszeitraum nur wenige schriftliche Quellen zur Verfügung. Hier dienen die Überreste des alten Bergbaus über und unter Tage gleichwohl als Quelle, die anhand von Prospektion der Bodendenkmäler und der Montanarchäologie sowie weiterem zu erwartenden technischen Fortschritt untersucht werden. Wie die Schriftzeugnisse müssen sie der Quellenkritik standhalten, so die Herausgeber der Quellenkunde.

Bereits zu Anfang ihres Bandes verdeutlichen Stefan Pätzold und Wilfried Reininghaus, welche Haltung sie zur jüngeren geschichts- wie hilfswissenschaftlichen Debatte einnehmen, in der Vorbehalte gegenüber quellenkundlichen Klassifikationsansätzen vorgebracht werden. Eingang in den Band fand die Ansicht der Herausgeber, die entgegen diesen Standpunkten ein der Quelle gebührendes Verstehen ohne ihre Einordnung in den Kontext samt einer quellenkritischen Analyse des Textes oder materiellen Befunds kaum für möglich halten. Inhaltlich machen sie darauf aufmerksam, die nun folgenden Gattungen nicht qua ihrer Definition zum alleinigen Maßstab zu nehmen, sondern den Blick auf das gesamte Schriftgut einer Region zu richten. Ferner gehen sie auf die Frage nach für Westfalen spezifischen Gattungen ein, bei der sie bis auf die Gattung der Briefe, wo sie jene Frage verneinen, ermahnen, Obacht auf die regionalen und lokalen Umstände zur Schriftgutproduktion zu geben.

Thematisch widmen sich die Bandbeiträge den Akten der Reichskreise, Amtsprotokollen, Aufzeichnungen zur herrschaftlichen Güterverwaltung, Briefen, Bürgerbüchern, Frei- und Wechselbriefen bzw. Wechselbüchern, Hexenprozessakten, Historische Statistik, Hypothekenbüchern, kaufmännischem Schriftgut, kommunalen Rechnungen, landesherrlichen Schatzungslisten, Lehnregistern und Lehnbüchern, lokalen Gerichtsprotokollen, der Memorialüberlieferung, Siegeln, Stadtbüchern, Stadtchroniken, Visitationsakten der Kirchen und den Zunftstatuten. Dabei gliedert sich jeder Beitrag in eine kurze Einführung samt Definition der Quellengattung und einer Abgrenzung zu ähnlichen Überlieferungen (1); die historische Entwicklung der Quellengattung (2), die in einen allgemeinen und Westfalen unter Hinzuziehung seiner Nachbargebiete betreffenden Teil separiert ist; die Überlieferungslage und Quellenkritik (3); in Auswertungsmöglichkeiten für die Forschung (4) und sodann in die Forschungsgeschichte in regionaler Perspektive, wo auf relevante Editionen und Darstellungen eingegangen wird, die sich in hohem Maße auf die behan-

delte Quellengattung beziehen (5). Zuletzt folgt ein annotiertes Literaturverzeichnis, welches in allgemeine Werke und Editionen wie Darstellungen mit Westfalenbezug gegliedert ist (6).

Jonas Stephan widmet sich den „**Akten der Reichskreise**“, zehn regionalen Vereinigungen von Reichsständen, die sich seit dem 16. Jahrhundert unterschiedlicher Aufgaben annahmen, welche ihnen vom Reich oder seinen Mitgliedern übertragen worden sind. Wenngleich der Verfasser eine grobe inhaltliche Aufteilung in die vier Sachbereiche „Politisches“, „Parteisachen“, „Münzwesen“ und „Policey“ vornimmt, wird bereits zu Anfang des Artikels deutlich – wie auch Jonas Stephan korrekt eingesteht –, dass kreisspezifische Quellentypen und Textsorten eigentlich nicht existieren und sich das behandelte Schriftgut zunächst nur niedrigschwellig vom übrigen Aktenmaterial der pragmatischen Schriftlichkeit des Alten Reiches unterscheidet. Die Quellenkunde befindet sich im Hinblick auf die meisten Reichskreise noch am Anfang, stellt doch die gewählte Bezeichnung „Akten der Reichskreise“ aktuell eine Kompromisslösung dar, um die heterogene Quellenlandschaft, die im Zusammenhang mit dem Kreiswesen heranwuchs, erfassbar zu machen. Dennoch gelingt es Jonas Stephan, die Entwicklung in Niederrhein-Westfalen für das 16. bis 18. Jahrhundert als solche anschaulich mit einer Karte verknüpft darzustellen.

Nicolas Rügge geht auf **Amtsprotokolle** mit Blick auf Westfalen und seine Nachbarregionen ein. Es handelt sich um meist für private Parteien an den Ämtern gefertigte Aufzeichnungen über mündliche Verhandlungen und Rechtsakte. Er stellt heraus, wie diese Quellengattung von lokalen Gerichtsprotokollen unterschieden werden kann. Spannend ist die Schilderung von Rügge jener teilweise bereits im Spätmittelalter einsetzenden Entwicklungen, die das Aufkommen der Amtsprotokolle maßgeblich bewirkten, bis sie spätestens in Folge der Reichsjustizgesetze im Laufe des 19. Jahrhunderts ihr Ende fanden. Eine reiche Ergänzung des Beitrags stellen drei hochauflösende Amtsprotokolle dar (Amt Reckenberg aus dem Jahre 1720, Amt Detmold aus dem Jahre 1596 und Amt Sternberg aus dem Jahre 1729).

Der Mitherausgeber der Quellenkunde, Wilfried Reininghaus, thematisiert „**Aufzeichnungen zur herrschaftlichen Güterverwaltung**“. Träger geistlicher und weltlicher Herrschaft gingen seit dem frühen Mittelalter daran, Dokumentationen ihrer Besitzungen anlegen zu lassen, um ihre Güter für rechtliche Ansprüche abzusichern. Während die älteren Verzeichnisse zur Güter- und Einkünfteverwaltung in Westfalen häufig nur Güter und Einkünfte aneinanderreihen, ist die neuere Überlieferung durch diverse Begrifflichkeiten gekennzeichnet. Zudem liegt nicht selten verwandtes Quellenmaterial vor, das ebenso den Güterbesitz von Herrschaften dokumentieren konnte („Urbarialien“). So kommt es, dass sich der Verfasser einer ganzen Reihe unterschiedlicher Quellen widmet: Güter- und Einkünfteverzeichnissen, Urbaren, Lagerbüchern, Salbüchern, Tafelgutverzeichnissen sowie Heberegistern und Heberollen. Nicht zuletzt widmet sich Wilfried Reininghaus weiteren Arten von Verzeichnissen (etwa Schätzungsregistern), welche als Ergänzungsüberlieferungen zu Besitzverzeichnissen dienen können. Zudem sei anzuraten, innerhalb von Westfalen nach Herrschaftsbereichen zu unterscheiden, legten dort doch seit dem

späten Mittelalter neben den einzelnen Grundherrschaften geistlicher und weltlicher Art auch die Landesherren Aufzeichnungen zu den Gütern in ihren Territorien an. Für den Raum Westfalen wie seine Nachbarregionen bietet der Verfasser neben mehreren qualitativ hochwertigen Abbildungen von Quellen eine breite und systematische Darstellung der Entwicklung an: Er separiert seine Schilderung der Besitzverhältnisse in Besitzungen des Königs, der Kathedalkirchen, der Klöster und Stifte, der Pfarrkirchen und Spitäler, des Adels, der Landesherren und der Städte.

Wilfried Reininghaus zeigt **Briefe** zudem als eine Quellengattung auf, die vom Mittelalter bis zur Gegenwart reicht. Bereits anfangs wird erkennbar, wie weit sich der Begriff des Briefes spannt, reduziert man diese Gattung nicht auf eine persönliche und private Nachricht des Absenders an den als Privatperson angesprochenen Empfänger. Dann schließt die Gattung etwa auch Ablassbriefe, Lehnbriefe, Fehdebriefe etc. (i. S. v. „Urkunden“) sowie für die Moderne beispielhaft Leserbriefe ein. Der Verfasser setzt bei der Darstellung der historischen Entwicklung bei der antiken Brieftradition an und führt die Entwicklung unter Hinzuziehung prominenter Beispiele wie einem Brief Martin Luthers an den Bürgermeister der Stadt Soest bis zum Wandel der Kommunikationsformen im 21. Jahrhundert fort. Hinsichtlich Westfalen, so kann er nachvollziehbar aufzeigen, kann nicht von einer regionalen Briefkultur gesprochen werden, doch führt er strukturelle Besonderheiten des Landes auf, die in Briefen von Menschen aus Westfalen durchscheinen.

Bürgerbücher dienen seit dem 19. Jahrhundert als Adressbücher von Gemeinden und Sammlungen von Ortsstatuten. Bis in das 19. Jahrhundert allerdings listeten sie Personen auf, die das Bürgerrecht einer Stadt erworben hatten. Größere Städte begannen damit an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert. Anzumerken ist, dass jede Stadt ihr Bürgerbuch nach eigenen Vorgaben gestaltete. Wilfried Reininghaus trennt die Darstellung der historischen Entwicklung in Personenkreise: In diejenigen, die bereits das Bürgerrecht besaßen und diejenigen, die es erst beantragten. Für Westfalen schildert er für eine Vielzahl an Städten, wann und auf welche Weise es zur Anlage von Verzeichnissen der neu aufgenommenen Bürger kam, ob es einheitliche Regularien gab und wozu Freibriefe dienten. Für Westfalen liefen die meisten Bürgerbücher in der napoleonischen Zeit aus. Quellenkritisch ist anzumerken, dass einige Bürgerbücher nicht mehr im Original enthalten sind. Hier bietet der Beitrag mehrere Quellengattungen an, die einen Ersatz oder eine Ergänzung möglich machen.

Bedingt durch die Grundherrschaft als Kernelement der mittelalterlichen Agrarverfassung, die bis zum Ende des Alten Reiches und teilweise noch danach das Verhältnis zwischen Grundherrn und Bauern bestimmte, kommt „**Frei- und Wechselbriefen, Wechselbüchern**“ eine Bedeutung zu. Dementsprechend häufig fallen die Urkunden der Frei- und Wechselbriefe an, die die Hörigen betrafen und mit der Zeit ergab sich eine formelhafte Abfassung. Frei- und Wechselbriefe finden sich in den unterschiedlichen Regionen Westfalens in variierender Häufigkeit. Bei seiner Schilderung dieser Quellengattung dringt Wolfgang Bockhorst auch in die Tiefe, widmet er sich beispielhaft solchen Fragen, wie ein Wechsel genau vollzogen wurde oder, ob Freibriefe bei einer Abwanderung ins Ausland gültig blieben.

Bei den **Hexenprozessakten** stützt sich Nicolas Rügge auf die Definition aus Art. 109 der *Constitutio Criminalis Carolina*, CCC. Er führt das Zaubereiverfahren nach der *Carolina* auf, das sich in einer vollständigen Hexenprozessakte vollständig dokumentiert finden sollte, doch fehlen Letztere teilweise angesichts der frühen massenhaften Verfolgungen oder kleinen Kanzleien, die mitunter ggf. weniger professionell dokumentierten. Die westfälischen Akten folgen, soweit bekannt, diesem Muster. Interessant ist die Vielgestaltigkeit der Territoriallandschaft Westfalens, wie sie Nicolas Rügge für diese Quellengattung fassbar macht. Manche Städte wie Osnabrück oder adelige Herrschaften verfügten über Gerichtshoheit und konnten dementsprechend den Prozess führen. Ferner widmet er sich den Besonderheiten, die sich aus dem „westfälischen Recht“ mit seinem seiner Zeit schlechten Ansehen etwa für die Wasserprobe ergaben. Leider ist die Überlieferungslage dieser Gattung sehr durchwachsen, doch gelingt es dem Verfasser, einen umfassenden Überblick über diese zu zeichnen. Seinem Beitrag ist nicht intendiert, eine vollständige Bilanz der westfälisch-lippischen Hexenforschung, sondern Konjunkturen und maßgebliche Erträge der intensiveren Auseinandersetzung mit Prozessakten abzubilden.

Was die **Historische Statistik** auszeichnet, ist, dass sie als Disziplin sowohl in den empirischen Sozialwissenschaften wie auch den Geschichtswissenschaften verortet ist. Wilfried Reininghaus thematisiert sie als Quellengattung vor 1806, da für das 19. und 20. Jahrhundert das Material der zeitgenössisch veröffentlichten amtlichen Statistik vorliegt. Für die Zeit davor ist die Ausgangslage elementar anders, bedarf es doch der Materialbeschaffung aus Akten, Amtsbüchern oder zeitgenössischen Publikationen. Basis des Beitrags bilden die für das heutige Teilbundesland Westfalen einschließlich von Lippe verfügbaren gedruckten und ungedruckten Materialien wie auch „Landesbeschreibungen“ von Territorien und Städten, die meist offizielles Zahlenmaterial nutzten. Eine vorstatistische Datenerhebung ist seit dem späten Mittelalter auszumachen. Die Entwicklung in Westfalen wird für Preußen, Lippe, die geistlichen Gebiete, die Grafschaften und Fürstentümer sowie zuletzt die Stadt und Grafschaft Dortmund mit Huckarde gesondert behandelt.

Hypothekenbücher als Erleichterung des Kreditverkehrs wurden erstmals 1693 in Brandenburg-Preußen eingeführt. Für Westfalen macht Wilfried Reininghaus Vorformen seit dem 14. Jahrhundert aus. Lippe nahm eine Sonderrolle ein, das über Jahrhunderte in Salbüchern aufzeichnete. Bei den Auswertungsmöglichkeiten wird deutlich, wie reichhaltig sich diese Quellengattung nutzbar machen lässt, etwa für die Häuserforschung. Der Verfasser lässt Nachteile nicht außer Acht, die mit Hypothekenbüchern verbunden sind. Etwa werden die Angehörigen der Unterschichten, sofern sie zur Miete wohnten, nicht in Hypothekenbüchern genannt.

Beim **kaufmännischen Schriftgut** vermittelt Wilfried Reininghaus zunächst in der Breite, wie sich die über Jahrhunderte gepflegte Praxis kaufmännischer Aktivitäten ausgestaltete, ehe das zum 1. Januar 1900 in Kraft getretene Handelsgesetzbuch (HGB) für das Deutsche Reich explizit machte, welches Schriftgut Kaufleute führen müssen. Neben dem Hauptbuch werden andere Buchtypen miteinbezogen, die bei Forschungen je nach Umfang der Geschäfte miteinbezogen werden müssen: Vor-, Neben- und Hilfsbücher. Dennoch gibt es für ganz Westfalen eine hohe Verlustrate für die Zeit vor 1806. Warum sich die Überlie-

ferungslage für Geschäftsunterlagen von Kaufleuten derart ausgestaltet, aber auch, wie Fehlstellen geschlossen werden können, wird im Abschnitt „3. Quellenkritik und Überlieferungslage“ erfahrbar.

Kommunale Rechnungen, ein Beitrag von Andreas Neuwöhner, zeigt auf, dass jene Quellengattung erst ab dem 15. Jahrhundert vereinzelt und im Folgenden von größerer Relevanz ist. Erst mit der Nennung von Kämmerern verbreiteten sie sich in den Territorialstädten. Westfalen mit seiner Vielzahl an teilweise kleinen Herrschaften, nur einer geringen Anzahl großer Städte und vielen kleineren und mittleren Territorialstädten zeichnet sich durch eine Vielgestaltigkeit der Stadtrechnungen aus. Bis zum Ende des Alten Reiches ist die Auswertung erschwert. Mithin liegen bisher Einzelstudien vor, die vom Verfasser genannt werden, nach wie vor aber keine übergeordneten Aussagen erlauben. Welche reichhaltige Quellengrundlage für eine ausstehende größere vergleichende Studie vorhanden ist, zeigt Andreas Neuwöhner mit Blick auf Westfalen auf.

Schatzungslisten als Dokumentationen der Landesherren bzw. ihrer Amtsträger, aus denen zu entrichtende oder bereits gezahlte Steuern der Untertanen hervorgehen, grenzt Wilfried Reininghaus zunächst von Lagerbüchern und Katastern ab. Für das Spätmittelalter weist er auf die unklare Bemessungslage für die Schatzung hin, ferner auf die Notwendigkeit, bei der Auswertung auf schatzungsfreie Gruppen zu achten. Wenngleich die wissenschaftliche Erforschung und Auswertung der Schatzungslisten und anderer Quellen der Finanzgeschichte in Westfalen bereits 1890 einsetzen, wurden die Schatzungslisten für Untersuchungen zur Finanz- und Verfassungsgeschichte westfälischer Territorien bisher kaum ausgewertet, da orts-, familien- und stadtgeschichtliches Interesse dominierte. Dass die Erforschung dieser Quellengattung noch längst nicht erschöpft ist, zeigt der Verfasser daneben daran, dass sich die quellenkundliche Beschäftigung mit Schatzungslisten zumeist auf Einleitungen zu Editionen beschränkt. Hier setzte die Historische Kommission für Westfalen bereits mit einem Workshopangebot an.

Die lose angelegten **Lehnregister** und in Buchform geführten **Lehnbücher** als Sammlungen jeglicher Vasallen eines Lehnsherrn stellen eine zentrale Quelle zur Geschichte des Lehnswesens dar. Idealtypisch werden im Beitrag vier Phasen der Schriftlichkeit des Lehnswesens betrachtet, die im Wesentlichen dem Entwicklungsgang in Westfalen und seinen Nachbarregionen entsprechen. Während das 13. bis 16. Jahrhundert auch durch Editionen der Historischen Kommissionen für Westfalen gut erforscht ist, ist die Spätphase des Lehnswesens bisher kaum in den Blick genommen worden wie die Aktivlehen, die außerhalb der Landesherrschaft vergeben worden sind.

Lokale Gerichtsprotokolle finden sich aufgrund ihrer Menge und lange andauernden rechtlichen Relevanz meist in Buchform, aber auch lose. Generell unterlagen sie einer reichsweiten und relativ verbindlichen Norm, sodass keine westfälischen Besonderheiten für die Quellengattung auszumachen sind. Dennoch stellt Nicolas Rügge für Westfalen eine Vielzahl an protokollführenden Stellen, auch verschiedene Protokolltypen je nach Kanzleigebrauch und Prozesskaufkommen heraus. Gerade für quantitativ angelegte, statistisch-aggregierende Forschungen bietet sich diese Quellengattung an.

Bei den **Memorialüberlieferungen** schaut sich Jens Lieven Necrologien und Verbrüderungsbücher an. Beiden Formen der liturgischen Gedenküberlieferung ist gemeinsam, dass ihnen bestimmte Einstellungen über den Tod zugrunde lagen. Für Westfalen setzt die Überlieferung von Memorialzeugnissen – so in Paderborn – im 11. Jahrhundert ein. Vermutlich gab es für die geistlichen Gemeinschaften Westfalens schon zuvor Namenslisten und kalendarisch angelegte Aufzeichnungen für den Zweck des Totengedenkens. Rund 50 Handschriften verzeichnet der Handschriftenzensus Westfalen. Wenngleich die Dichte der Überlieferung der westfälischem Memorialüberlieferung hoch ist, ist die Erschließung durch neuere, modernen Ansprüchen gerecht werdende Editionen bisher nur mäßig erfolgt. Jene sind vor allem veraltet. Für Westfalen liegt das Forschungsfeld zur Memorialüberlieferung seit rund 20 Jahren generell brach, was es vom benachbarten Rheinland unterscheidet, wo Neueditionen und die Erschließung von weiteren Memorialüberlieferungen angekündigt worden sind.

Der Beitrag zum **Siegel** als Quellengattung erschließt insbesondere den Siegelabdruck, der durch die Verwendung eines Siegelstempels entsteht. Generell untersucht die Siegelkunde oder Sphragistik die Geschichte der Siegelabdrücke und -stempel. Schwerpunktmäßig befasst sich die Hilfswissenschaft mit der Hochzeit des Siegelgebrauchs – dem europäischen Mittelalter. Neben den Besonderheiten in Westfalen schildert Antje Diener-Staekling im Teil „Historische Entwicklung“ die Funktion des Siegels, das seit dem 4. Jahrtausend vor Christus als Stempel in Mesopotamien und Ägypten nachweisbar ist, sowie die Siegeltypen „Rück- und Sekretsiegel“. Ferner geht sie auf Siegelführer und Siegelbedeutungen (Herrschersiegel, Adelsiegel, Siegel kirchlicher Würdenträger, Siegel von Klöstern, Stiften und anderen geistlichen Institutionen sowie von Städten, Bürgerschaften und bürgerlicher Gemeinschaften) ein, gestützt durch zahlreiche Abbildungen aus Westfalen und seinen Nachbarregionen.

In der Quellengattung der **Stadtbücher** fixierten Städte Recht, auch ihre Verwaltungs- und Wirtschaftsführung bzw. Justizausübung. Zur Archivaliengattung der Amtsbücher gehörend, hatten sie die Funktion des städtischen Gedächtnisses. Im deutschsprachigen Raum wurden sie seit dem 13. Jahrhundert geführt, wo der Verfasser für einzelne Städte die Entwicklung aufzeigt. Für Westfalen geht er ähnlich vor und beschreibt jene in chronologischer Folge für einzelne gut dokumentierte Städte. Im 18. Jahrhundert begann die Edition westfälischer Stadtbücher. Was Westfalen-Lippe angeht, stehen allerdings vergleichende Betrachtungen von Stadtbüchern der Region aus.

Stadtchroniken und städtische Geschichtsschreibung, somit eine Quellengattung zur Geschichte der eigenen oder einer fremden Stadt, nahmen vor 1850 viele Formen an. Weil Mischformen dominierten, entziehen sich Städtechroniken einer klaren Zuordnung. Für Westfalen stellt Wilfried Reininghaus heraus, dass es nicht zu den Landschaften gehört, die für die Zeit vor 1850 eine Vielzahl an Chroniken oder stadtgeschichtlichen Darstellungen vorweisen. Anschließend greift er einige Städte Westfalens heraus, für die er die Entwicklung schildert. Gerade ortsübergreifende Untersuchungen zur städtischen Chronistik in Gesamtwestfalen stehen allerdings noch aus.

Die **Visitationsakten der Kirchen**, Dokumentationen über „Kontrollbesuche einer übergeordneten bei einer nachgeordneten Instanz“ in kirchlichen Institutionen, lassen sich bis zum Aufbau der Urkirche in der Antike rückverfolgen. Was Westfalen angeht, stellt der Verfasser keine konfessionsübergreifende Gesamtgeschichte der Visitationen heraus. Bei seinem Überblick orientiert sich Wilfried Reininghaus an den einzelnen Territorien Westfalens, da bisher stärker die geistlichen Territorien im Untersuchungsfokus standen. Gerade die jüngere kulturhistorische Forschung nutzt diese Quellengattung, um die Kommunikation zwischen Herrschenden und Beherrschten zu ermitteln.

Die letzte Gattung, **Zunftstatuten**, sind Quellen, die in der Zeit des Alten Reichs Recht für genossenschaftlich organisierte Verbände selbstständiger Handwerker fixierte. Nach Schilderung der Entwicklung des Zunftwesens im europäischen Raum fährt Wilfried Reininghaus mit den westfälischen Territorien fort, wo er die ältesten westfälischen Zünfte für das mittlere 13. Jahrhundert angibt. Leider ist die Mehrheit der mittelalterlichen Zunftstatuten in Westfalen verschütt gegangen, sodass die Forschung hier auf Ersatz- und Ergänzungsüberlieferungen angewiesen ist, wo etwa auf kommunales Archivgut verwiesen wird. Korrekt gibt Wilfried Reininghaus entgegen aller Skepsis gegenüber dem naiven Gebrauch der Statuten in der früheren Handwerksgeschichtsforschung an, dass jene Quellengattung facettenreich Handlungsfelder der Zünfte fassbar macht wie die Arten der Selbstverwaltung, die Ansätze, den lokalen Markt zu kontrollieren, gesellige und religiöse Aspekte und die Versuche zur Teilhabe an der politischen Macht. Für die westfälischen Zunftstatuten gilt, dass sie nur unvollständig in Editionen vorliegen, wonach vom Verfasser Forschungsbedarfe konkret benannt werden.

Vielversprechend ist der Ausblick der Herausgeber, dass aus der „Quellenkunde“ weiterführende Editionen und Darstellungen generiert werden können und eine Bereitschaft seitens der Historischen Kommission für Westfalen besteht, auf Feststellungen von Historikerinnen und Historiker zu reagieren, wenn einzelne Quellengattungen zu wissenschaftlichen Editionen ausgebaut oder in zukünftigen Workshops einer genaueren Betrachtung unterzogen werden sollten.

Zudem dürfen Historikerinnen und Historiker der Landesgeschichte des Herzogtums Westfalen nach Freischaltung der Digitalisate der auf zwei Archive verteilten landständischen Akten mit nahezu tausend Schatzungslisten auf eine erläuternde Publikation zur Finanzpolitik jenes Territoriums vom 14. Jahrhundert bis zu seiner Säkularisation 1802/03 gespannt sein.

Carolin Schreckenberg, Paderborn

SEBASTIAN HAUMANN / EVA-MARIA ROELEVINK / NORA THORADE / CHRISTIAN ZUMBRÄGEL (Hgg.), Perspektiven auf Stoffgeschichte. Materialität, Praktiken, Wissen (Histoire, Bd. 212), Bielefeld: Transcript 2023, 260 S. inklusive 5 schwarz-weißer Abbildungen.

Als „Einladung zu einem interdisziplinären Dialog“ versteht sich der vorliegende Band. Denn die von den Hgg. im DFG-Netzwerk „Stoffgeschichte“ geführten Debatten hätten die Notwendigkeit eines interdisziplinären Austauschs aufgezeigt, der Ansatz müsse daher offen genug sein, den zentrifugalen Spezialisierungstendenzen im Fach mit einem „integrative[n] Impuls“ zu begegnen. Konsequenterweise versammelt der Band Beiträge:innen verschiedener historischer Subdisziplinen. Wie gut auch die einzelnen Beiträge diesen Anspruch einlösen, wird zu sehen sein. Der Vollständigkeit halber sei auch auf andere Protagonist:innen des jungen Forschungsfelds hingewiesen.¹

Der Band beginnt mit einem eher konzeptionell-theoretischen Teil, dem die Einleitung und der Beitrag von Jens Soentgen angehören. Es folgt ein begriffsgeschichtlich-pharmazie-historischer Abschnitt, womit Methode und Thema der Beiträge von Stefanie Gänger, Barbara Orland und Heiko Stoff benannt sind. Ein dritter Part gilt den Rohstoffen Kalkstein (Sebastian Haumann), Kohle/Kali (Ronja Kieffer / Eva-Maria Roelevink) und wiederum Kohle (Helge Wendt). Hinzu kommt als weniger erforschter Stoff das Helium (Christian Zumbrägel).

Einleitend betonen die Hgg. die Dynamik von Stoffen, indem sie auf die Begriffsgeschichte und den konkreten physikalisch-chemischen Wandel von Stoffen verweisen. Deren Eigenaktivität mache die Stoffgeschichte anschlussfähig an Materialität-Debatten, verstanden als die Einbindung stofflicher Eigenaktivität in soziokulturelle Zusammenhänge. Soentgen definiert in hilfreichen konzeptionellen Überlegungen „Stoff“ phänomenologisch als portionierbare Entität mit eigenaktiven „Neigungen“. Der Abschnitt über die „Stoffgeschichten“ verwirrt etwas, da er den Hgg. widerspricht, die sich in Einleitung und Umschlagtext von den u. a. von Soentgen begründeten „Stoffgeschichten“² abgrenzen. Anhand indigenen Kautschukwissens zeigt der Autor dann, dass das westzentrische Fortschrittsnarrativ von der Vulkanisation als nötigem Verarbeitungsschritt indigene Wissensbestände verdeckt.

Die Hgg.-Texte zeichnen sich durch eine reflektierte Methodik, gute Fallbeispiele und sinnvolle interdisziplinäre Kooperationsangebote aus. Haumanns „Plädoyer für eine erweiterte Rohstoffgeschichte“ zeigt im praxeologischen Zugriff, wie Kalkstein durch die Verbindung materieller Stoffeigenschaften mit Vorerfahrungen und Erwartungen der menschl-

1 GREWE, Bernd-Stefan: Gold. Eine Weltgeschichte, München 2019; BECKERT, Sven: King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus, München 2014. Siehe auch S. 7, FN 1 des vorliegenden Bandes.

2 Zu den „Stoffgeschichten“ siehe: BÖSCHEN, Stefan/ RELLER, Armin/ SOENTGEN, Jens: Stoffgeschichten. Eine neue Perspektive für transdisziplinäre Umweltforschung, in: GAIA 13 (2004), H. 1, S. 19–25.

chen Akteure ein „Rohstoff“ wurde, der in Praxisroutinen und materielle Arrangements eingefügt ist. Zumbärgel betrachtet die Einbindung von Helium in Infrastrukturen, die er gemäß „Large (Socio-)Technical Systems“-Ansatz als Verbund (im-)materieller Strukturen mit festem Daseinszweck versteht. Das Helium provoziere eigenschaftsbedingt häufig Störfälle, die, wie das Beispiel der staatlichen US-amerikanischen Helium-Infrastruktur zeige, die Logiken der Infrastruktur sichtbar machen. Aus der institutionsökonomischen Sicht von Kieffer / Roevink sind Stoffe – Kohle und Kali – Objekte steter institutionell normierter Transferleistungen, die eine zuweilen extensive, selten aber vollständige Kommodifizierung bewirkten. Das Handeln der Kohlekartelle im Ruhrgebiet und die Versalzung von Werra und Weser durch die Kaliindustrie, beide bereits erforscht, werden hier aus einer neuen Perspektive erzählt.

Die Kohle interessiert Wendt wissenshistorisch. Deren häufige Perspektivierung als Brennstoff sei durch eine differenziertere Beschreibung der „industrielle[n] Wissensökonomie der Kohle“ zu ersetzen; ein Konzept, das leider nicht näher erläutert wird. Wendt zeigt quellennah die fortschreitende Differenzierung industriellen und wissenschaftlichen ‚Kohlewissens‘ auf und betont das Potenzial kohlebezogener Wissenstransferforschung.

Begriffs- und wissensgeschichtlich argumentiert auch der pharmaziegeschichtliche Beitrag von Gänger. Sie dekonstruiert den stoffliche Einheit suggerierenden Begriff „Chinarinde“ unter Verweis auf die Heterogenität der so bezeichneten Stoffe in dia- und synchroner Perspektive. Die Nutzung von „Stoff“ synonym zu „Substanz“ verwundert hier jedoch, da die Hgg. einleitend auf der semantischen Einzigartigkeit von „Stoff“ bestanden hatten. Die ideen- bzw. begriffshistorischen Beiträge von Orland und Stoff zum „Wirkstoff“ sind informativ, analytisch aber weniger ergiebig als andere Beiträge.

Tatsächlich bieten die allesamt lesenswerten Beiträge, bei graduellen Unterschieden in methodischer Reflexion und analytischem Ertrag, Impulse für Kooperationen jenseits von Fachgrenzen im Rahmen der Stoffgeschichte. Trotz dem Bekenntnis zur theoretischen Offenheit hätten die Hgg. jedoch auf mehr Einheitlichkeit bei zentralen Begriffen achten können, um Verwirrungen von „Stoff“ und „Substanz“, von „Stoffgeschichte“, „Stoffgeschichten“ und „stoffgeschichtliche[r] Forschung“ zu vermeiden. Bleibt zu hoffen, dass die Einladung zum Dialog zahlreich angenommen wird.

Daniel Kramps, Paderborn

SCHRECKENBERG, CAROLIN: Die junge Käthe Kollwitz in ihrer künstlerischen Findungsphase. Mit einem Vorwort von Jutta Ströter-Bender. Baden-Baden 2023 (Tectum Verlag, Reihe: Kontext. Kunst – Vermittlung – Kulturelle Bildung, Bd. 39).

In wissenschaftlichen wie journalistischen Texten begegnet Käthe Kollwitz (1867-1945) als bedeutendste deutsche Künstlerin des 20. Jh. Bekannt ist sie vor allem für ihre Darstellungen von durch Armut und Krieg hervorgerufenem menschlichen Leid sowie als Schöpferin des wohl berühmtesten deutschen Antikriegsplakats. So tragen nicht nur Schulen, Straßen und ein Kölner Museum ihren Namen, sondern eine eigene Abteilung der kunstgeschichtlichen Forschung. Diese „Kollwitz-Forschung“ soll Schreckenberg's Monographie um eine Betrachtung der Käthe Kollwitz des 19. Jh. bereichern. Sie widmet sich jenen „frühen Jahren“, die in der bisherigen Forschung, so das Vorwort von Ströter-Bender, „weniger Aufmerksamkeit“ zuteilwurde. Dabei wurden in eben dieser Zeit zum einen „die Grundlagen für ein lebenslanges gesellschafts-politisches Engagement gelegt“, zum anderen nahmen „die zukünftigen Ausdrucksweisen der Kunst von Käthe Kollwitz“ ihre Gestalt an. (VII.) Es war dies, so die These Schreckenberg's, die „Findungsphase“ der Künstlerin, die in dem 1898 vollendeten Graphikzyklus „Ein Weberaufstand“ ihren krönenden Abschluss finden sollte. Dieser wird zu den wichtigsten frühen und zugleich zu den charakteristischsten Werken seiner Schöpferin gezählt, sowohl mit Blick auf sein Thema wie auch mit Blick auf Stil und Technik.

Die Monographie verfolgt einen chronologisch-biographischen Ansatz und behandelt zwei miteinander verwobene Handlungsstränge. Der Erste betrifft die Entwicklung der künstlerischen Fähigkeiten von Käthe Kollwitz und ihre persönliche Stilfindung. Dies geschah in der Zeit, in der die meisten Kunstakademien nur für männlichen Interessenten offenstanden. So erlangte die Künstlerin ihre vom Vater, dem Bauunternehmer Carl Schmidt, ermöglichte Ausbildung zum einen durch häuslichen Unterricht in Königsberg, wofür namhafte Lehrer wie Gustav Naujok, Rudolf Mauer und später Emil Neide engagiert wurden. Ferner lernte Käthe Kollwitz an den Damenakademien des Vereins der Berliner Künstlerinnen und des Münchner Kunstvereins, zwei von nur drei bedeutenden künstlerischen Lehranstalten, die im späten 19. Jh. Frauen offenstanden. Aus künstlerischer Sicht war diese Zeit geprägt durch technische, gestalterische und stilistische Experimente und der Entstehung des Impressionismus als einer Alternative zur weiterhin betriebenen naturalistischen Historien-, Porträt- und Genremalerei. Wie Schreckenberg zeigt, kam die junge Käthe Kollwitz im Zuge ihrer Ausbildung mit neuen wie alten Strömungen in Kontakt und konnte mit verschiedenen künstlerischen Techniken experimentieren, ohne selbst den Weg der Abstraktion und des Impressionismus beschritten zu haben. Wichtig für ihre Hinwendung zur Druckgraphik, anstelle der vom Vater präferierten Malerei, war der an der Berliner Damenakademie lehrende Karl Stauffer-Bern sowie die Rezeption von Max Klinger mit seinem sozialkritischen Zyklus „Ein Leben“ und seiner Schrift „Malerei und Zeichnung“.

Der zweite Handlungsstrang betrifft die Hinwendung von Käthe Kollwitz zu den bis heute mit ihr assoziierten Themen und Motiven: die einfachen Leute in schwierigen Situa-

tionen. Auch hier war die Künstlerin, wie Schreckenbergs zeigt, Kind einer Umbruchszeit. So zeichnete sich das späte 19. Jh. durch die Entstehung eines städtischen Proletariats, durch städtische Armut und soziale Konflikte, die Entstehung der Sozialdemokratie und den Versuch ihrer Unterdrückung durch „Sozialistengesetze“ aus. Käthe Kollwitz stammte zwar aus großbürgerlichen Verhältnissen, was die Voraussetzung für ihre künstlerische Ausbildung war. In ihrer Familie gab es dennoch Sympathien für die Sozialdemokratie. Ihr Ehemann, der Kassenarzt Karl Kollwitz, mit dem die Künstlerin ab 1891 im Ortsteil Prenzlauer Berg in Berlin wohnte, war SPD-Stadtverordneter. Durch dessen Tätigkeit als „Armenarzt“ sowie durch die eigene Wohnsituation lernte Käthe Kollwitz die schlechten Wohn- und Lebensbedingungen der Berliner Arbeiterfamilien aus nächster Nähe kennen. Indem sie diese zum wichtigsten Thema ihrer eigenen Kunst erhob, folgte Käthe Kollwitz ihrem zeitweiligen Privatlehrer Emil Neide sowie dem Vorbild ihres Förderers Max Liebermann, dessen Radierungen sie in Berlin kennenlernte. Einen weiteren wichtigen „Anstoß“ auf ihrer Entwicklung zur sozialkritischen, mit dem Klassenkampf sympathisierenden, aber selbst nicht direkt politisch aktiven Künstlerin, gab ihr das Drama „Die Weber“, dessen Autor, Gerhart Hauptmann, sie persönlich kannte.

Vor diesem Hintergrund wird der Graphikzyklus „Ein Weberaufstand“, auf dem Käthe Kollwitz ihre Protagonisten in der Gestalt zeitgenössischer Arbeiter darstellte, als das Ergebnis einer langen und keinesfalls geradlinigen künstlerischen und biographischen Entwicklung verständlich. Dabei gelingt es der Autorin, ihre Erzählung überzeugend in den gesellschaftlichen Kontext des späten 19. Jh. einzubetten. Der Text wird durch einige Abbildungen, v.a. Reproduktionen wichtiger Werke der Künstlerin ergänzt. Die aus einer Bachelor-Arbeit hervorgegangene und mit einer Förderung des Deutschen Akademikerinnenbundes publizierte Monographie ist deshalb mit Gewinn zu lesen. Ihr Verdienst für die Kollwitz-Forschung dürfte darin bestehen, einen an Umfang überschaubaren und dennoch vertieften und fundierten Überblick über diese erste Phase des Lebens und Schaffens von Käthe Kollwitz gegeben zu haben, deren Befunde zu weiteren Forschungen im Detail einladen könnten – und sollen.

Eine schnelle inhaltliche Erschließung des Buchs wird durch Überblick und Zusammenfassung in Einleitung und Schluss gewährleistet. Angeboten hätte sich allerdings eine noch umfangreichere Besprechung und kritische Einordnung der rezipierten Literatur, die sich, trotz des internationalen Charakters der Kollwitz-Forschung, auf deutschsprachige Werke beschränkt. Aussagekräftige Zwischenüberschriften erleichtern die Nutzung als Nachschlagewerk und lassen über das Fehlen eines Namens- und Ortsregisters hinwegsehen.

Paul Duschner, Pauline Wichmann

MICHAEL LICHTWARCK-ASCHOFF, *Der Perückenmacher von Königsberg. Eine schwierige Freundschaft mit Immanuel Kant*, Stuttgart 2024 (Hirzel), 200 S. mit einem Zuvor, einem Auszug aus Kants Vorlesung über die Physische Geographie, einem Personenverzeichnis und einem Verzeichnis der Quellen und Belege.

Im Vorwort holt sich der Verfasser die Absolution der Leserin, des Lesers, indem er darauf hinweist, dass es nicht möglich sei, über die Systematisierung rassistischer Ideen im 18. Jahrhundert zu schreiben und dabei die Begriffe auszusparen, mit denen sich das weiße Europa die restliche Welt unterwarf. Es wäre verkehrt so zu tun, als hätten die heute verehrten Aufklärer nur in Anführungszeichen über Menschen anderer Hautfarbe gesprochen. Zumal die von ihnen verwendeten Begriffe ausdrückten, was sie dachten. So lässt sich Immanuel Kants „Physische Geographie“ für uns heute nur schwer mit dem Bild des Erfinders der „westlichen Werte“ zusammenbringen. Dem schließt sich der Herausgeber mit einem Zitat an: „Es genügt nicht, die Wahrheit zu sagen, wenn nicht auch die Ursache der Unwahrheit bestimmt wird.“ (Eine Aussage, die auf Kaiser Justinians griechische Pandecten zurückgeführt werden kann, einer Zusammenstellung der Jurisprudenz der Rechtsgelehrten der klassisch-römischen Kaiserzeit. Unser Autor verzichtet bewusst auf solche Hinweise, da er einen einfachen Zugang zu Kant vermitteln will.)

Gleich einleitend sei die schöne Sprache des Verfassers hervorgehoben. Es gelingt ihm, Leserin und Leser das Gefühl zu geben, zum Beispiel neben dem Urgroßvater des im Ich-Stil Erzählenden am Wasser zu sitzen, am Morgen vor seiner Vorladung zum Verhör bei der Polizei. Und nun fürchtet er, „heute ausgerechnet könnte der Morgen vergessen zu kommen.“ Er macht sich so seine Gedanken vor dem Verhör, welche Fragen wird man mir stellen, wie antworte ich darauf?: „Wie leicht man sich verhört ... Vielleicht heißt das Verhör ja deswegen so.“ Der Urgroßvater ist heimlich ein Anhänger der Aufklärung. Er möchte als Perückenmacher am liebsten jedem Kunden einen „gedankendurchlüftenden“ Fassonschnitt geben, eine „demokratische Frisur“, denn die „wirkt in den Kopf hinein“. Denn mit einer Perücke auf dem Kopf, „kann sich kein Mensch aus der Unterdrückung befreien“. Und das hatte der Urgroßvater auch seinem Freund Kant zu erklären versucht. Zu dessen Anhängern gehörte auch der Hochadel der neuen Geschäftswelt. Unter ihnen ein Bankier, in dessen Träumen außer Kohle auch Kautschuk Konjunktur hatte. Dies hatte man in Südamerika gefunden, „das die Spanier schon seit einiger Zeit in die Zukunft führen“. Dort aber „trinken die Wilden den Rahm gegen jede Krankheit“, oder beschmieren „sich Füße und Schenkel mit dem Rahm“, „sogar Bälle machen sie sich davon. Außer Spielen und wie Kinder Herumtoben haben sie eh nichts im Sinn.“ Kant erkannte, dass man aus Kautschuk einen Radiergummi machen konnte, mit dem man „aufgeschriebene Irrtümer wegradieren“ konnte. „Welch befreiende Kraft in so einem Stück geronnenen Rahms liegt ... Durch das Richtige von heute hindurch ahnt man gerade noch den gestrigen Irrtum ... Wer radiert, herrscht.“ Welch ein Sinnbild für die Aufklärung. Und nebenbei erkannte er angesichts der Sklavenschiffe, dass „gerade das Unschöne besonders

einträglich“ ist. Der Kautschukhandel könnte hier doch eine Art Wiedergutmachung sein. Mit Kants „Physischer Geographie“ ließ sich begründen, warum die „Fackel der Aufklärung über der ganzen Welt angezündet“ werden müsse. Kant wurde Aktionär beim Kautschukhandel, denn er erkannte: „Aktien sind das Wechselgeld der Achtung.“ Und die war ihm wichtig, richtete er sich doch in Wort und Schrift vornehmlich an die oberen Schichten der Gesellschaft, zu deren Salons er denn auch eingeladen wurde, den „Hochämtern des ostpreußischen Geisteslebens“.

Kant veranstaltete für die Anteilseigner am Kautschuk-Geschäft einen afrikanischen Abend. Seine Haushälterin sollte dabei Essen aus einem afrikanischen Kochbuch, eingebunden in die Haut eines Flusspferdes, präsentieren. „Der Magen drückt ja nicht nur von unten her den Kopf in die aufrechte Haltung. Er drückt auch aus, was uns ausmacht. Die Schlussfolgerungen eines Rübenmagens über das Ethos des guten Regierens sind zwangsläufig andere als die eines Dattel-Magens.“ Daher Physische Geographie oder, mit ihrem Volksnamen, Leib- und Magengeographie. „Dort unten würden diese Speisen von halbnackten Jungfrauen zubereitet ... Reiseberichte aus Afrika, schwüle Abenteuergeschichten, davon kannte er genug ... Besser man lernt die Welt durch solch zusammenphantasiertes Zeug kennen als gar nicht. Ein Körnchen Wahrheit steckt immer drin, der Philosoph ist ja ausgebildet, Körner aufzuspüren ... Der Zusammenhang zwischen den schmorenden schwarzen Jungfrauen und der Physischen Geographie liegt auf der Hand.“ So kam es dazu, dass „die Herren Geldsäcke ihre Geschäfte zukünftig mit philosophischer Rechtfertigung betrieben.“ Die Welt, brachte Kant ihnen bei, „war nicht immer so, wie wir uns das ... gerne ausmalen. Wüst und leer war sie, und erst nach und nach füllte sie sich mit Gedanken. In manchen Gegenden der Welt ging es mit dem Anfüllen schneller voran, weil Klima, Bodenbeschaffenheit oder Not es einfach erzwangen, in anderen Gegenden musste man nicht viel nachdenken, weil einem dort die Früchte in den Mund wachsen.“ Die klimabedingte Stufenleiter menschlicher Rassen. Das Essen? Alles in allem war es der vertraute Geschmack polnischer Würste. Sobald der Verstand weiß, was man isst, schmecken unsere Sinne das auch heraus. Unser Verstand muss die Sinne wohl an der Hand führen. Erst der Begriff von etwas, danach machen die Sinne Eindruck. So reifte die Erkenntnis, dass die Eingeborenen wohl auch nur Menschen seien. Kulinarisch jedenfalls. Andererseits handelte Kant bei seiner Abendeinladung nach der Erkenntnis, dass nur, wenn unsere Sinne geweckt sind, es auch den Verstand aus seinem ewigen Dösen reißt.

Ewig hat der Urgroßvater sinniert, ob das, was er in seiner Perückenmacherwerkstatt tat, beim Umgang mit seinen hochgestellten Kunden oder bei der Erziehung seiner Kinder, ob das mit der Aufklärung zusammenpasste. Es war ihm wichtig, dass Herz und Mund und Tat und Leben zusammenpassen. Er war doch groß geworden in dem Glauben, dass alles einer Bestimmung entsprach, seinem Los halt. Kann er tun, was er will, oder sollte er wollen, was er muss? Kant zumindest meinte offensichtlich bei all seinen umstürzlerischen Ideen auf ein „gepflegtes Äußeres“ Wert legen zu müssen. Zum Verhör ging der Urgroßvater jedenfalls ohne Perücke; „bei amtlichen Anlässen stellte er die façon nachdrücklich zur

Schau. Sollte ruhig jeder an der fehlenden Perücke seine Freiheitsliebe ablesen.“ Vom Großvater sagt der Erzähler: „über seine Prinzipien redet er selten, er wechselt sie nur gelegentlich. Aber dass man überhaupt welche hat, das gibt er nicht auf.“

Kant hatte dem Urgroßvater erklärt, „er halte eigentlich nur deswegen Vorlesung, damit er derart bekannt werde, dass am Ende die Herrschaften vom alten Adel und vom neuen Geld nicht mehr um ihn herumkämen.“ Ein Unterhaltungsmetaphysiker. Auch er suchte finanzielle Freiheit. Kant sprach in der Vorlesung jedoch davon, „wie schwer es uns fällt, den Gedanken der Freiheit zu fassen. Dafür würde es sich nötig machen, die Perücke abzunehmen ... Auch symbolische Schritte sind Schritte ... Das machte er gerne: An irgendeine alltägliche Erfahrung anknüpfen, eine Logik-Schnur von der Schafwolle über das Gersentmehl bis hin zur Sittlichkeit knüpfen. Der größte Teil der Menschheit, führte er das Argument weiter, vor allem – Kant schaut die Damen in der ersten Reihe an – das schöne Geschlecht, halte interessanterweise zwar die regelmäßige Durchlüftung der Bettwäsche für nötig, die Durchlüftung unserer abgebrauchten Gedanken aber für entbehrlich.“ Urgroßvater kannte Kants Kopf auch ohne Perücke: ein haarloser, breit auslandender Schädel. „Ein kahler Schädel ist doch keine Schande. Da kann die kalte Luft fröhlich durch die Gedanken pfeifen und sie abhärten“ dachte Großvater.

Kants Schriften entstanden dann aus den Mitschriften seiner Zuhörer, bei denen er sich jedoch vorbehielt, weder für Verständnis- noch Kopierfehler die Haftung zu übernehmen; in den Salons wurden sie diskutiert und gingen dann mit diesen Anmerkungen immer noch als Mitschriften gekennzeichnet als erste Auflage in den Druck. Den „Altar der Aufklärung“ erreichten sie, wenn sie zu Kants eigenem Werk befördert waren, was so ab der vierten, fünften Auflage erwogen wurde. So blieb Kant im ernsthaften Gespräch mit seinen Lesern, Freunden und Feinden: „Das gedruckte Wort, das eigentlich einen dahinfließenden Gedanken in endgültige Form gerinnen lassen soll, wurde wieder flüssig, war ins Wasser geschrieben.“

Bald wurde Kant als Hauslehrer für die Grafensöhne am Ort engagiert. Anschließend saß er mit an der Abendtafel, von der bekannt war, „mit welcher Schärfe die Gäste dort Perlhuhn und Argumente zerlegten.“. Auch anderenorts in Ostpreußen wuchs „überraschend viel Geistvolles zwischen den Steckrüben.“ Reine Männergesellschaften, die bereit waren, all die hehren Gedanken zu begreifen. Aber Begreifen kommt bekanntlich von Greifen. Im Haus gab es nämlich auch eine schöne Bauerntochter, aus einer Sippe, in der es mal einen „Kammermohren“ gegeben hat, der auch einer Grafentochter gefallen hatte. „Nur von so einem kann diese niedrige Sinnlichkeit, ach was: diese Triebhaftigkeit herkommen. So was wächst doch nicht auf einem ostpreußischen Acker.“ So urteilte auch Kant. Und er wusste und spürte es auch am eigenen Leib, dass sich „das Sinnliche unserer menschlichen Natur nun mal nicht unterdrücken lasse.“ Aufgabe der Magd war es zunächst, „die Zimmer der Söhne des Hauses und anschließend ihre Köpfe von klebrigen Träumen zu säubern. Auch Französisch sollte sie den Knaben beibringen. Und abends saß sie dann als

Schmuckstück an der gräflichen Tafel: „Gewisse Pflichten habe das Mädchen selbstverständlich.“ Lehrjahre sind keine Herrenjahre? Doch. Und für eine Magd dauert die Lehre so lange, wie sie jung und hübsch ist. „Das hat schon seine Richtigkeit.“

Ein weiterer Lehrer im Grafenhaushalt war ein Student Kants, einer von denen, die Mitschriften erstellen durften. Er brachte den Söhnen Krocket bei, „ein durch und durch demokratischer Zeitvertreib“. Dieser war der Meinung, dass es ein Recht auf Dominanz gebe, „nicht unbedingt für jeden, aber für den, der es sich nehme. Nicht nur dem Adel sei das Recht zum Herrschen in die Wiege gelegt, dieses Recht gehöre jedermann, der gescheit und mutig genug sei, es in die Hand zu nehmen.“ Im Dominanzrecht drücke sich aber auch aus, dass vernunftgeleitetes Herrschen eine Pflicht sei. Und Kant sah zwischen diesem Recht auf Dominanz und der Physischen Geographie einen engen Zusammenhang. „Disziplin verhütet, dass der Mensch durch seine tierischen Triebe von seiner eigentlichen Bestimmung, nämlich Mensch zu werden, abweicht. Wildheit dagegen ist die Unabhängigkeit von Gesetzen. Der Wilde Afrikas ist von Gesetzen unabhängig ... Bei den Wilden ist die Regellosigkeit nichts weiter als Unfähigkeit zur höheren Entwicklung ... kein edler Drang zur Freiheit, wie Rousseau und andere Schwärmer es sich einbilden.“ In der Nähe der Bauernmagd aber musste er konstatieren: „Das Animalische der jungen Frau stachelt mich auf, da bin ich machtlos.“

Im Garten der Gräfin kamen Kant dann Gedanken, die nach einer Umkehr seiner Physischen Geographie klangen, weil dort die Natur den Menschen zu formen schien. Ob es nicht möglich sei, „in einem mit Liebe und Vernunft angelegten Garten nicht nur Äpfel, Brombeeren und meinetwegen Bananen zu züchten, sondern auch vernünftige Menschen? Können wir, wenn wir die Gesetze der Physischen Geographie verstehen, sie auch auf die Menschenrasse anwenden?“ Sein Student dachte da gleich an die Nacktheit des Naturzustandes: „Erst der völlig entblößte Körper gewähre einen unverstellten Blick auf die moralischen Gesetze in uns. Unter Goldbrokat seien solche Gesetze nicht sichtbar. Unter Lumpen allerdings genauso wenig.“ Auch die Bauernmagd dachte mit: „Die afrikanische Sonne brennt doch keinem den Verstand weg, und die Kautschukwälder machen die Leute nicht für alle Zeiten zum Affen.“

Dann brachte die Gräfin Kant in eine Krise, mit ihrer Idee einen gerade gehypten Philosophen von der westafrikanischen „Goldküste“ (= Ghana) einzuladen: „Ein Affe, der angeblich Latein und Griechisch spricht und, da das bei Affen ja eher ungewöhnlich ist, deshalb auch gleich für einen Philosophen gehalten wird ... Der Schwarzphilosoph soll ja erstaunliche Erfolge bei den Damen haben. Was eher an den gorillamäßigen Dimensionen seiner Schultern und anderer Körperteile liegen wird als an seinem Verstand.“ Das ging unter die Gürtellinie. Die Urgroßmutter hat das dann auch so verstanden, dass „einem Übermaß in der Metaphysik ein Untermaß an musculus erector entsprach ... Im Ausgleich des Ungleichgewichts liege dann ja auch die Begründung für die seltsame Freundschaft zwischen Perückenmacher und Lehrstuhllehrer.“

Beinahe im kantschen Stil fasst unser Verfasser zusammen: Philosophie muss am Ende doch einen praktischen Nutzen haben, sonst ist sie keine. Praktischer Nutzen entsteht dort, wo eine Einsicht nicht nur denjenigen zufriedenstellt, der sie hat, sondern wo sie mehreren Menschen, wenn möglich: sehr vielen nützt. Kants Lehre gibt uns letztlich also auch die Instrumente an die Hand, seine wiederholten Äußerungen über die Primitivität nicht-weißer Menschen zu verwerfen. Kant hat eine universalistische Ethik der Freiheit und Gleichheit verfasst, eine Moralphilosophie für die ganze Menschheit, – andererseits aber eben auch eine hierarchische Rassentheorie formuliert. Kant war ein Kind seiner Zeit. Das aufstrebende Bürgertum brauchte eine möglichst gestochene Begründung seiner Geschäftstätigkeit. Was diese Geschäfte aber nicht erforderten, waren Freiheit und Gleichheit der Schauerleute und Textilarbeiter, der haitianischen Zuckerrohrsklaven oder der schlesischen Weber. Der Universalismus der Aufklärung war von vorneherein ein halb roher. Je nach Geschäftsgang waren die Schwarzen und überhaupt alle Nicht-Weißen ausgeschlossen, ein anderes Mal, gerne auch zugleich, waren es die Kinder oder die Frauen, oder die Arbeiter, die nicht der eigenen Nation angehör(t)en. In Kants „Ewigen Frieden“ steht die Begründung des allgemeinen Völkerrechts neben der Perspektive des Buchhalters der Zuckerrohrplantage, wonach das Ärgste an der Sklaverei sei, dass sie sich im Grunde nicht lohnt, buchhalterisch gesehen. Wenn wir ganz selbstverständlich und unbefangen davon reden, dass unsere demokratischen Werte auf der Kantschen Aufklärung gründen, dann gehört zu dieser Aufklärung auch die Arroganz des weißen Europäers – oder? Steht der Rassismus im Widerspruch zur Aufklärung oder gehört er untrennbar dazu?

Michael Lichtwarck-Aschoff stellt uns beinahe im Plauderton anstrengende und herausfordernde Fragen, die unser persönliches und gesellschaftliches Denken und Tun betreffen. „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Wer weiß denn am Anfang schon, wie tief er in dieser Unmündigkeit steckt. Und dabei ist – so ein persönliches Fazit – der Name der gesetzten oder selbst ernannten/erwählten Autorität durchaus immer wieder austauschbar. Ein passendes Geschenk zu Kants dreihundertstem Geburtstag.

Michael Wittig, Wewer

SEBASTIAN VOGT, Der Judenhass. Eine Geschichte ohne Ende?, Stuttgart 2024 (Hirzel), 232 S. mit einem Vorwort des Lipper Politikwissenschaftlers Peter Steinbach, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin. Nachwort zum Überfall der Hamas auf Israel am 07. Oktober 2023 und Literaturverzeichnis.

Der Verfasser untergliedert sein Buch gemäß den klassischen historischen Epochenheiten und schlägt den Bogen von der Antike über das Mittelalter in die Moderne. Den Schwerpunkt legt er auf die Zeit seit der Entstehung des modernen Antisemitismus im 19. Jahrhundert. So kann er bei aller Kontinuität des Antijudaismus auf eine strukturelle Veränderung des Judenhasses hinweisen. Vogt unterscheidet zwischen Judenfeindschaft als vormoderner Kategorie und Antisemitismus. Seine Motivation ist es, diesen abzuschaffen. Er sieht den Judenhass als eine Gefahr für die moderne, pluralistische Gesellschaft, für die Grundlagen unseres Zusammenlebens. So schreibt er dieses Buch in der hoffnungsfrohen Überzeugung, dass historische Kenntnis historische Urteilskraft ermöglicht.

In Antike und Mittelalter wurden die Juden als religiöse Minderheit und damit als nicht zugehörig empfunden. Es war die monotheistische Struktur ihres Glaubens sowie bestimmte religiöse Bräuche wie der Sabbat oder Speisevorschriften. Beispiel für Ausgrenzung finden sich schon in Erzählungen der Bibel. Im Römischen Reich war ihre Religion erlaubt; sie galten aber als renitent. Judentum und Christentum standen in enger Beziehung, traten aber im Konflikt um die Emanzipation der neuen Religion auch als Konkurrenten auf. In der christlichen Tradition wurde ihnen eine Rolle in Gottes Heilsplan zugewiesen, die ihre Verantwortung für die Kreuzigung Jesu ebenso betonte wie den Kindermord von Bethlehem, der sich im Mittelalter zum Ritualmordvorwurf auswuchs. Die Codices Theodosianus und Justinianus verdrängten die Juden zunehmend aus dem sozialen Leben. Ohne eigenes Land spezialisierten sie sich als Händler und Kreditgeber. Bei Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ begegnet uns der „Wucherjude“. Nach dem Vordringen des Islam im Vorderen Orient entwickelte sich in Europa der Kreuzzugsgeanke, dessen Fanatismus auch die Juden in Europa traf. Judenfeindliche Ausschreitungen boten auch die Möglichkeit, den Kreditgeber loszuwerden. 1290 verbannte der englische König Eduard I. die Juden von der Insel; 1306 folgte ihre Vertreibung aus Frankreich. Als im 14. Jahrhundert die Pest fast 25 Millionen Menschen in Europa dahinraffte, gab man den Juden als „Brunnenvergifter“ die Schuld. Viele Überlebende von ihnen siedelten nach Osteuropa über. Ausgangs des Mittelalters zeigte sich die Veränderung, indem die religiöse Ablehnung der Juden sukzessive durch säkulare Ressentiments abgelöst wurde (die Abgrenzung des Religiösen vom Säkularen ist letztlich eine Erfindung der Neuzeit). Humanismus und Renaissance wandten sich der klassischen und antiken Literatur und Philosophie zu. Die Wiederentdeckung der alten Sprachen schloss auch das Hebräische mit ein. Diese Hinwendung konnte aber auch bestehende Abneigung und Vorurteile verstärken. Das anti-jüdische Ressentiment funktionierte auch unabhängig von der Präsenz realer Juden. Mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 konnten sich die Juden nicht mehr auf kaiser-

liche Schutzrechte verlassen, sondern waren künftig von der Gunst der regionalen Machthaber abhängig („cuius regio - eius religio“). Die Aufklärung predigte zwar generell Toleranz, bewertete das Judentum aber als zurückgeblieben und fanatisch. Auch Kant sah es als archaisch an. Lessing mit der Ringparabel „Nathan der Weise“ (1779) stellt eine Ausnahme dar. Mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika 1776, gegründet auch von religiösen Dissidenten, die vor Verfolgung in der Alten Welt geflohen waren, entwickelte sich ein Gegenmodell zu Europa. Hier war es die Französische Revolution, die den Juden die volle rechtliche Gleichstellung brachte, unter Aufgabe ihrer Besonderheiten, was aus Sicht der religiösen Juden ambivalente Folgen zeigte.

Mit dem europäischen Kolonialismus, dem Merkantilismus und dem entstehenden Kapitalismus stieg die Bedeutung der Geldwirtschaft. Hier gelangten viele Juden wegen ihrer Mehrsprachigkeit und transnationalen Netzwerke in prominente Positionen, wodurch sie in Krisen auch schnell für Verwerfungen verantwortlich gemacht wurden. Der ökonomisch motivierte Judenhass stieg stark an. Bei den vom Abbau der Zunftprivilegien Betroffenen galten sie als die Profiteure all der Veränderungen der alten Strukturen. Unter dem Druck der napoleonischen Kriege erließen zwar mehrere deutsche Staaten Emanzipationsgesetze, Judenfeinde aber identifizierten sie deshalb mit den Franzosen und sahen sie als deren Agenten. Das deutsche Nationalgefühl formierte sich im Kampf gegen Frankreich. Da wurden die Juden als Fremdkörper innerhalb Deutschlands gesehen, als illoyale Elemente, die mit dem Feind kooperierten. Durch ihre transnationale Zerstreuung standen sie außerhalb der Welt der Nationalstaaten. Die gesellschaftlichen Entwicklungen im 19. Jahrhundert, die soziale Transformation, die Auflösung der ständischen Ordnung provozierte heftigen Widerstand. Die Feindschaft gegen die Juden war auch eine Feindschaft gegen diese Veränderungsprozesse. Auch viele Emanzipationsbefürworter begriffen die Akkulturation als Voraussetzung für die rechtliche Gleichstellung. Die Emanzipationsgegner beharrten auf dem naturhaften, wesensmäßigen Unterschied der Juden. Sie leisteten Widerstand gegen die gesellschaftlichen Umbrüche, gegen die zunehmende soziale Mobilität. Sie fürchteten ihren eigenen sozialen Abstieg – verstärkt durch Missernten und wirtschaftliche Krisen – und suchten Halt in einem ausschließenden Nationalismus. 1815 gründeten deutschnational gesinnte Studenten eine Urbruderschaft. Das Wartburgfest stellte lediglich eine der Äußerungsformen dar. Der deutsche Nationalismus zeigte einen aggressiven Charakter. Die staatlichen Behörden bekämpften die nationalen Erhebungen, da sie die staatliche monarchische Ordnung infrage zu stellen drohten. Die Karlsbader Beschlüsse wandten sich gegen nationale und liberale Tendenzen. Viele Menschen sahen die Juden als Büttel der Herrschenden. Judenfeindliche Ressentiments zogen sich durch alle Schichten und alle politischen Lager. Für die Frühsozialisten stand das Finanzkapital im Zentrum der Kritik. Als Parasiten des Kapitalismus galten die Juden, die, ohne selbst zu arbeiten, auf Kosten anderer lebten. Der Verschwörungsmythos einer jüdischen Weltherrschaft kam hier hinzu. Auch der selbst aus einer jüdischen Familie stammende Karl Marx forderte die Emanzipation vom Schacher, also vom realen Judentum. Die nationale Frage und die sich wandelnde ökonomische Grundlage der Gesellschaft bildeten die beiden

neuen Aspekte der Judenfeindschaft. Nicht nur in deutschen Ländern gab es Übergriffe: in Damaskus wurde die Synagoge gestürmt und die Thorarollen wurden verbrannt; in Bologna wurde ein jüdisches Kind entführt und zwangsgetauft. Dies führte 1860 zur Gründung der ersten internationalen jüdischen Hilfsorganisation.

An der Revolution 1848, die nach liberaler Staatlichkeit und nationaler Einigkeit strebte, nahmen auch Juden teil. Sie verstanden sich als deutsche Patrioten, ihr Judentum als rein private Angelegenheit. Aus antijüdischer Perspektive galten folglich der Kapitalismus und der Liberalismus ebenso als jüdisch wie der Sozialismus und die Arbeiterbewegung. Der Prozess, der zu einer verfassunggebenden Nationalversammlung, die in der Paulskirche in Frankfurt zusammentrat, geführt hatte, wurde von preußischen und österreichischen Truppen beendet. Da die akkulturierten Juden sich äußerlich nicht mehr unterschieden, verlegten die Judenfeinde die unüberbrückbare Differenz ins Innere, in das jüdische Wesen. Die Juden, die in der Kunst erfolgreich waren, bezeichnete Richard Wagner als Plagiatoren; Originalität sei ihnen wesensfremd. Es gelte folglich, die jüdische Herrschaft in den Künsten zu brechen. Auch in der Industrie waren Juden sehr engagiert. Die Familie Rathenau war Gründerin der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG). Einer der ihren, aber das war später, ging in die Politik und wurde 1922 als Außenminister der Weimarer Republik von nationalistischen antisemitischen Kräften erschossen, nachdem er an Ostern 1922 im italienischen Rapallo mit der Sowjetunion einen Vertrag unterzeichnet hatte, mit dem beide Staaten ihre jeweilige internationale Isolation durchbrechen wollten.

Nach der mit der Politik von „Blut und Eisen“ erreichten deutschen Reichseinigung im Krieg gegen Frankreich war es 1873 zum Gründerkrach gekommen. Wieder waren die Juden als Immobilien- und Börsenspekulanten die Schuldigen. Mit dem Begriff des Antisemitismus wollte man ab 1879 das Neuartige und die Abgrenzung zur religiösen Judenfeindschaft betonen; es war der politische Antisemitismus. Der protestantische Theologe und spätere Hofprediger Stoecker stellte seine Judenfeindschaft als Notwehr dar: das deutsche Volk sei gezwungen, sich gegen die nach der Weltmacht strebenden Juden zu verteidigen (Täter-Opfer-Umkehr). Stoecker verankerte den Antisemitismus im konservativen, bürgerlichen Milieu. Der Historiker Treitschke vertrat den Antisemitismus an der Universität: „Über unsere Ostgrenze drängt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen.“ Treitschke kritisierte die „nationale Sonderexistenz“ der Juden. Der Althistoriker Theodor Mommsen, der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Verfasser der „Römischen Geschichte“, organisierte 1880 eine Notabelnklärung gegen den Judenhass: „Eine große Nation setze sich aus unterschiedlichen kulturellen Komponenten zusammen.“ Von Charles Darwins Erkenntnissen über die Anpassung von Tieren an ihre natürliche Umgebung leiteten Judenhasser eine „rassische“ Grundlage des menschlichen Zusammenlebens ab: Es sei ein Kampf ums Überleben und nur die stärkere Rasse setze sich in einer natürlichen Auswahl durch. Aufkommende Rassentheorien teilten die Menschheit in unterschiedliche Rassen, wobei die „arische“ an der

Spitze und die Juden und Schwarzen ganz unten standen. Während die Antisemiten die Juden „rassisch“ abwerteten, unterstellten sie ihnen doch zugleich, die Börsen und die Banken zu kontrollieren, nach der Weltherrschaft zu streben und im Hintergrund die Fäden zu ziehen. Dieses Ineinandergreifen von heftiger Abwertung und projektiver Überhöhung macht eine Besonderheit des Antisemitismus aus.

Im Zeitalter des Imperialismus verlangte Deutschland nach den Kolonialmächten England und Frankreich ebenfalls nach Weltgeltung, einem „Platz an der Sonne“. In der erstarkenden völkischen Bewegung verlagerte sich die Judenfeindschaft in Organisationen hinein. Viele Deutsche hielten das deutsche Geistesleben für überlegen; es wurde dem angelsächsischen Materialismus und dem französischen Libertinismus gegenübergestellt.

Um dem Antisemitismus etwas entgegenzusetzen, gründeten sich auch jüdische Organisationen. Da den Juden in den deutschen Ländern bestimmte Berufe stets verschlossen gewesen waren, gab es unter ihnen viele Akademiker, Anwälte und Ärzte. Vielen war der Aufstieg in das sogenannte Bildungsbürgertum gelungen. Damit unterschieden sie sich auch deutlich von den eingewanderten Juden aus Osteuropa mit deren hoher Armutsquote. Die Mehrzahl der Juden in Deutschland begriff sich als integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft, mit Pflichten, aber auch mit Rechten. Für diese Rechte waren sie bereit einzustehen. Sie wollten die antisemitischen Angriffe nicht mehr widerstandslos hinnehmen, wie sie es lange Zeit getan hatten. Der zionistischen Bewegung standen sie ablehnend gegenüber. Aus dem liberalen jüdischen und nicht-jüdischen Bürgertum heraus wurde 1890 der Verein zur Abwehr des Antisemitismus gegründet, zu dessen Unterstützern auch Theodor Mommsen zählte. Diese Organisation verstand sich als Vertretung einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung. Die bedeutendste politische Kraft im Kampf gegen den Antisemitismus war allerdings die Sozialdemokratie, die sich nach dem Auslaufen der Sozialistengesetze 1890 in Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) umbenannt hatte: Ausbeutung sei kein genuin jüdisches Charakteristikum, sondern entspringe der kapitalistischen Gesellschaft selbst.

Frankreich, das Land der bürgerlichen Revolution von 1789, wies ebenfalls eine tief verwurzelte Tradition der Judenfeindschaft auf. Eine 1886 erschienene Schrift „Das verjudete Frankreich“ interpretierte den Verlauf der gesamten Geschichte als unausweichlichen Konflikt zwischen der „arischen“ und der „semitischen“ Rasse. Nach der Vertreibung der Juden aus Frankreich 1394 sei es zu einer kulturellen und politischen Blüte des Landes gekommen, die bis zur Französischen Revolution angedauert habe. Die mit der Revolution einhergehenden gesellschaftlich Umwälzungen hätten zu einem Niedergang des Landes geführt, an dem die Juden die größte Schuld trügen und von dem sie am meisten profitierten. Dies wirkte sich in der Dreyfus-Affäre aus: dem aus dem Elsass stammenden jüdischen Offizier war 1894 Geheimnisverrat vorgeworfen worden. 1892 wurde die Zeitschrift „Das freie Wort“ gegründet, das führende Organ im Kampf gegen Dreyfus und ein Gegner der Republik. Für Dreyfus trat der Schriftsteller Emil Zola ein, der Prototyp eines enga-

gierten Schriftstellers, der sich in politische Entwicklungen einmischt. Zola erhob schwere Vorwürfe gegen die Militärjustiz. Zur selben Zeit war der in Österreich-Ungarn geborene Theodor Herzl Korrespondent der Wiener Zeitung in Paris; er berichtete über die Dreyfus-Affäre. Der virulente Antisemitismus bestärkte den Begründer des politischen Zionismus, dass die Assimilation der Juden in die jeweilige Gesellschaft keine Lösung der „Judenfrage“ darstelle. Nur die Gründung eines eigenen Staates für die Juden böte einen Ausweg.

Im zaristischen Russland tauchten um die Jahrhundertwende, unter Zar Nikolaus II., die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion“ auf (entstanden sind sie hier nicht), eine fiktive Schrift, die sich als Mitschrift einer Versammlung von Rabbinern auf einem Prager Friedhof ausgibt, auf der die jüdische Weltverschwörung geplant worden sei. Auch wenn dieses Werk bereits 1920 als Fälschung erkannt worden ist, halten Verschwörungstheoretiker bis heute an den Protokollen und ihrer Argumentation fest. Für die Juden in Osteuropa wurde die Lage damals wieder gefährlicher. Es kam mit Unterstützung staatlicher Organe zu Pogromen im westlichen Zarenreich. Viele Juden wanderten aus Russland aus.

In Wien konnte der damalige Bürgermeister der Stadt die aus den östlichen Teilen des Habsburgerreiches nach Wien übersiedelten Juden zum Feindbild stilisieren. Sie stellten dort gut 10 % der Bevölkerung der österreichischen Hauptstadt, in der damals auch Adolf Hitler gewohnt hat.

Im Ersten Weltkrieg ordnete die Politik des „Burgfriedens“ alle Anstrengungen der Kriegsführung unter; alle innenpolitischen Konflikte wurden gedeckelt. Allerdings trat infolge der erfolgreichen Offensiven in Osteuropa die „Ostjudenfrage“ auf die politische Agenda. Nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg 1917 verdüsterten sich jedoch die deutschen Aussichten auf einen Sieg. Die lauter werdenden Forderungen auf einen Verständigungsfrieden wurden von den Protagonisten der völkischen Bewegung als ein jüdisches Komplott verworfen. Den Sozialisten wie den Juden wurde Vaterlandslosigkeit und Illoyalität gegenüber der Nation unterstellt. Bei den Juden resultierte der Vorwurf aus ihrer diasporischen Lebensweise, bei den Sozialisten aus ihrem internationalen Anspruch. Nach der Oktoberrevolution in Russland wurde der „jüdische Bolschewismus“ thematisiert (die Regierung Kerenski war keineswegs demokratisch). Im März 1918 konnte man den Sowjets noch den Frieden von Brest-Litowsk diktieren. Da das Oberkommando des Militärs die Verantwortung für die eigene absehbare Niederlage nicht übernehmen wollte, folgte man einer Forderung des amerikanischen Präsidenten Wilson und stellte die Regierung auf eine demokratische Grundlage. Nun konnte man den Demokraten die Schuld für die bevorstehende Kapitulation in die Schuhe schieben. Damit war die Grundlage für die spätere „Dolchstoßlegende“ gelegt: die Armee sei im Felde unbesiegt geblieben. Demokraten, Sozialisten und Juden hätten ihr das Messer in den Rücken gestoßen.

Die bislang unbekannte Brutalität der Kriegsführung hinterließ tiefe Spuren nicht nur bei den Soldaten, sondern in der gesamten Gesellschaft. Gewalt war in der Frühphase der neuen Republik allgegenwärtig. Große Teile des Staatsapparates, also der Beamtenschaft, der Justiz und der Verwaltung, standen der Demokratie distanziert gegenüber. Der Adel hatte auch nach der Abschaffung der Monarchie seine gesellschaftliche Machtposition behalten und besetzte weiterhin Schlüsselpositionen in Militär und Politik. Zusammen mit radikalisierten Teilen der Armee bildete er eine Bastion der antidemokratischen, republikfeindlichen und antisemitischen Bewegung. Der neue Staat wurde von Beginn an als „Judenrepublik“ verunglimpft. Sie nutzten den Reichstag als Bühne für ihre judenfeindliche Agitation. In der deutschen Bevölkerung wurde die Angst vor einer „Überfremdung“ und „Bastardisierung“ geschürt. Es folgten der konterrevolutionäre Kapp-Putsch, dagegen ein Generalstreik, Morde an politischen Gegnern wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht sowie dem als „Novemberverbrecher“ diffamierten Matthias Erzberger und kurz danach Walther Rathenau. Wegen Verzögerungen bei den Kohlelieferungen wurde das Ruhrgebiet von französischen und belgischen Truppen besetzt. Der von der deutschen Regierung ausgerufene passive Widerstand und die finanzielle Unterstützung ließen die Inflation und die Arbeitslosigkeit ins Unermessliche steigen. In Berlin wurde das Scheunenviertel, ein Stadtteil mit großer jüdischer Wohnbevölkerung, geplündert. Die Sozialdemokraten interpretierten dies als fehlgeleiteten Sozialprotest. In München scheiterte Hitler ebenfalls im November 1923 mit einem Putschversuch. Die im Februar 1920 in München gegründete NSDAP wurde reichsweit verboten. Das Verbot galt bis Februar 1925. Hitler wurde entgegen der Gesetzeslage als straffällig gewordener Ausländer jedoch nicht des Landes verwiesen. Während seiner Haft in Landsberg am Lech verfasste er seine Hetzschrift „Mein Kampf“. Darin propagierte er einen „Antisemitismus der Vernunft“, da durch den „gefühlsmäßigen Judenhass“ die „Judenfrage“ letztlich nicht gelöst werden könne. In den „Goldenen Zwanzigern“ kam die Weimarer Republik durch ein Abkommen mit den Alliierten bezüglich der Reparationszahlungen in eine Stabilisierungsphase. Vor allem die Kultur erlebte einen Aufschwung; Theater, Film und Literatur sowie die Architektur (Bauhaus) blühten auf. Jüdische Intellektuelle und Künstler hatten daran einen nicht geringen Anteil. Die konservative Kulturkritik aber sah nur Dekadenz. Der konservative Kritiker Moeller van den Bruck schrieb sein Hauptwerk „Das Dritte Reich“, womit er diesen Begriff nachhaltig populär machte: Nach dem Römischen und dem Kaiserreich gelte es nun ein neues, eben das Dritte Reich zu errichten. Moeller war ein antiwestlicher und antiliberaler Denker. Ein weiterer Schriftsteller der „konservativen Revolution“ war Ernst Jünger, der eine Abkehr von der bürgerlichen Vorstellung der Humanität postulierte. Rasse stellte für ihn keine biologische, sondern eine Geistes- oder Schicksalsgemeinschaft dar. Er propagierte die Militarisierung aller Lebensbereiche. Der größte Medienunternehmer der Weimarer Republik war Alfred Hugenberg, der mit seinen Zeitungen, Zeitschriften und Filmen eine wichtige Funktion für die Verbreitung des Antisemitismus übernahm. Auch die beiden großen Kirchen, die katholische und die protestantische entwickelten sich nach rechts. Der Bezug auf „Volk“ und „Volkstum“ gewann bei ihnen an Bedeutung. Angesichts solcher Enttäuschungen bildete sich auch eine „jüdische Renaissance“ als eigenständige Kulturrichtung.

In diesen „Goldenen Zwanziger“-Jahren wechselten sich die Koalitionsregierungen in kurzen Abständen ab, was den Parlamentarismus in Misskredit brachte. Der zum Staatsoberhaupt gewählte ehemalige General Paul von Hindenburg, der „Held von Tannenberg“, stand der parlamentarischen Demokratie distanziert gegenüber. Noch aber trug die ökonomische Situation zu einer Stabilisierung der politischen Lage bei. Dies änderte sich 1929 durch den New Yorker Börsencrash. Die Zahl der Arbeitslosen stieg wieder; die Massenverarmung führte zu politischer Instabilität. Der Reichspräsident ernannte den Zentrumsrepublikaner Heinrich Brüning zum Kanzler. In der folgenden Reichstagswahl wurde die NSDAP zur zweitstärksten Kraft. Die in ihrer braunen Parteiuniform im Parlament erschienenen Abgeordneten verstießen bewusst gegen das dort geltende Uniformverbot. Am gleichen Tag veranstalteten Mitglieder der SA pogromartige Ausschreitungen in Berlin. Antisemitismus zeigte sich nun auch in den Kurorten, im Alpenverein, bei Bauern, bei vielen kleinen Gewerbetreibenden und in Bildungsinstituten. Brüning regierte per Notverordnung weiter. Er wollte mit seiner Deflationspolitik die Krise bekämpfen, scheiterte damit aber. In Landesregierungen wurden Koalitionen mit den Rechten geschlossen, Hitler zur Versammlung der Großindustriellen und anderen gesellschaftlichen Verbänden eingeladen. Nach Brünings Rücktritt hatte Hindenburg den Adligen Franz von Papen zum Reichskanzler ernannt, dem interimistisch der ehemalige General Kurt von Schleicher folgte, bevor Papen im Auftrag Hindenburgs mit Hitler verhandelte, der dann am 30. Januar 1933 von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt wurde.

Bereits am 1. Februar löste der Reichspräsident das Parlament auf und erließ die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz des deutschen Volkes“. Noch vor der für März angesetzten Neuwahl für den Reichstag brannte am 27. Februar das Reichstagsgebäude. Einen Tag später setzte die „Reichstagsbrandverordnung“ die Grundrechte außer Kraft. In Oranienburg und Dachau wurden im März die ersten Konzentrationslager errichtet. Unter Anwesenheit bewaffneter Einheiten von SA und SS stimmte der neu gewählte Reichstag am 24. März 1933 dem „Ermächtigungsgesetz“ zu. Damit war die Verfassung ausgehebelt und die Grundlage für ein autoritär-diktatorisches Regime gelegt. Im April wurde zum Boykott jüdischer Geschäfte, Kaufhäuser, Arztpraxen und Anwaltskanzleien aufgerufen. Mit antisemitischen Gesetzen wurden die Juden zunehmend aus dem gesellschaftlichen Leben verdrängt. Dazu gehörte auch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“. Trotzdem wanderte die Mehrheit der sozial isolierten Juden zunächst nicht aus, sondern versuchte sich weiterhin in Deutschland durchzuschlagen. Allerdings nahmen auch die meisten Staaten die aus Deutschland ausreisenden Juden keineswegs mit offenen Armen auf.

Auf dem Opernplatz in Berlin fand eine Bücherverbrennung statt. Unter anderen Parteien löste sich auch das Zentrum selbst auf. Per Gesetz wurde die NSDAP als einzige Partei verankert. Die föderale Struktur des Reiches wurde abgeschafft. Es bildete sich eine parallele Herrschaft aus Partei und sonstigen Institutionen; diese polykratische Struktur war charakteristisch für das NS-Regime (allerdings auch in Führungsstrukturen von Unternehmen bis heute zu finden). Viele Deutsche empfanden die politischen Veränderungen als

„nationale Revolution“. Im Juli 1933 schloss das NS-Regime ein Reichskonkordat mit dem Vatikan, womit dieser ihm internationale Anerkennung verschaffte. Nach dem Tod Hindenburgs legte Hitler die Ämter des Reichspräsidenten und Reichskanzlers in seiner Person mittels einer Volksabstimmung zusammen, womit er der alleinige „Führer“ war.

Im Sommer 1935 wurde auf dem Nürnberger Parteitag der NSDAP das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ angenommen. Eheschließungen und sexuelle Beziehungen zwischen „Juden und Staatsangehörigen deutschen und artverwandten Blutes“ waren damit untersagt. Die „Volksgemeinschaft“ wurde als eine „rassisch“ homogene Gesellschaft angestrebt, ein wesentlicher Schritt zur Lösung der „Judenfrage“ im nationalsozialistischen Sinn. Die Ideologie der „arischen Volksgemeinschaft“ ohne „Schädlinge“ wurde auch in „rassehygienische“ Bestimmungen für die Medizin umgesetzt, die sich auch gegen körperlich behinderte und psychisch kranke Menschen richtete – dagegen nun protestierten die Kirchen. Unter der Aufsicht von Goebbels „Reichskulturkammer“ wurden jüdische Künstler mit einem Berufsverbot belegt. In München wurde 1937 das „Haus der deutschen Kunst“ eröffnet und parallel dazu im Hofgarten die „entartete Kunst“ von Max Beckmann, Lyonel Feininger oder Wassily Kandinsky präsentiert. Jüdischer Besitz wurde „arisiert“.

Das Saarland wurde 1935 dem Deutschen Reich angegliedert. Im spanischen Bürgerkrieg probte das NS-Regime 1937 mit dem deutschen Luftwaffenverband der „Legion Condor“ die Einsatzfähigkeit des deutschen Militärs: die baskische Stadt Guernica wurde dem Erdboden gleichgemacht. Die kleindeutsche Lösung bei der Gründung des Kaiserreiches, also ein Nationalstaat ohne das Habsburgerreich, war von vielen Konservativen stets für einen Fehler angesehen worden. So wurde der „Anschluss“ von einer übergroßen Mehrheit auch in Österreich begrüßt, als es, „meine Heimat“, wie Hitler jubelte, im März 1938 in das deutsche Reichsgebiet eingegliedert wurde. Dies befeuerte den „Führermythos um den „charismatischen“ Diktator, dem alles zu gelingen schien. Die folgenden judenfeindlichen, pogromartigen Ausschreitungen waren sehr brutal. Im oberösterreichischen Mauthausen wurde ein Konzentrationslager errichtet.

Die europäischen Staaten versuchten mit einer Befriedungspolitik einen Krieg zu verhindern. Dazu gehörte auch das Münchner Abkommen vom September 1938, wodurch die Tschechoslowakei das mehrheitlich deutschsprachige Sudetenland an das Deutsche Reich abtreten musste. Diese Appeasement-Politik sicherte den Frieden aber nur sehr kurzzeitig. Im März 1939 erklärte sich die Slowakei auf deutschen Druck hin für unabhängig. Deutsche Truppen besetzten am 15. März die „Resttschechei“, nachdem der tschechische Staatspräsident zuvor, um Ruhe und Ordnung zu sichern, „das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches“ gelegt hatte. Das annektierte Gebiet wurde in das Protektorat Böhmen und Mähren umgewandelt.

Großbritannien und Frankreich gaben für Polen eine Garantieerklärung ab. Ende Oktober 1938 inhaftierte die NS-Regierung über 17.000 Juden, die vormals aus Polen in das Reich emigriert waren, und deportierte diese ins Nachbarland. Die polnische Regierung akzeptierte die Abgeschobenen nicht als polnische Bürger. Da erschoss ein 17-Jähriger, dessen Eltern zu den Abgeschobenen gehörten, in Paris ein Mitglied der deutschen Botschaft. Dies diente dem NS-Regime als Vorwand für ein ohnehin geplantes reichsweites Pogrom in der Nacht vom 9. auf den 10. November, um die Notwendigkeit der Lösung der „Judenfrage“ zu unterstreichen. Für die Schäden sollten die Juden selbst aufkommen; ihnen wurde eine kollektive „Sühneleistung“ auferlegt. Diese Täter-Opfer-Umkehr ist typisch für den Antisemitismus. Am 1. September überfiel Deutschland sein östliches Nachbarland Polen, was es aber als Verteidigungskrieg präsentierte. Auch die Sowjetunion überfiel im September Polen, was im Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Paktes vom August 1939 bereits vorgesehen war. Mit dem Überfall waren nun an die zwei Millionen Juden unter deutsche Herrschaft gekommen.

Im April 1940 fiel die Wehrmacht in Skandinavien ein. Im Mai in die Beneluxstaaten und Frankreich. Damit fielen wieder viele Juden dem Regime erneut in die Hände, vor dem sie bereits geflohen waren. Für die „Lösung der Judenfrage“ wurde der Madagaskarplan diskutiert, wo alle europäischen Juden hingebacht werden sollten. Da der Krieg im Mittelmeerraum nicht so schnell beendet werden konnte, kam auch ein „Judenreservat“ in Polen in Betracht; viele Juden aus Wien wurden hierhin verschleppt. So kamen ca. 100.000 Juden in das „Reservat Lublin“. Im Oktober 1940 wurde das Warschauer Ghetto errichtet.

Den Krieg gegen die Sowjetunion ab Juni 1941 führte Deutschland als ideologischen Vernichtungsfeldzug gegen den „jüdischen Bolschewismus“. Gemäß dem Kommissarbefehl sollten die politischen Kommissare in der Roten Armee im entsprechenden Fall nicht als Kriegsgefangene gelten, sondern sofort erschossen werden. Vier Millionen Juden kamen unter deutsche Besatzung. Der erwartete schnelle Sieg über die Sowjetunion stellte sich nicht ein; der Kriegsverlauf drehte sich. Zusammen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika, die nach dem Überfall der Japaner auf ihre Pazifikflotte in Pearl Harbor in den Krieg eingetreten waren, bildete die Sowjetunion eine Anti-Hitler-Koalition. Ende 1942 kam es in Stalingrad zur Wende.

In Polen, den baltischen Ländern, sowie in Belarus und der Ukraine war es den deutschen Besatzern gelungen das antisemitische Potential in den jeweiligen Bevölkerungen zu mobilisieren. Aus dem Reichsgebiet gab es systematische Deportationen in den Osten. Es folgten Massenerschießungen und Versuche mit Gas als Mordwaffe. Im Januar 1942 fand unter der Leitung von Heydrich die „Wannseekonferenz“ statt. Das Protokoll dieser Sitzung belegt die bis dato ergriffenen und die geplanten Maßnahmen. Dort heißt es: „Im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht.“ Die Konferenz zeigte auch wiederum das NS-typische polykratische Herrschaftssystem. Die bereits als Kriegsgefangenenlager oder Haftstätten errichteten Lager in Aussch-

witz und Majdanek wurden zu Vernichtungslagern umgebaut; es folgten Belzec, Sobibor und Treblinka. Der Aufstand im Warschauer Ghetto im April 1943 wurde niedergeschlagen. Mit dem Vorrücken der Roten Armee starteten die Deutschen die „Aktion 1005“, die die Spuren der Judenvernichtung beseitigen sollte; Leichen wurden aus Massengräbern exhumiert und verbrannt. In der Normandie landeten alliierte Verbände. Am 20. Juli scheiterte das Attentat von Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf Hitler. Drei Tage später befreite die Rote Armee mit Majdanek das erste Vernichtungslager. Im Oktober eroberten die westlichen Alliierten mit Aachen die erste Großstadt auf dem Gebiet des Deutschen Reiches. Nach dem Scheitern der letzten deutschen Offensive in den Ardennen, war die Niederlage der Wehrmacht nur noch eine Frage der Zeit. Am 27. Januar 1945 erreichten sowjetische Verbände Auschwitz. Am 8. Mai kapitulierte das Deutsche Reich.

Am Ende der NS-Herrschaft hatten die Deutschen sechs Millionen Juden erschossen, vergast sowie durch Hunger und sonstige Umstände wie die „Todesmärsche“ beim Herannahen der alliierten Truppen zu Tode gebracht. Am Tötungsprozess waren viele beteiligt, Lagerpersonal, Reichsbahnangestellte, Polizeibeamte und Wehrmichtsangehörige. Deutsche hatten das Mobiliar der Deportierten ersteigert und bezogen „arisierte“ Wohnungen. In den Schulklassen fehlten jüdische Kinder, auf den Straßen waren Juden durch einen auf die Kleidung genähten gelben Stern kenntlich. Fanatische Antisemiten, autoritätshörige Empfänger von Befehlen, Profiteure der antijüdischen Maßnahmen und eine indifferente Masse als Voraussetzung für einen beispiellosen Zivilisationsbruch. In Nürnberg wurde im November 1945 der erste Kriegsverbrecherprozess gegen führende NS-Funktionäre geführt, unter anderen Hermann Göring, Rudolf Heß und Julius Streicher. Adolf Eichmann wurde in Argentinien gefasst und 1961 in Israel vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Unter Generalstaatsanwalt Bauer begann 1963 in Frankfurt a. M. der erste „Auschwitzprozess“. Vor allem die jüngere Generation stellte sich gegen die Verjährungsfristen für derartige Verbrechen.

Im Osten Europas kam es zu einer Massenauswanderung von Juden wegen antisemitischer Pogrome in den Jahren 1946/7. Die Politik der Bundesrepublik zielte schon sehr bald darauf, NS-Täter und Parteimitglieder zu integrieren. Das Parlament, der Bundestag, verabschiedete mehrere Amnestiegesetze. Bekannt als Begnadigter wurde der Chef des Bundeskanzleramtes, Hans Globke. Der sich verschärfende Kalte Krieg begünstigte in der BRD die Integrationspolitik – auch durch die Debatte um eine Wiederbewaffnung Deutschlands. Die DDR pflegte ein antifaschistisches Selbstverständnis. Schwerer tat man sich in Ost und West mit der Entschädigung von NS-Opfern. In der DDR unterschied man zwischen „Opfern des Faschismus“ und „Kämpfern gegen den Faschismus“. Der Fokus im Westen lag auf Ausgleichszahlungen für Heimatvertriebene. Auch bei den westlichen Staaten lag das Hauptinteresse nicht mehr bei der Entnazifizierung oder Entschädigung der Opfer, sondern bei der Westintegration der Bundesrepublik, die mit den Pariser Verträgen 1955 weitgehende Souveränität erlangte.

Einen Einschnitt im Umgang mit diesem Kapitel unserer Geschichte, der Vernichtung der Juden durch Deutsche, brachte Ende der 70er Jahre die amerikanische Fernsehserie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“. Viele Millionen schalteten ihren Fernseher ein. Diskussionen wurden zuhause geführt, im beruflichen Umfeld und in den Zeitungen. Die Bundeszentrale für politische Bildung legte mit einer großen Zahl an Broschüren zu Nationalsozialismus und Antisemitismus nach. Ende der 80er Jahre gab es dann Attentate, die dem Rechtsterrorismus zugerechnet werden, so wie im September 1980 am Eingang zum Münchner Oktoberfest. Als Kanzler Kohl sich über die „Gnade der späten Geburt“ freute, warnte der Philosoph Jürgen Habermas vor einer „Entsorgung der NS-Vergangenheit; Günter Grass monierte drohende Geschichtsklitterung. Anlässlich eines Theaterstücks von Rainer Maria Fassbinder über den Frankfurter Häuserkampf warfen einige Fassbinder Antisemitismus vor, andere wie Daniel Cohn-Bendit verteidigten ihn – es gab offensichtlich unterschiedliche Positionen auch unter den Juden in der Bundesrepublik. Im Historikerstreit trafen die aufeinander, die sich entweder auf die Führungspersönlichkeiten des NS-Regimes und ihre Ideologie fokussierten, oder die, die auf die gesellschaftlichen und politischen Strukturen des nationalsozialistischen Systems abhoben. 1986 gab es die Diskussion über den angemessenen Patriotismus der Deutschen. Habermas empfahl einen „Verfassungspatriotismus“. Auch diese Debatte zeigte wieder die umstrittene Bedeutung der NS-Vergangenheit für das Selbstverständnis der Bundesrepublik. Es folgte die Jenninger-Rede zum Gedenken an das November-Pogrom im Bundestag; der Redner wollte schildern, wie zahlreiche Deutsche das NS-Regime damals wahrgenommen hatten. Seine Kritiker fanden dies als taktlose Demütigung der Juden. Jenninger trat am folgenden Tag als Bundestagspräsident zurück.

Nach der deutschen Wiedervereinigung gab es die Diskussion um das Denkmal für die ermordeten Juden neben dem Brandenburger Tor. Der Schriftsteller Martin Walser sprach von einem fußballfeldgroßen Albtraum. Der damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden Ignatz Bubis warf Walser „geistige Brandstiftung“ vor. Immer wieder äußert(e) sich das Bedürfnis nach einem Schlussstrich, endlich eine normale Nation ohne störende Vergangenheit sein zu dürfen; Begriffe wie „Kollektivschuld“ und „Tätervolk“ wurden diskutiert. In dem gerichtlichen Streit um den religiösen Brauch der Beschneidung stand Religionsfreiheit gegen das Recht auf körperliche Unversehrtheit – ein neuer Antisemitismus in der Sprache der Menschenrechte? Corona-Leugnern, Impfgegnern, die sich den „Judenstern“ anhefteten und damit als Opfer eines Willkürregimes darstellten, den dummen Spruch „Impfen macht frei“ auf Plakaten zeigten, wurde Relativierung der NS-Verbrechen vorgeworfen, ein Kernbestand des säkularen Antisemitismus.

Mit Israel schloss Adenauer 1952 das Luxemburger Abkommen, das Zahlungen vorsah, mit denen dort die Integration jüdischer Flüchtlinge aus Europa unterstützt werden sollte. Die Bundesrepublik profitierte von einem durch den Koreakrieg 1950 ausgelösten Wirtschaftsaufschwung. 1965 folgten diplomatische Beziehungen mit Israel. In der politischen Linken zeigte sich ab dem Sechstagekrieg ein spezifischer, israelbezogener Antisemitismus. Israel sei ein Brückenkopf des westlichen Imperialismus im Nahen Osten. Man sympathi-

sierte mit der palästinensischen Befreiungsbewegung, deren Anführer Jassir Arafat zur Symbolfigur des antiimperialistischen Kampfes erkoren wurde. Es blieb das Momentum, dass die Juden mit den Palästinensern das Gleiche tun wie damals die Nationalsozialisten mit ihnen. Mitglieder der RAF ließen sich in palästinensischen Ausbildungslagern im Nahen Osten im Umgang mit Waffen ausbilden – was allerdings auch Neonazis aus der Wehrsportgruppe Hoffmann taten. In der breiten Öffentlichkeit dagegen stiegen die Sympathiewerte Israels. Die wehrhaften israelischen Soldaten widerlegten das klischeehafte Bild der Juden, die sich wie Lämmer zur Schlachtbank führen ließen. Die Boulevardblätter des Springer-Konzerns feierten den israelischen Befehlshaber Mosche Dajan als neuen „Wüstenfuchs“. Der Umgang mit diesem Thema, Zuspruch oder Kritik an konkreten Maßnahmen einer israelischen Regierung ist nicht einfach. Der Verfasser empfiehlt die 3-D-Regel: Delegitimierung (der Existenz des jüdischen Staates), Dämonisierung (Israels als neuen Nationalsozialismus), doppelte Standards (Verdammung von Maßnahmen, die bei anderen Staaten ignoriert werden); dies ermögliche eine Unterscheidung zwischen gerechtfertigter Kritik an Israel und Antisemitismus.

Nach der Wiedervereinigung war die Debatte um Entschädigungsoffer wieder aufgekommen. Der Bundestag hatte beschlossen, gemeinsam mit der Wirtschaft dazu eine Stiftung einzurichten. Im Jahr 2000 erschien die deutsche Ausgabe des Buches von einem amerikanischen Politologen „Die Holocaust-Industrie“, wonach sich amerikanische Juden und ihre Organisationen an dem Gedenken bereichern und Unterstützung für Israel erpressen würden. Vielen Kommentatoren galt die Herkunft des Autors, Sohn von Holocaustüberlebenden, als Nachweis wissenschaftlicher Redlichkeit. Das Buch gehörte in die Sparte der verschwörungstheoretisch aufgeladenen „Israelkritik“. Angela Merkel hat 2008 vor dem israelischen Parlament gesagt, dass die Sicherheit Israels Teil der Staatsräson Deutschlands sei. Immer wieder wird die Debatte geführt – und geführt werden müssen –, wann „Israelkritik“ in Antisemitismus umschlägt.

Gesellschaftlich geht es um Aufklärung und politische Bildung. Auf individueller Ebene geht es darum, sich simplen Denkmustern zu entziehen, die Komplexität der Entwicklungs- und Veränderungsprozesse zu reflektieren sowie ein kritisches Bewusstsein und historische Urteilskraft auszubilden. Die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Antisemitismus stellt hierfür einen wichtigen Baustein dar.

Sebastian Vogt schreibt in einer sehr engagierten Sprache. Er ordnet die unterschiedlichen Ausbrüche und Erscheinungen von Judenhass in nachvollziehbare Kategorien von einem religiös motivierten, gesellschaftlich-sozialen, rassistischen bis zum säkularen und israelbezogenen Antisemitismus. Und dann steht da noch die Frage, wie umgehen mit der Vergangenheit, wie umgehen mit Schuld. Das Buch ist eine Herausforderung – dem Thema angemessen.

YVONNE SHERWOOD, *Blasphemie. Geschichte und Gegenwart des Frevels*, München 2023 (Claudius Verlag). Aus dem Englischen übersetzt von Carla Hegerl, 196 S. mit Abbildungsverzeichnis sowie Quellenangaben und weiterführender Literatur.

Die an der Universität Kent lehrende Professorin für Biblische Kulturen und Politik macht recht schnell deutlich, dass der Begriff der Blasphemie durchaus nicht nur in den Bereich der von Religion und Glaube geprägten Welt des Mittelalters gehört. Sie verzeichnet sogar eine Zunahme von als Blasphemie eingestuften Verstößen gegen die Gefühle von Menschen, beziehungsweise von Gruppen und ganzen Gesellschaften in der Gegenwart. Leserin und Leser werden in sechs Kapiteln zu einem differenzierteren Verständnis von Blasphemie geführt.

Nachdem Sherwood den Begriff philologisch als „verletzende Rede“ geklärt hat, wird schon deutlich, dass das Augenmerk dabei immer auf einen Betroffenen gerichtet werden muss. Blasphemien sind nie nur eine Frage des Inhalts, sondern bedürfen stets eines sozialen und rechtlichen Rahmens, was impliziert, dass Blasphemien auch zeitlich eingebunden sind. Sherwood erwähnt hier unter anderen Beispielen das Gemälde „Auferstandener Christus, triumphierend“ von dem hoch angesehenen Peter Paul Rubens (1616) mit der symbolischen Affirmation der physischen Auferstehung. Aus der Gegenwart führt sie den Sportschuhproduzenten Nike an, der ein komfortables Schuhmodell mit dem Modellnamen „Air“ in arabischer Schrift versehen hatte, was mit dem Wort „Allah“ in arabischer Kalligrafie verwechselt werden konnte. Nike entschuldigte sich und rief die bereits ausgelieferten Schuhe zurück. Bekannt geworden ist auch der Streit um eine Darstellung des Gekreuzigten mit Gasmasken. Blasphemie liegt also in den Augen des Betrachters.

Wer über Blasphemie schreibt, setzt das Wort gelegentlich in Anführungszeichen, als solle signalisiert werden, dass diese Bewertung nicht stimmt oder man sich hier ironisch äußere. Blasphemie wurde schon immer mit einer „Gesundheitswarnung“ versehen, dass es so etwas eigentlich gar nicht geben sollte. Blasphemievorwürfe waren jedoch auch häufig nur ein Deckmantel der Realpolitik. Ein bekanntes Beispiel war die Performance der Gruppe Pussy Riot in der Moskauer Erlöserkirche, einer Kirche, die unter Stalin dem Palast der Sowjets weichen sollte und deshalb 1931 gesprengt worden war. Pussy Riot hatte in ihrem dortigen Auftritt im Jahr 2012 den „Chefheiligen, den Kopf des KGB“ angegriffen, der „eine Kolonne Protestierender ins Gefängnis“ führt, den ehemaligen KGB-Offizier und aktuellen Patriarchen Kyrill, den Putin kurz zuvor als „Wunder Gottes“ bezeichnet hatte (oder hat Putin dabei an Saulus/Paulus gedacht?).

Es wird häufig postuliert, dass der „Westen“ mit seiner Wertschätzung für Menschenrechte und Vernunft auf den zwei Säulen des Christentums und der klassischen Antike gründe. Die beiden Gründungsfiguren, Jesus und Sokrates, wurden wegen „Blasphemie“ angeklagt und zum Tode verurteilt. Als Jesus auf die Frage des Hohenpriesters, ob er der Messias sei, mit Ja antwortet, zerreißt dieser vor Entsetzen sein Gewand – was den Juden

den Ruf der Überempfindlichkeit verschaffte. Die Lehren von Jesus und Sokrates bezeichnet man auch als Parrhesia, Freimut, so auch im Neuen Testament (Apostelgeschichte 4,13). George Bernard Shaw hat einmal gesagt: „Jede große Wahrheit beginnt als Blasphemie“. Neue Wahrheiten sind immer skandalös. Als 2015 das Pariser Büro des Satiremagazins „Charlie Hebdo“ von Männern gestürmt wurde, die meinten, den Propheten Mohammed rächen zu müssen, ging es in den folgenden Protestaktionen um die Verteidigung der Meinungsfreiheit. Blasphemie war nie eine rein religiöse Angelegenheit, sie betraf immer schon die Politik, oder – wie sich der Brite Richard Carlile im 19. Jahrhundert über das Parlament einmal ausdrückte: „Der Herr gibt und die Herren nehmen“. Worin unterscheidet sich ein zerstörter Koran oder das Verbrennen einer Nationalflagge von der Leugnung des Holocaust? Was sagt uns der Streit um die Aufnahmen des toten Körpers des geflüchteten und 2015 an die türkische Küste angeschwemmten syrischen Jungen und das Verpixeln der Tötung des Afroamerikaners George Floyd 2020 durch einen Polizisten in Minnesota?

Mit der Reformation gewann das Wort Blasphemie eine weitere Bedeutung, da die Protestanten dieses Wort benutzten, um sich von den Katholiken abzusetzen, die von Häresie sprachen, wenn sie falsche religiöse Vorstellungen bekämpfen wollten. Von Kaiser Tiberius stammt der Satz „Deorum iniuriae diis curae“: Gotteslästerung zu ahnden ist Sache der Götter. Da jedoch die Protestanten zum System zurückkehrten, dass der rechtgläubige Fürst den rechten Glauben auch durchzusetzen hatte, kam es zu einer umfangreichen Produktion von Blasphemiegesetzen. Zur Zeit der europäischen Kolonisatoren ein wahrer Exportschlager. In Indien allerdings, wo es nach Salman Rushdie „weniger als dreimal so viele Menschen gibt wie Götter“, tauchte hier erstmals die „Beleidigung religiöser Glauben“ im Plural auf. Im Hinduismus spielt die soziale Blasphemie eine viel wichtigere Rolle als die Beleidigung der Götter. Im Buddhismus gibt es nur soziale Blasphemien. Für die Europäer galt in der Frühen Neuzeit der Buddhismus als friedliebend und dem Christentum nahestehend; der Islam und das Judentum dagegen als Problemreligionen und mit religiöser Gewalt verbunden. Das Ansehen Gottes steigt und fällt mit dem sozialen Status seines Volkes. Blasphemie wurde säkularisiert, zu einem Verbrechen gegen den öffentlichen Frieden, die gesellschaftliche Ordnung. In der Fremde geht es dann um die Aufrechterhaltung des sozialen Zusammenhalts. Die drakonischen Strafen allerdings, die heute hier und dort bei Fehlverhalten drohen, stehen im Widerspruch zum frühen Islam und der Lehre des Koran. Gleiches gilt für das Christentum: In einer mittelalterlichen Inszenierung der Geschichte von der Beinahe-Opferung des Isaak durch seinen Vater Abraham (1 Mose 22), fragt der Sohn den Vater: „Hast du Mama davon erzählt?“ und Abraham antwortet: „Ihr?! Sohn Marias, Christ verhüte!“ In der traditionellen Typologie des Christentums repräsentiert Isaak Christus, Marias Sohn. Diese Inszenierung ist gleichzeitig heilig und profan, ernst und lustig.

Sind die Grenzen zwischen Blasphemie und Häresie (eigentlich: Bestreitung einer oder mehrerer Lehren der Glaubensgemeinschaft) fließend, so wird es bei dem ebenfalls in die

Blasphemiegesetze eingeflossenen Begriff der Apostasie nun sehr ernst. Im Judentum folgte auf das Ausscheren aus der Glaubensgemeinschaft die Steinigung. Das Christentum antwortete darauf seinerseits mit Exkommunikation, unwiederkehrbarem Ausschluss aus der Gemeinschaft. Der Koran kennt dafür keine diesseitige Strafe, nach der Scharia aber ist die Abkehr mit dem Tod zu bestrafen. Hier geht es um mehr als eine Sünde gegen gesellschaftliche Konventionen oder eine Geschmacklosigkeit, man sieht die Existenz der religiösen Gruppe in Frage gestellt. Damit hängt auch die verhängnisvolle Gleichsetzung von Religion und ethnischer Herkunft zusammen. Kann Glaube Privatsache sein?

Salman Rushdies Roman „Satanische Verse“ war der Auslöser eines der ersten großen religiös-ethnischen Konflikte britisch-muslimischer Communities. Dahinter verbarg sich die Vorstellung, dass ein Mitglied einer Minderheit, diese positiv darzustellen habe. So richteten sich viele der Proteste gegen die Satanischen Verse gegen die Passagen, in denen Prostituierte die Namen von Mohammeds Ehefrauen trugen. Vertreter des britischen Establishments belehrten die muslimische Community über die gute britische Tradition der Meinungsfreiheit. Andere aber forderten mehr Respekt für die Andersgläubigen oder sie forderten sogar mehr Sichtbarkeit der Minderheiten. Aber der Islam galt nun als fundamentalistisch, gewalttätig, mittelalterlich. Es sei daran erinnert, dass die Rushdie-Affäre kurz vor dem Fall der Berliner Mauer und dem Ende des Kalten Krieges ausbrach. So konnte man nun interpretieren, dass jetzt als neuer Konflikt ein religiöser „Krieg“ zwischen dem christlichen Westen und dem islamischen Osten folgen werde. Aus ethnischen Differenzen wurden religiöse. Es folgte der 11. September 2001. 2005 brach der Streit um die in einem dänischen Provinzblatt veröffentlichten Mohammed-Karikaturen aus. Die Blasphemien hatten Hochkonjunktur, weil sie gebraucht wurden, um die Unterscheidungen zwischen dem Islam und dem Westen zu reproduzieren. Minderheiten wurden auf die Probe gestellt. Nur wer bei Provokation nicht reagierte, bewies seine Kompatibilität mit dem Westen. Früher waren die Außenseiter die Blasphemiker, nun waren die Außenseiter die überempfindlichen Blasphemiegegner. Der typische Blasphemiker versteht sich als Verteidiger jahrhundertalter europäischer und amerikanischer Werte gegen migrantische Communities, die keine Meinungsfreiheit gewohnt sind. Da kann dann ein Thilo Sarrazin warnen vor der Gefahr „Eurabiens“, aufrufen zum Kampf gegen die islamische Übernahme des Westens.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war Blasphemie ein verbales Phänomen; es waren Worte, die verletzten. Im 20. Jahrhundert wurden es visuelle Darstellungen, Körper und Gesichter von heiligen Personen. Als neues Medium kam die Karikatur hinzu. So erschien dann Adam, im Garten Eden sitzend, der eine Zeitung liest mit dem Titel „The Universe“. Gottes Propheten sieht man schockiert, als jemand sie auf ihrem Handy anruft. Abraham hält bei der geplanten Opferung seines Sohnes kein Messer in der Hand, sondern ein Gewehr, das ihm ein Engel aus der Hand nehmen will; da aber erschießt Abraham aus Versehen Gott. Auch in der Reformation nutzte man schon Bilder, Holzschnitte als Druckvorlagen zur weiten Verbreitung. Bekannt ist eine Darstellung des Papstes mit einem Esels-

kopf. Heute, im Zeitalter der Selfies, sind wir sensibler gegenüber Bildern. Es sind eben nicht nur Bilder; sie können auch die Persönlichkeit verletzen. Aber das ist nichts Neues. Wir kennen das zum Beispiel von alten Fresken aus dem 2. Jahrhundert, in denen von späteren Betrachtern unliebsamen Personen die Augen ausgestochen wurden: *damnatio memoriae*. Aber mit dem Internet haben wir heute eine viel größere Plattform, um unsere Entrüstung weltweit zu verbreiten, eine empörte Online-Community zu bilden, einen Raum für öffentliche Solidaritätsbekundungen zu schaffen. Das verschärft jeden vermeintlichen Verstoß. Also fordert man neue Technologien zur Löschung solcher Auftritte. Cyberattacken gehören dazu. Freilich hat es auch früher schon Fälle gegeben, wo Bilder erst gar nicht ausgestellt, oder wieder abgehängt wurden, Theaterstücke aus dem Programm genommen wurden. Die Formen der Zensur und Überwachung nehmen aber wieder zu. Und dann kommen noch Medien hinzu, die – auch aktiv gesteuert – den besten Zeitpunkt für eine Aktion bestimmen, damit die größtmögliche Zahl an Klicks erreicht wird, die beste Sendezeit gesichert ist.

Blasphemien sind kein Thema, das mit dem Ende des Mittelalters obsolet geworden wäre. Am Ende des Buches aber mag man sich betroffen fragen, wie weit weg wir denn eigentlich von diesem vermeintlichen Mittelalter, nach dem Verständnis der damals Lebenden der *aetas christiana*, schon entfernt sind, oder stehen wir da noch mitten drin, verhalten uns jedenfalls so. Yvonne Sherwood hat ein ernstzunehmendes Buch vorgelegt, eine Anregung zum Lesen und Nachdenken.

Michael Wittig, Wewer

JULIANE STÜCKRAD, Die Unmutigen, die Mutigen. Feldforschung in der Mitte Deutschlands, Berlin 2022 (Kanon Verlag), 286 S. inklusive Verzeichnis ausgewählter Literatur.

Die Verfasserin hat an der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit einer Arbeit über die Kultur des Unmuts promoviert. Sie ist heute wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Volkswirtschaftlichen Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen. Den Großteil der vorliegenden Arbeit hat sie als freischaffende Ethnologin jeweils auf Auftragsbasis erarbeitet. Wie schon im Titel ersichtlich, wendet sich das Buch zunächst in fünf Beiträgen den „Unmutigen“ zu, dann ebenfalls in fünf Kapiteln den „Mutigen“. So wie Frau Stückrad mit einem Prolog beginnt, setzt sie den Abschluss mit einem Epilog. Die im Titel genannte „Mitte Deutschlands“ steht hier offensichtlich für die Bedeutung der ostdeutschen Heimat für Frau Stückrad; es gibt keine Anzeichen im Text, dass hier an „verlorene Ostgebiete“ erinnert werden soll.

Im Prolog begegnen wir der jungen Verfasserin, die auf einer Reise durch Peru ihre Profession gefunden hat: Die arrival story der Ethnologin. Das Forschungsfeld sollte Ostdeutschland sein: ethnography at home. Sie erzählt auch etwas über die Spezifika des Ethnografierens. Ethnografien sagen nie nur etwas über diejenigen, die da erforscht werden, sondern immer auch etwas über die Forschenden aus. Zudem ist jede Beschreibung auch schon Deutung, ist geprägt von der Auswahl an Themen und Worten. Als Grabungshelferin auf einer Ausgrabung im Süden Brandenburgs findet sie ihr Thema, als ein Kollege ihr auf Vorhaltungen, ständig zu schimpfen, antwortet: „Ich schimpfe nicht, ich sage nur die Wahrheit.“ Nun wollte sie der Wirklichkeit der schimpfenden Menschen ihrer temporären Wahlheimat Südbrandenburg auf die Spur kommen.

„Der kleine Mann“: „Die haben doch alle keine Ahnung da oben, die wissen doch nicht, was der kleine Mann macht, der kann nur blechen.“ Schimpfend verteidigt der kleine Mann sein Recht auf Distanz zu den herrschenden Verhältnissen. Die Einteilung der Welt in oben und unten macht sie in gewisser Weise für den kleinen Mann auch verstehbarer. Daran hat auch der Wechsel vom Sozialismus zum Kapitalismus nichts geändert. War der kleine Mann in der DDR den Entscheidungen der Funktionäre ausgeliefert, so findet er sich im wiedervereinigten Deutschland erneut in einer machtlosen Position wieder. Allerdings ist der kleine Mann – so die Ausführungen des erwähnten Kollegen – aufgrund der wirtschaftlichen Ausbeutung nun auch noch nackig. Früher war der Kollege „Harzer“, einer der das Baumharz aus Kiefern abzapfte, das für die chemische Industrie benötigt wurde. Er schwärmte noch von der guten Arbeitskleidung, die er am ersten Tag im Forst bekommen hatte: Für ihn ein Zeichen für den Wert, der dieser Tätigkeit beigemessen wurde, die dann nach 1989 aber als unrentabel galt. Wertschätzung ist das eine, was wichtig ist für die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft.

Schimpfen kann eine entlastende Funktion haben, wie ein reinigendes Gewitter – wirkt aber nur kurzfristig. Aggressive Impulse verstärken sich langfristig, wenn sie vom Umfeld

akzeptiert oder sogar gutgeheißen werden. So kann es passieren, dass der Schimpfende immer häufiger auf aggressives Verhalten zurückgreift. Dem sozialen Umfeld kommt beim Hineinwachsen in die Kultur des Unmuts eine wesentliche Bedeutung zu. Diese Unmutskultur ist bestimmend für die Wahl der Mittel.

Schimpfen ist auch der Versuch, die Kluft zwischen Erfahrung und Erwartung verbal zu überbrücken. Die Kultur des Unmuts sagt also auch etwas über die Kultur des Wünschens. Für viele Menschen in Brandenburg war die „Wende“ nicht mit einer „revolutionären Euphorie“ verbunden, sondern mit dem Verlust des Arbeitsplatzes, dem Abbau der Infrastruktur und der Abwanderung der Kinder und Enkel. Eine abgehängte Region ohne Aussichten, ohne Hoffnungen auf eine sinnvolle Zukunft. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen vermittelten die Menschen zeitlich begrenzt als Grabungshelfer oder schickten sie in den Naturschutz. Die Verfasserin erinnert sich an eine Gartenbank, auf der eine mit Stroh ausgestopfte Jeans platziert war; auf dem einen Hosenbein stand „Blühende Landschaften“, auf dem anderen „Tote Hose“. Stimmungshit dieser Jahre: „Du hast mich tausendmal belogen ...“. Frau Stückrad beschreibt auch, wie ansteckend solche Erlebnisse sein können. Unmut über das Leben in dieser Region war nicht nur ihr Forschungsthema, sondern wurde auch ihr selbst zum Problem: Würde auch sie selbst hier in dieser vermeintlich abgehängten Region in prekäre Verhältnisse abrutschen? „Wahnsinn, warum schickst du mich in die Hölle, Hölle, Hölle?“

„Revolutionäre Situationen“: Auf der Suche nach der Wahrheit hinter dem „Jammer-Ossi“ stieß Frau Stückrad auf die Erklärung, dass Schimpfen in einem totalitären System eine durchaus überlebensnotwendige Strategie sei, um die politische Haltung des Gegenübers zu erkunden. Die gemeinsame Klage konnte eine gute Grundlage sein, um darauf weitere heikle Themen anzusprechen. Gemeinsames Schimpfen diene dem Aufbau eines Vertrauensverhältnisses innerhalb einer von Misstrauen geprägten Gesellschaft. Aber nach der Wende hieß es dann: „Heute kann man alles sagen, aber es interessiert keinen mehr.“ Die kritische Rede der Ostdeutschen bekam etwas Beliebigeres. Es wurde schon formuliert, dass in der Kultur des Unmuts auch die Kultur des Wünschens enthalten ist: Gleichberechtigung der Regionen in einem Staat, der der gesamten Bevölkerung gleiche Chancen auf Arbeit bieten soll. Das hieß für die Ethnologin, dahin gehen, wo der Unmut artikuliert wurde, auf eine Demonstration gegen die sogenannte Harz-IV-Gesetzgebung in der Lausitz. Auf Demonstrationen wird der Unmut öffentlich sichtbar inszeniert, hier erhalten die Akteure und ihr Publikum einen eigenen Raum und eine eigene Zeit, Demonstrationen geben dem Einzelnen die Bühne, sein individuelles Leiden an der Welt als kollektives Leiden für die Öffentlichkeit sichtbar zu machen. Nach einer schönen Formulierung von Albert Camus: „Ich empöre mich, also sind wir.“ Und da hörte die Verfasserin dann ebenso epische Sätze: „Was nützt mir denn die Reisefreiheit, wenn ich mir nichts leisten kann?“ „Ich sag nur, nach gereizt kommt Gewalt.“ „Wer jetzt noch kein Staatsfeind ist, wird es spätestens nach dem Besuch auf dem Arbeitsamt.“ Und als Rat an die Forscherin: „Wenn Sie das alles aufschreiben, da kriegen Sie keine Doktorarbeit, da werden Sie eingesperrt.“

Die Demonstrationen zehn Jahre später, die Dresdner Pegida-Demonstrationen,

zeigten, dass das auf der Demonstration Gesagte – gemeinsam mit dem global zu beobachtenden Aufschwung der Rechtspopulisten – Gewalt nicht nur benennt, sondern auch rechtfertigt und letztlich dazu animiert. Beide Demonstrationen, 2004 und 2014, fanden an einem Montag statt und griffen damit bewusst auf die erfolgreichen Montagsdemonstrationen vom Herbst 1989 zurück. Die Bedeutung der Friedlichen Revolution aber sollte damit nicht entwertet werden. Mit der Strategie „denen da oben eine Lehre zu erteilen“ hat der Unmut eine neue Qualität bekommen, denn die Vorsänger der Unmutigen lassen nun für sich schimpfen und sammeln Stimmen. Der zu Formeln erstarrte Unmut aber ermöglicht kaum noch einen Zugang zum Leiden des Einzelnen an der Welt. Und damit hat Deutschland ein ernsthaftes Problem.

„Tote Ecken“: Heimat als Lebensmöglichkeit und Identifikationsraum, der Begriff Heimat ist immer wieder neu interpretiert worden. Was aber passiert, wenn sie „ihren Mann nicht mehr ernähren kann“. Frau Stückrad hat registriert, dass viele der im südbrandenburgischen Elbe-Elster-Kreis lebenden Menschen eine distanzierte Haltung zu ihrer Heimat äußern: „tostlose Gegend“, „Ödnis, aus der man doch nur raus will“. Heimat war zu einem negativen Gefühlsraum geworden, der bei so Manchem Resignation auslöste: „Die Klugen gehen, die Deppen bleiben.“ Dies kommt einer Diskriminierung der Bevölkerung jener ländlichen Räume gleich, als hätten sie den Absprung nicht geschafft. Als Symbol der Verwilderung einer Gegend werden da Zahlen herumgereicht über die Zuwanderung von Wölfen. Die Niederlausitz hatte über Jahrhunderte den Charakter eines Nebenlandes, lag „im Schatten mächtiger Nachbarn“. Die Orte waren handwerklich, garten- und ackerbaulich geprägt. Im 19. Jahrhundert kam der Kohleabbau hinzu und eine zögerliche Industrialisierung mit Glas- und Ziegelproduktion sowie Maschinenbau und Textilgewerbe. Prägend aber blieben Handwerk und Kleingewerbe. Bildungsorientierte Bewohner wanderten ab nach Leipzig, Dresden, Berlin oder Breslau. Landflucht generell war auch in den 1980er Jahren ein Problem. Die Menschen im Süden Brandenburgs konnten sich also schon seit Generationen randständig fühlen; dies war Teil ihrer Selbstwahrnehmung. Nach der Wende kam außer dem Verlust von Arbeitsplätzen noch die Stilllegung von Bahnstrecken und das Verschwinden von gewohnten sozialen Begegnungsmöglichkeiten hinzu. Man wurde wieder in den alten Status als ein Niemand versetzt.

Es gehört bis heute zum common sense vieler Ostdeutscher, dass es früher mehr Gemeinschaft gegeben habe. Wobei der vermeintliche bessere Zusammenhalt in der DDR sich auch daraus ergab, dass der Alltag in einem engeren Beziehungsgeflecht stattfand: Wer einen Christstollen backen wollte, musste Mandeln, Rosinen, Korinthen, Orangeat und Zitronat organisieren. Heute geht man in den Supermarkt. Wer nicht backen will, bekommt dort auch den Stollen selbst für überschaubares Geld. Das Beklagen des Verlustes an Zusammenhalt ist eher ein Ausdruck eines sozialen Unwohlseins. Dazugehört die Verringerung alltäglicher Kontakte dadurch, dass sich jeder, der Arbeit hat, morgens auf seinen Weg dorthin macht, um erst abends einigermaßen geschafft wieder zurückzukehren. Und dann macht man auch hinter sich die Tür zu und bleibt in seiner Wohnung: „Heute hat doch jeder mit sich selbst genug zu tun.“ Es ist schwierig, kontinuierlich alltagsrelevante

gemeinsame Aufgaben zu finden. Hinzu kommt das Gefühl der Entwertung ostdeutscher Lebensleistungen. Gemäß der DDR-Pädagogik musste der Mensch erst zu einer sozialistischen Persönlichkeit erzogen werden; er war also ein Mängelwesen. Nun soll er sich der „westdeutschen Leistungsgesellschaft“ anpassen. Also ist er wieder ein Mängelwesen? Will der „Ossi“, der dem „Wessi“ Arroganz und Ignoranz vorwirft, sich dadurch gegen eine Ausbeutung sozialer Kompetenzen zur Wehr setzen, da er sich eigentlich in der Rolle als „kolonisierter Geber“ sieht? Die Fachliteratur spricht da von einem Attributionskonflikt, was heißt, dass von einem Fremden erwartet wird, dass er sich den ortsüblichen Gepflogenheiten anpasst und als Lernender auftritt. Der Einheimische übernimmt die Aufgaben des Lehrmeisters. Nach 1989 aber traten die Westdeutschen in Ostdeutschland als Fremde und Lehrmeister auf und die Ostdeutschen wurden als Einheimische und Schüler behandelt. Die Westdeutschen als „Agenten des Wandels“, die Ostdeutschen als Fremde im eigenen Land. Die Einteilung in „Ossis“ und „Wessis“ diente demnach auch der Bewältigung alltäglicher Irritationen unter der Prämisse einer gemeinsamen Zukunft. Und da waren dann auch noch die, die in den Westen gegangen waren, „schon ein richtiger Wessi“ geworden waren. Selbst aber klagten: „Im Westen bist du als Ossi weniger wert als ein Türke“. Da zeigte sich bald, dass die Erfahrung von Demütigung und die Neigung zum Demütigen eng beieinander liegen. Negative Gefühle gegenüber einem Fremden, den man in der eigenen Rangordnung eigentlich tiefer angesiedelt sieht, dem es aber vermeintlich besser geht. Da geht es um mehr als um Verteilungskämpfe, um knappe wirtschaftliche und soziale Ressourcen.

„Vergebliche Mühen“: In ihre Heimatstadt nach Thüringen zurückgekehrt, wo sie selbst die Friedliche Revolution erlebt hatte, erarbeitete Frau Stückrad auf der Basis einer Studie über eine ostthüringische Kleinstadt einen Vortrag für einen Kongress mit FachkollegInnen. Häufig wird unreflektiert von „Wende“ gesprochen, eher in Sonntagsreden von der „Friedlichen Revolution“. Drückt sich darin eine Geringschätzung der Leistung der Menschen aus, die da friedlich demonstriert haben? Kulturen sind nie statisch, sondern immer im Wandel begriffen. Gerade die Bewohner ländlicher Räume können wir als Experten für den Wandel ansehen. In Ostdeutschland kann für die 1990er Jahre eine Welle von Vereinsgründungen registriert werden. Inzwischen ist da aber eine Erschöpfung spürbar. Vieles ist gelungen, manches ist versandet, oft aus finanziellen Gründen, häufig aber auch aus personellen. Im Zuge der Verunsicherung durch die Folgen der Wiedervereinigung hatten so manche die neu gewonnene Handlungsfähigkeit in der Überschaubarkeit ihres direkten Lebensumfeldes, des Dorfes, der Kleinstadt genutzt. Dann kamen Eingemeindungen, Gemeindegebietsreformen. Das brachte mehr Bürokratie, und die Straßensperrung für das Dorffest oder den Martinsumzug wurde zu einer Herkulesaufgabe. Wenn man dann für den Antrag auch noch Geld mitbringen musste, wurde dies als ein Mangel an Wertschätzung für das Ehrenamt empfunden. So entwickelte sich der Eindruck, dass die lokalen Bedürfnisse in der Politik keine Rolle mehr spielen, die Politiker den Kontakt zu den Bürgern verlieren. Ehrenamtliche Kommunalpolitikerinnen und -politiker stellten doch die niedrighschwellige Möglichkeit zur politischen Teilhabe dar. Mehr Mündigkeit vor Ort ist also gut für eine Demokratie.

„Elende Stasigegend“: Im Auftrag der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens machte sich Frau Stückrad auf, eine Studie zur Bedeutung der Kirche im ländlichen Raum zu erarbeiten. Obwohl der Osten als weitgehend säkularisiertes Terrain angesehen wird, stellt der Pfarrer vor Ort noch immer eine Autorität dar und sind auch die kirchlichen Strukturen von Bedeutung. In einem der ersten Dörfer, die die Verfasserin besuchte, hörte sie, dass die erfolgreichste Zusammenhalt stiftende Aktion die Errichtung einer Gemeinschaftsantenne für den Empfang von Westfernsehen in den 80er Jahren war. Im nächsten Dorf berichtete man ihr von Verwerfungen zwischen den Mitgliedern der Kirchengemeinde und den „ehemaligen Roten“. Für den Pfarrer im nächsten Ort waren die „Roten“ „auch nur arme Schweine“, weshalb er sie zum Gespräch einlud, was ihm seine Gemeindeglieder allerdings übelnahmen: „Wer Versöhnung will, kriegt Dresche.“ Im Vogtland, einer Durchgangslandschaft, die sich über die Bundesländer Sachsen, Bayern und Thüringen erstreckt, begegnete der Ethnologin dann auch ein grenzübergreifendes Regionalbewusstsein. Im ersten Dorf angekommen erklärte man ihr die Eigenart des Ortes durch den 1965 erfolgten Bau einer Talsperre, dem die Hälfte des Dorfes hatte weichen müssen. Es hieß, diese Häuser seien alt und in schlechtem Zustand gewesen. Im Dorf waren zuvor Bewohner, denen man eine staatsfeindliche Haltung unterstellte, ausgesiedelt worden; „linientreue Genossen“ waren zugezogen. Zwangsausgesiedelt worden war auch ein Bauer, dessen Hof die LPG übernahm. Im Ort hieß es, „er konnte die Klappe nicht halten“, was auf eine gewisse Akzeptanz opportunistischen Verhaltens in einem totalitären System hindeutete. Das Dorf lag im sensiblen Sperrgebiet der nahen Grenze. So war auch der Friedhof verlegt worden. Man wollte Beerdigungsgesellschaften von der Grenze fernhalten. Es wurde von einem Pfarrer erzählt, der sich aufgehängt hatte, weil er bei der Stasi gewesen sei. Seinen Grabstein hatte man auf den alten Friedhof zurückversetzt. Mit dem Verschwinden der DDR verschwand der Argwohn gegen die Stasi-Spitzel allerdings nicht, „das waren die, vor deren Tür zuerst die dicken Westautos gestanden haben.“ Die Bürgermeisterin des Ortes war seit Beginn der 80er Jahre bis weit nach der Friedlichen Revolution im Nachbarort gewesen; sie hatte ihren Wissens- und Erfahrungsschatz in Sachen Verwaltung eines Dorfes in den unterschiedlichen politischen Systemen eingebracht. Das letzte Gasthaus hatte geschlossen, das Pfarrhaus stand zum Verkauf. Auf die Frage, warum die Menschen hierblieben, hörte sie: „Weil wir hier unsere schönste Zeit verbracht haben, unsere Jugend.“ Das schien stärker zu sein als die Krisen, die das Dorf durchlebt hat. Und damit ist doch der Übergang zu den „Mutigen“ schon gelegt.

„Poesie des Feldes“: Auf einer Tagung zum Thema „Transformation in Ostdeutschland“ wurde Frau Stückrad als Referentin vorgestellt, zugehörig zu einer „Alterskohorte, die eigentlich für unsere Forschung von Interesse ist.“ Sie hielt ihren Vortrag trotzdem. Sie vertrat dort ihre Überzeugung, „dass für die allgemein bemängelte Politikverdrossenheit vieler Ostdeutscher weniger die Prägung durch den Sozialismus, als die Erfahrungen mit der Machtlosigkeit bei der Mitgestaltung im Transformationsprozess verantwortlich zu machen sind.“ Insgesamt erlebte die Verfasserin auf der Tagung in der Diskussion das ihr aus der Ethnologie bekannte Problem der Deutungskompetenz. Der Osten wird viel zu oft

als Abweichung von der Norm beschrieben. Wenn Lebenswelten aber überwiegend als problematisch dargestellt werden, besteht nicht nur die Gefahr, dass Außenstehende sie ausschließlich so wahrnehmen, sondern auch, dass die Problematisierung in das Selbstbild der Menschen des Forschungsfeldes eingeht. Also wandte sich Frau Stückrad vermehrt dem zu, sich nach dem Gelingenden umzusehen. Aus Strategie wurde eine Haltung, hinter den Dingen die Gestaltungskraft der Menschen anzuerkennen, ihren Fleiß, ihre Kreativität für die Arbeit am Eigenen. Es ging um mehr als den „morbiden Charme der Lost Places“, oder Äußerungen der Nostalgie, dass „die DDR auch ihre guten Seiten gehabt“ habe. Es ging um Zeichen der Ambitionen der Menschen, so bei einem Konzert eines offensichtlich in die Jahre gekommenen Chores, bei der die Ernsthaftigkeit der Sängerinnen und Sänger überzeugte, mit der sie gegen das Wenigerwerden ansangen. Und so fanden sich viele Ost-Geschichten von Ideenreichtum, Risikobereitschaft und Fleiß. Darunter auch solche Events, die über den Ort hinaus Attraktivität entwickelten und Besucher aus der Region und darüber hinaus anzogen. Verbunden mit dem Wunsch, dass die individuellen Erfolgsgeschichten die Kraft besäßen, mehr gemeinschaftlichen Stolz zu erzeugen und die allgemeinen Verlusterzählungen abzumildern. Eine Start-up-Szene, der man die Angst vor dem Scheitern nehmen muss, die solches nicht nur mit persönlichem Verschulden gleichsetzen muss. Damit würden nämlich vor allem die Fehler marginalisiert, die bei der Umstrukturierung der ostdeutschen Gesellschaft gemacht wurden.

„Frommer Osten“: Ostdeutschland gilt in der öffentlichen Wahrnehmung als weitgehend säkularisiertes Gebiet. Doch diese Perspektive übersieht die religiösen Seiten der ehemaligen DDR. Ein Pfarrer erklärte der Verfasserin, dass „Christsein in der DDR etwas Subversives“ an sich hatte. Bei ihrer Kirchenrecherche kam die Ethnologin auf einen Prozentsatz an Mitgliedern von 30 % im Leipziger Land und bis zu 70 % im Vogtland. Der Wunsch der Kirchenleitung nach mehr Unabhängigkeit des Gemeindelebens von der Person des Pfarrers wurde stets mit gemischten Gefühlen gesehen. Andererseits wollte die Gemeinde aber auch nicht, dass der Pfarrer Änderungen einführt. So war es in einem vogtländischen Dorf üblich, dass sich die Gemeinde zu einer Beerdigung an der Leichenhalle auf dem Friedhof traf, wo der Sarg aufgebahrt war, und dann im Anschluss an die Bestattung zum Trauergottesdienst in die Kirche gezogen war – also, wer so lange warten wollte, bis alle am Grab den Hinterbliebenen kondoliert hatten. Der Wandel der Bestattungstradition, erst Gottesdienst und dann Friedhofsgang, hatte einige Diskussionen ausgelöst. Sollte der Pfarrer einen neuen Kuhstall auf Wunsch hin segnen, „da wir, um Glück und Erfolg mit unserer neuen Stallanlage zu haben, noch Gottes Segen brauchen.“ Die Anwesenheit einer Respektsperson wie dem Pfarrer brachte nicht nur Gottes Segen, sondern auch soziales Prestige mit sich: „Wieso sollten wir uns da keinen Pfarrer leisten?“ Schon zu DDR-Zeiten blickten die Menschen in vielen Orten mit Stolz auf ihre ordentlich hergerichtete Kirche, die das Aushängeschild des Dorfes und zudem noch lokaler Identifikationsraum waren. Die Mühen der Materialbeschaffung waren bildhafte Beschreibungen der Mühen des Christseins in einem glaubensfeindlichen System. Kirchensanierungen galten in der DDR als oppositionelle Akte. Heute kann die gut sanierte Kirche, der Einsatz

für ihren Erhalt, ein Bekenntnis zur Dorfgemeinschaft sein, das Raum gibt für eine Utopie von Heimat, die man darin geschützt weiß, weil sie in der Welt draußen so vielen Brüchen und Störungen ausgesetzt ist.

„Heimat feiern“: In der Lausitz erlebte die Verfasserin auch den Karnevalsbrauch des Zamperns, den sogenannten Heischebrauch, bei dem früher die unverheiratete Jugend durch das Dorf gezogen war und Eier, Speck und alkoholische Getränke gesammelt hatte. Heute ziehen auch Verheiratete mit und ziehen verkleidet und musizierend durch den Ort. Der gemeinsame Rausch stellt eine zeitlich begrenzte Gegenwelt zum Alltag dar und gibt zumindest für den Zeitraum des Brauches den Teilnehmern das Gefühl des Zusammenhalts. Aneignung und Aufnahme des aus einer bäuerlichen Tradition stammenden Brauches in die eigene lokale Kultur erfolgen durch die Wiederholung im Jahreskreis. Nicht nur Angehörige der mittleren und älteren Generation sind dafür offen. Bei Jüngeren hört man jedoch auch das Grölen von rechten Parolen. Ein Dumme-Jungen-Streich?

Dorffeste, speziell Jubiläen inszenieren angesichts historischer Brüche und des steten Wandels die Rückbesinnung auf die Geschichte; sie laden dazu ein, sich in der Zeit zu verorten und mit der Gegenwart in ein sinnstiftendes Verhältnis zu setzen. Auszuhandeln, wie die Inszenierung der historischen Bedeutung des Ortes auszusehen hat, geht nicht immer konfliktfrei. So hatte in einem Dorf die Feuerwehr traditionell ein Festzelt aufgebaut, wohin dann alle zu Stimmungsmusik und Bier kamen. Als nun einmal der Pfarrer im Garten des ehemaligen Pfarrhauses als Ergänzung ein Weinfest organisierte, empfand dies die Feuerwehr als Konkurrenz, die ihre Einnahmen schmälerte; zudem mutmaßte man, dass sich die Weintrinker für etwas Besseres hielten.

In einem anderen Dorf feierte man das Abfischen des Dorfteiches, was hier ebenfalls von der Feuerwehr organisiert wurde. Neben dem Festzelt stand eine Stange, über die ein Gummistiefel gestülpt war. Dies erinnerte an das erste Fischerfest. Damals brauchte man Strom, den man von der Straßenbeleuchtung holte. Ein ortsansässiger Elektriker hatte eine Straßenlaterne angezapft und einen Gummistiefel über den Lichtsensor gestülpt, sodass die Anlage nun auch am Tag brannte. Der Stiefel wurde zum Symbol einer gemeinsam begangenen Ordnungswidrigkeit und für den Eigensinn der Dörfler: „Hier weiß ja jeder, was er zu tun hat.“ Dies verweist auf das „Rezeptwissen“, mit dem wir einen Großteil unseres Alltags bewältigen. Mit der Transformation der Gesellschaft 1989 verlor das bis dahin gültige Rezeptwissen an Bedeutung; neue Alltagsroutinen mussten mühsam erlernt werden. In Ostdeutschland ist in den letzten Jahrzehnten eine Zunahme von Dorffesten zu beobachten, die vor allem deswegen organisiert werden, „damit etwas los ist.“ Eine „Eventisierung“ der Kultur, Tribut an die Spaßgesellschaft und natürlich auch an ökonomische Aspekte: Jedes Fest kostet Geld, Investitionen, die wieder reinkommen müssen, denn es soll ja nicht beim nächsten Mal schon am Geld scheitern. Dorffeste sind auch wichtig, um sich angesichts des Wandels ländlicher Lebensweisen der lokalen Identität zu vergewissern und die Zusammengehörigkeit zu bestätigen. Darum heißt es: „Nicht das Fest ist das Gemeinschaftsleben, sondern die Organisation des Festes.“ Heimat braucht Inszenierung für Einheimische und Fremde.

„Leben sammeln“: Für Einheimische und Fremde stehen auch die Heimatstuben offen. Da sie meist Ausstellung und Depot in einem sind, erschließen sie sich den Besuchern meist nur in persönlichen Führungen. Aber da erschließen sich dann die Geschichts- und Heimatbilder der Heimatstubenbetreiber. Es bietet sich ein Ort des gemeinsamen Redens über die Welt der Dinge und der Menschen. Heimatstuben können auch Depots für schwierige Erinnerungen sein, indem sie Gegenstände aufnehmen, die im Leben der Menschen keine Funktion mehr haben oder nicht mehr gewollt sind: Separierung schwieriger Dinge in einer Heimatstube, die so helfen kann, zu entlasten. In Vorpommern kam die Verfasserin in eine Heimatstube, die eine Sammlung zur Grenz- und Zollgeschichte beherbergte. Hier konnte die Bedeutung der Grenze zu Polen für die kulturelle Prägung Vorpommerns nachvollzogen werden. Es kamen Exponate hinzu, die das sich wandelnde Leben widerspiegeln, Gegenstände zur Stadt- und Regionalgeschichte, Schiffsmodelle, eine Radiosammlung, ausgestopfte Vögel und Geweihe und natürlich auch Hausrat. Laienausstellungen bieten Raum für Kreativität, die im alltäglichen Leben nicht umfänglich ausgelebt werden kann. Das Heimatmuseum kann auch als eine Form des Ahnenkultes betrachtet werden. Es stellt eine besondere Form der Verarbeitung des kulturellen und gesellschaftlichen Wandels dar, ein Aufbäumen gegen die Zerstörung von Dingen, die einmal Wert besessen haben, der Versuch, der Entfremdung zwischen den Generationen etwas entgegen zu setzen. Heimatstuben dienen mit der Stärkung der lokalen und regionalen Identität als Heilmittel gegen die transformationsbegleitenden Verlustschmerzen. Die Musealisierung macht das „einfache Leben“ zu etwas Besonderem. Siegfried Lenz hat in seinem Roman „Heimatmuseum“ geschrieben, dass „Weltkunde immer nur Heimatkunde sein kann.“ „Grabe, wo du stehst.“

„Freude, schöner Götterfunken“: In Eisenach erlebte Frau Stückrad wie das dortige Theater von einer Kürzungswelle nach der anderen getroffen wurde. In ihren Augen stand das Theater für eine problemorientierte Selbst- und Fremdwahrnehmung Ostdeutschlands. Wie unter einem Brennglas konnten hier die kulturellen Folgen des gesellschaftlichen Umbruchs nach der Wiedervereinigung betrachtet werden, die unfreiwilligen Anpassungen an neue Strukturen, die Sorgen vor dem Abgleiten in die Bedeutungslosigkeit. Das Eisenacher Theater wurde in die „Kulturstiftung Meinigen“ eingegliedert und von dort aus geleitet. Mussten für die Spielplangestaltung nicht wenigstens Grundkenntnisse der Publikumskultur vorliegen? Die Stadt war im 19. Jahrhundert dank der Restaurierung der Wartburg zu einem beliebten Reiseziel geworden. Mit der Industrialisierung wurde der Automobilbau zu einem identitätsstiftenden Zweig. War doch der Wartburg eines der wenigen Statussymbole der DDR. Der anhaltende Protest der Eisenacher führte letztlich dazu, dass Stadtrat und Bürgermeister das zum Erhalt des eigenständigen Theaters notwendige Geld dann doch noch fanden: „Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.“

In ihrem Epilog resümiert Frau Stückrad, dass trotz großer Leistungen angesichts der unvorhersehbaren Schnelligkeit und Dynamik der Wiedervereinigung naturgemäß auch Defizite und Probleme aufgetreten und geblieben sind. Die Entwicklung fasst sie als „erfolgreich und dennoch unzufrieden“ zusammen.

Der „Verein für Geschichte“ hat in den zurückliegenden Jahren mehrere Studienfahrten in die neuen Bundesländer gemacht. Wir haben uns selbst ein Bild machen können von Landschaften und Orten, wir haben Gespräche geführt mit Alt-Einheimischen, Rückkehrern und Neu-Zugezogenen. Schon diese Eindrücke ließen uns froh und dankbar sein für die durch die Friedliche Revolution herbeigeführte Wiedervereinigung. Das Buch von Juliane Stückrad erinnert an die Leistungen der Menschen, die die „Wende“ leben und gestalten. Es bietet viele Lehrbeispiele für politisches und gesellschaftliches Handeln. Sehr lesenswert, auch für Menschen, die im Ruhrgebiet leben, im Bayerischen Wald oder im friesischen Küstenland. Vom Wandel sind wir alle betroffen.

Michael Wittig, Wewer

Autoren und Autorinnen

HANS GERD DORMAGEN, selbstständiger Außenhandelskaufmann, Gasthörer der Fächer Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Köln.

PAUL DUSCHNER M.A. studierte Geschichte und Englische Philologie an der LMU München sowie Kulturerbe an den Universitäten Paderborn und Le Mans. Er war Stadt-schreiber-Stipendiat des Vereins für Geschichte und ist seit 2018 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe an der Universität Paderborn tätig. Einen Schwerpunkt seiner Lehre und Forschung bildet die Kunst Chinas und Japans vor dem 20. Jh. sowie ihre Rezeption in Europa.

CHRISTIN FLEIGE M.A., Studium der Kultur- und Sozialanthropologie sowie Geschichte in Münster und Bologna. Im Anschluss absolvierte sie ein wissenschaftliches Volontariat am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und ist dort seit 2024 als wissenschaftliche Mitarbeiterin in den Sammlungen Volkskunde und Spielzeug tätig.

DANIEL KRAMPS erwarb einen B.A. an der Universität Paderborn und studiert dort derzeit im Master Geschichte und Deutschsprachige Literaturen. Er ist darüber hinaus als Wissenschaftliche Hilfskraft mit Bachelorabschluss für Prof. Dr. Peter E. Fäßler (Universität Paderborn) und Dr. Sebastian Bischoff (Universität Bielefeld) sowie als studentischer Volontär in der Stadtarchäologie Paderborn tätig. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte umfassen die lokale Paderborner Umwelt- und Wissenschaftsgeschichte.

ALEXANDRA KREBS, Dr., Postdoc am Zentrum Bildung und Digitaler Wandel der Pädagogischen Hochschule Zürich. Sie forscht zu historischen Lernprozessen im digitalen Raum. Von 2022 bis 2023 war sie Gerda Henkel Fellow in Digital History am German Historical Institute in Washington DC sowie am Roy Rosenzweig Center for History and New Media der George Mason University in den USA. Für ihre Forschung wurde sie mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Dissertationspreis der Universität Paderborn sowie dem Georg-Eckert-Forschungspreis des Leibniz-Instituts für Bildungsmedien.

CAROLINA NISS, B. Ed., Masterstudentin für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen für die Fächer Geschichte und Englisch an der Universität Paderborn. Besonderes Forschungsinteresse an der Geschichte des Kolonialismus und Rassismus.

CAROLIN SCHRECKENBERG, Studium für das Lehramt an Gymnasien für die Fächer Geschichte, Kunstpädagogik und Philosophie in Frankfurt am Main und Paderborn. Ihr Promotionsvorhaben führt sie mit Förderung der Konrad-Adenauer-Stiftung durch. Seit 2023 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Mittelalterliche Geschichte II an der Universität Paderborn. Einer ihrer Forschungsschwerpunkte ist die Erforschung

der Geschichte der Stadt Köln, insbesondere der erzbischöflichen Macht und Herzogswürde.

WOLFGANG STÜKEN, Paderborner Journalist im Ruhestand, Jahrgang 1953, Autor des Buches „Hirten unter Hitler – Die Rolle der Paderborner Erzbischöfe Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit“, Essen 1999, Neuausgabe Norderstedt 2021; Redaktionsmitglied der Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter „Die Warte“ und der Paderborner Zeitung von Älteren für Ältere „Die Brücke“; diverse Veröffentlichungen zur Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert.

MARIA ANNA WEILAND, geb. 1962, unabhängige Kunsthistorikerin mit Forschungsschwerpunkt Architektur- und Kulturgeschichte des deutschen Barock 1600-1750; langjährige Tätigkeit als Textildesignerin und Unternehmerin; ab 2019 BA-Studium der Geschichte und deutschsprachigen Literatur und seit 2023 MA-Studium Kulturerbe an der Universität Paderborn; Publikationen in der PHM und der Soester Zeitschrift.

PAULINE WICHMANN, Künstlerin, B.Ed. mit den Fächern Kunst und Geschichte, seit SoSe 2024 Studentin des M.A. Kulturerbe, seit WiSe 2021/22 Wissenschaftliche Hilfskraft mit Bachelorabschluss am Paderborner Bildarchiv des Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe.

MICHAEL WITTIG, Dr. habil., geb. 1949, von 2012 bis 2019 Lehrbeauftragter am Historischen Institut der Universität Paderborn, fachliche Schwerpunkte auf Ost- und Südosteuropa, dem Byzantinischen Reich und dem Osmanischen Reich. Seit 2008 Erster Vorsitzender des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/ Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität
Paderborn e.V.**
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

ANSPRECHPARTNER AN DER UNIVERSITÄT:

Apl.-Prof. Dr. Michael Ströhmer
(N4.116; Tel. 60-2473)

Prof. Dr. Frank Göttmann
(W1.209; Tel. 60-2437)

Prof. Dr. Eva-Maria Seng
(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

Verlag für Regionalgeschichte

Windelsbleicher Straße 13
33335 Gütersloh
Postfach 120423
33653 Bielefeld

Telefon 05209 / 6714
Telefax 05209 / 6519
regionalgeschichte@t-online.de
www.regionalgeschichte.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802-1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrentseminar in Paderborn (1832-1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945-1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.-20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper eine Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Bd. 17: MICHAEL STRÖHMER, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn – Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650-1800), Münster 2013, 376 S., 38 Abb. u. Tab.

Bd. 18: FRIEDRICH BOCK, Paderborner Tagebuch 1939-1945, Bielefeld 2019, 310 S. Abb. u. Tab.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn-Brackwede (Bielefeld) 1845-1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939-1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798-1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612-1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseiterkunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

Bd. 17: WIEBKE NEUSER, Die Feuerbestattung in Preußen und in Hagen. Der Krematoriumsbau von Peter Behrens (1904-1908), Gütersloh 2016, 104 S., 20 Abb.

Bd. 18: JOHANNES STÜER, Der Röhrentruher Rezess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, Bielefeld 2017, 141 S., 9 Abb.

Bd. 19: JONAS LEINEWEBER/ PETER KARL BECKER / DAGMAR TROSKA / PHILIPP RUSTEMEIER, Das Schützenwesen in Westfalen als Immaterielles Kulturerbe. Tradition im Wandel: Entwicklungen, Kontinuitäten und Zukunftsperspektiven, Bielefeld 2020, 128 S., 45 Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578-1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990-1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

ANDREAS GAIDT/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1995-2010 (Bibliographien zur Westfälischen Regionalgeschichte), Paderborn 2015.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIE-TERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871-1918-1945, Köln 2004, 159 S., Abb.